



ISBN: 3453084543

Original: The Unexpected Mrs. Pollifax

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Grell Friedmann

1973 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Pfurtscheller-Nannenga

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Die Schwester verließ das Ordinationszimmer und zog die Tür hinter sich zu. Mrs. Pollifax und der Arzt sahen einander an. Er war ein richtig netter junger Mann mit schwarzem Haar, auffallend weißen Zähnen und Hornbrille, die er jetzt abnahm, um auf dem Bügel herumzukaufen. »Mrs. Pollifax«, sagte er freundlich, »ich weiß ja nicht, wie Sie das anstellen, aber für eine Frau Ihres Alters sind Sie in ausgezeichnete körperlicher Verfassung. Ich kann Ihnen nur gratulieren.«

»Oh«, sagte Mrs. Pollifax verzagt. Der Arzt musterte sie derart eigentümlich, daß sie, um ihn nicht zu kränken, mit pflichtschuldiger Freude nochmals »oh« sagte.

Er lächelte und schob sich die Brille wieder auf die Nase. »Allerdings stelle ich trotz Ihres einmaligen physischen Zustands gewisse Anzeichen einer Depression bei Ihnen fest. Sie sind nicht mehr ganz die gleiche Mrs. Pollifax, die mich vor einem Jahr aufgesucht hat. Bedrückt Sie etwas?«

Sie zögerte und überlegte, ob er sie wohl verstehen würde. Er sah so lächerlich jung aus.

Mit Nachdruck fuhr er fort: »Ich habe das Gefühl, Sie sind darüber enttäuscht, daß Ihnen nichts fehlt.«

Zurückhaltend erwiderte sie: »Wissen Sie, ich habe mir nie gewünscht, meine Zeitgenossen zu überleben. Für mich ist das Leben keine Konkurrenz, bei der es darauf ankommt, wer am längsten durchhält. Ich glaube, manchmal kann man auch zuviel Zeit haben.« Sie brach ab und setzte dann tollkühn fort: »Sicher klingt so etwas schrecklich leichtfertig, aber ich finde einfach, ich habe mich selbst überlebt.« So, dachte sie aufatmend, jetzt ist es heraus.

»So, so. Und Ihre Kinder, Mrs. Pollifax, sind sie...?«

»Erwachsen und weit fort von hier. Und Besuche sind nicht das gleiche, verstehen Sie? Da bleibt man doch immer nur ein

Außenseiter.«

Er hörte ihr aufmerksam zu. Ja, er war wirklich ein sehr netter junger Doktor. »Sagten Sie nicht, daß Sie bei einer ganzen Reihe von Wohltätigkeitsvereinen mitarbeiten?«

Mit großer Genauigkeit schnurrte sie die Liste jener edlen Zwecke ab, denen sie ihre Zeit widmete. Es war eine eindrucksvolle und vernünftige Liste.

Der Arzt nickte. »Schön, aber macht Ihnen diese caritative Tätigkeit auch Spaß?«

Seine Frage traf Mrs. Pollifax so unvorbereitet, daß sie unsicher blinzelte. »Komisch«, erwiderte sie und lächelte ihm plötzlich zu. »Ich glaube, im Grunde genommen hasse ich sie.«

Unwillkürlich erwiderte er ihr Lächeln. Es wirkte so ansteckend und verschwörerisch. »Dann wäre es vielleicht an der Zeit, daß Sie sich eine befriedigendere Tätigkeit suchen«, schlug er vor.

Mrs. Pollifax runzelte leicht die Stirn und sagte gedehnt: »Der Umgang mit Menschen macht mir schon Freude, an der Wohlfahrt stört mich nur, daß dazu oft nichts weiter als ein tadelloses Gebiß nötig ist.«

»Wie bitte?«

»Gute Zähne - für das pausenlose Lächeln. Und dann gibt es so viele Vorschriften! Sie haben keine Ahnung, wie straff gewisse Wohlfahrtsvereine organisiert sind. Da geht es so unpersönlich zu, daß man völlig das Gefühl einer eigenen Leistung verliert.«

»Halten Sie sich für einen schöpferischen Menschen?«

Mrs. Pollifax lächelte. »Du liebe Zeit, das weiß ich nicht. Ich bin einfach - ich.«

Das überhörte er und sagte im Brustton der Überzeugung: »Für jeden Menschen jeder Altersstufe ist es von entscheidender Bedeutung, daß er sämtliche in sich schlummernden

Möglichkeiten ausschöpft. Tut er es nicht, dann nistet sich, wenn man so sagen darf, in seiner Seele eine Art Rost ein, und allmählich zerfällt seine Persönlichkeit.«

»Ja, da bin ich ganz Ihrer Meinung, bloß: Was soll ich tun? Nach dem Tode meines Mannes habe ich beschlossen, mir mein Leben vernünftig einzuteilen, um meinen Kindern niemals zur Last zu fallen. Es ist nur -«

»Zu vernünftig, vielleicht?« Etwas in ihrem Blick paßte nicht zu ihrem leicht spöttischen Ton, deshalb sagte er: »Gibt es denn nichts, was Sie schon immer gerne getan hätten, ohne bisher die dafür erforderliche Zeit oder Ungebundenheit gehabt zu haben?«

Mrs. Pollifax sah ihn lange an. »Als junges Mädchen habe ich mir viele Jahre hindurch gewünscht. Spionin zu werden«, gestand sie.

Der Arzt warf den Kopf zurück und schüttelte sich vor Lachen, und Mrs. Pollifax fragte sich, weshalb man sie immer genau dann komisch fand, wenn sie es völlig ernst meinte. Vielleicht waren eben ihre Neigungen schon immer etwas absonderlich gewesen. Ihr Mann hatte sie oft zärtlich ›bezauberndes Gänschen‹ genannt. Das war seine Art, ihr gewisse ausgefallene Vorlieben zu verzeihen, die er nicht recht verstand. Auch die Kinder hatten sich, als sie größer wurden, angewöhnt, sie für ein bißchen verdreht zu halten.

Verwundert dachte Mrs. Pollifax: »Vielleicht bin ich im Grunde wirklich nicht besonders vernünftig, und der Doktor hat ganz recht. Dann kann ich ja nicht glücklich sein, wenn ich unbedingt eine Rolle spielen will, die mir nicht liegt.«

Der Arzt lachte noch immer stillvergnügt, hatte seine Brille wieder abgenommen und rieb sie mit dem Taschentuch blank. Aber die Bekenntnisstimmung war bei seinem schallenden Gelächter zerstoben und stellte sich nicht wieder ein. Er schrieb ihr ein Rezept für Antidepressionspillen aus, sie plauderten noch ein Weilchen unverbindlich, und dann ging Mrs. Pollifax.

»Aber ich habe keinen Witz gemacht«, dachte sie auf dem Heimweg gekränkt. »Ich wollte wirklich Spionin werden.« Sie hatte sich auch mit Feuereifer darauf vorbereitet und war jeden Samstag mit ihrem Vetter John zur städtischen Müllablage gegangen, um ihm zuzusehen, wie er auf die Ratten schoß. Sie hatte sich wie eine Klette an ihn gehängt, bis er sich schließlich dazu herbeiließ, ihr zu zeigen, wie eine Flinte funktionierte. Zu besonders glücklichen Gelegenheiten hatte er ihr sogar gestattet, selbst zu schießen. Und dann waren da natürlich auch noch die Landkarten, über denen sie Jahr um Jahr mit wissenschaftlicher Gründlichkeit in ihrem Zimmer gebrütet hatte, so daß sie bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges imstande war, aus dem Handgelenk die Längen- und Breitengrade versteckter kleiner Inseln zu nennen, von deren Existenz bisher kein Mensch gewußt hatte. Was war ich doch für ein komisches Kind, dachte sie gerührt. Einsam, aber glücklich. Einsam war sie jetzt auch, aber leider so - nutzlos, so überflüssig. Sie hatte den letzten Montag noch nicht vergessen, als sie ihre Geranien aufs Dach ihres Wohnhauses getragen und ganz knapp an der Dachkante gestanden und hinabgeblickt hatte und unbedingt einen überzeugenden Grund finden wollte, warum sie den kleinen Schritt in die Vergessenheit nicht tun sollte. Es war ihr kein einziger triftiger Grund eingefallen. Selbst heute wußte sie noch nicht, was geschehen wäre, wenn der junge Mr. Garbot sie nicht zufällig gesehen und ausgerufen hätte: »Mrs. Pollifax! Um Gottes willen, treten Sie von dem First zurück!« Sie hatte gehorcht und bemerkt, daß sie zitterte.

Davon hatte sie dem Arzt nichts erzählt. Offensichtlich mußte sie eine Möglichkeit finden, ihrem Leben neue Impulse zu verleihen, sonst würde sie jedesmal die gleiche Furcht befallen, wenn sie ihre Geranien aufs Dach trug. Und sie hatte ihre Geranien doch so gem.

Sie stieg die Stufen zu ihrem Wohnhaus empor und stieß die schwere Glastür auf. In ihrem Brieffach lagen mehrere

Rundschreiben, aber keine Briefe. Sie stopfte die Drucksachen in ihre Handtasche, schloß die innere Tür auf und mußte feststellen, daß Miß Hartshorne schon vor ihr beim Fahrstuhl angelangt war und jetzt dort Wache stand. Sofort fühlte Mrs. Pollifax sich und ihre Vorsätze zusammenschrumpfen. Miß Hartshorne konnte nichts dafür, daß sie Mrs. Pollifax so lebhaft an deren Mathematiklehrerin erinnerte, durch die es in ihrer Kindheit beinahe zur Katastrophe gekommen wäre, aber Mrs. Pollifax war ihr, entgegen jeder Vernunft, deshalb doch böse.

»Mrs. Pollifax«, sagte Miß Hartshorne mit ihrer dröhnenden Feldwebelstimme.

»Schöner Tag heute, wie?« sagte Mrs. Pollifax und zitterte ein bißchen. Der Lift surrte, und sie traten ein. Völlig verschüchtert überließ Mrs. Pollifax es Miß Hartshorne, auf den richtigen Knopf zu drücken und erntete dafür prompt einen mitleidigen Blick.

»Warm ist es«, verkündete Miß Hartshorne, sobald der Fahrstuhl sich in Bewegung setzte.

»Ja, und so drückend«, stimmte Mrs. Pollifax bei. Dann raffte sie ihren ganzen Mut zusammen und sagte: »Planen Sie für diesen Sommer wieder eine Reise, Miß Hartshorne?« Das war weniger eine Frage als eine informative Feststellung, denn Miß Hartshorne plante dauernd Reisen, und tat sie es einmal nicht, dann führte sie die Diapositive ihrer bisherigen Fahrten vor.

»Im September«, antwortete Miß Hartshorne entschieden. »Für den erfahrenen Touristen kommt ein anderer Monat überhaupt nicht in Frage.«

»Ja, gewiß«, erwiderte Mrs. Pollifax demütig.

Die Tür öffnete sich, und Miß Hartshorne trat auf Appartement 4-C zu und Mrs. Pollifax auf 4-A. »Guten Tag«, sagte Miß Hartshorne abschließend.

»Ja, natürlich, gleichfalls«, murmelte Mrs. Pollifax und sperrte ihre Wohnungstür mit dem Gefühl auf, knapp entronnen

zu sein.

Nichts als der Winkel der einfallenden Sonnenstrahlen hatte sich in der Wohnung verändert, und Mrs. Pollifax zog die Fensterläden zurecht, ehe sie den Hut abnahm. Als sie an ihrem Schreibtisch vorbeiging, blieb ihr Blick an dem Vormerkkalender hängen, und angeödet überflog sie ihn. Heute war Montag. Dienstag rollte sie den Bücherkarren durchs Krankenhaus, Mittwoch wickelte sie Bandagen, Donnerstag fand am Vormittag ein Treffen des Kunstvereins statt, und am Nachmittag arbeitete sie im Geschenkladen des Spitals. Freitag war eine Sitzung des Klubs der Gartenfreunde, am Samstag ging sie vormittags zum Friseur, und am Nachmittag war Elise Wiggin zum Tee angesagt. Leider redete Elise ausschließlich von ihren Enkelkindern und wie brav sie schon aufs Töpfchen gingen.

»Gibt es denn nichts, was Sie schon immer gern getan hätten?« hatte der Arzt gefragt.

Mrs. Pollifax warf die Tageszeitung auf die Couch, griff aber dann doch wieder danach und blätterte sie durch. Als gewissenhafte Staatsbürgerin mußte man gut unterrichtet sein und durfte nicht den Kontakt mit der Welt verlieren. Auf Seite drei sah ihr das Foto einer Frau entgegen: KARRIERE MIT 63 lautete die Überschrift, und von plötzlichem Interesse erfaßt, setzte Mrs. Pollifax sich sofort nieder und begann zu lesen. Der Artikel handelte vom Leben einer Frau namens Magda Carroll, die sich nach der Heirat ihrer Kinder einer Laienbühne angeschlossen hatte und schon im zweiten Stück von einem Broadwayregisseur entdeckt worden war.

Jetzt trat sie in New York auf, und die Kritiker waren von ihr begeistert.

»Das verdanke ich alles nur meinem Alter«, sagte sie dem Reporter. »Die Theaterwelt wimmelt von intelligenten, begabten jungen Dingern, aber dreiundsechzigjährige Charakterdarstellerinnen sind rar. Man hat mich einfach

gebraucht - ich kam wie gerufen.«

Mrs. Pollifax ließ die Zeitung zu Boden sinken. »Man hat mich einfach gebraucht - ich kam wie gerufen.« Wie wunderbar!« flüsterte sie sehnsüchtig. Sie stand auf, trat vor den Spiegel im Vorzimmer und starrte die Frau an, die ihr dort entgegensah: klein, sehr weiblich, etwas rundlich, mit kastanienbraunem Haar und blauen Augen. Ein nettes Frauchen, das für beinahe jede praktische Tätigkeit ungeeignet war. Aber gab es denn gar kein Gebiet, auf dem auch sie wie gerufen kommen konnte? Unsinn, schalt sie sich. Was sie da dachte, kam überhaupt nicht in Frage.

»Versuchen könnte ich es immerhin«, wandte sie schüchtern ein. »Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Und ich bin ja schließlich Steuerzahlerin, nicht wahr?«

Lächerlich. Undenkbar.

Aber in ihrer Erinnerung waren jene Sekunden auf dem Hausdach eingegraben und wie nahe ihr rechter Fuß daran gewesen war, ins Leere zu treten.

»Seit meinem elften Jahr habe ich das Regierungsviertel in Washington nicht mehr besichtigt«, überlegte sie. »Wie viele neue Bauten werden dort entstanden sein, die ich alle nur von Fotos kenne. Jeder sollte mit seiner Hauptstadt in Verbindung bleiben.«

»Ich fahre!« verkündete sie laut. Ganz schwindlig von ihrer eigenen Kühnheit ging sie zum Schrank und zerrte ihren Koffer hervor.

Am nächsten Tag reiste Mrs. Pollifax mit der Bahn nach Washington. Nachdem sie sich in einem Hotel eingemietet hatte, fuhr sie mit dem Taxi zum Capitol und stattete ihrem Abgeordneten einen Besuch ab. Am nächsten Tag besichtigte sie die Sehenswürdigkeiten und sprach sich frischen Mut zu, denn leider war ihre Entschlossenheit inzwischen schon wieder unfruchtbarem Zweifel gewichen. Am Donnerstag nach dem

Mittagessen jedoch bestieg sie den Bus, der sie innerhalb von zwanzig Minuten nach Langley, Virginia, brachte, wo das neue Gebäude der Zentrale des Geheimdienstes stand. Die Adresse hatte Mrs. Pollifax in der städtischen Bibliothek entdeckt und hatte sich der größten Umsicht befließigt, daß ihr auch ja niemand zusehe, als sie sich die Adresse ins Notizbuch schrieb. Jetzt war sie erstaunt, ja sogar entsetzt, daß unzählige Pfeile am Straßenrand jedermann, vermutlich auch Russen, zur Zentrale der Spionageabwehr wiesen. Auch das Gebäude selbst war nicht gerade unauffällig. Es war riesengroß - »das Gelände umfaßt beinahe vier Hektar«, brummte der Busfahrer -, und die vielen Türme und die mit riesigen Fenstern ausgestatteten Korridore mußten jedem ins Auge stechen. Mrs. Pollifax gestand sich, daß sie jetzt eigentlich eingeschüchtert sein müßte, aber heute befand sich ihr Unternehmungsgeist eben in einer Aufwärtskurve. Sie war nun einmal hier und in so unerschrockener Stimmung, daß nicht einmal Miß Hartshorne ihr den Wind aus den Segeln hätte nehmen können - und die war mehrere hundert Meilen entfernt. Mrs. Pollifax durchschritt das Tor und näherte sich hoherhobenen Hauptes dem Pfortner. Nach einem raschen Blick in ihr Notizbuch sagte sie: »Ich möchte gerne mit Mr. Jasper Mason sprechen.«

Sie erhielt einen Fragebogen, in den sie ihren Namen, ihre Anschrift und den Namen Mr. Masons eintragen mußte, und dann führte ein uniformierter Ordnungsbeamter sie den Korridor entlang.

Mrs. Pollifax ging absichtlich langsam und las sämtliche Anschläge darüber, wie vertrauliche Schriftstücke zur Vernichtung bereitgestellt werden sollten und um welche Zeit man sie abholen würde, und sie fand, daß zumindest diese vielen Vorschriften Miß Hartshorne beeindrucken würden.

Mrs. Pollifax wurde in ein kleines, helles, unpersönliches Zimmer geführt. Mr. Mason war allerdings noch nicht da, und aus den vorhandenen Stühlen, einer gestreiften Couch und

einem Kaffeetischchen mit Mosaikplatte schloß Mrs. Pollifax, daß hier jene Besucher landeten, die ohne Vorladung in die Mauern der Festung eingedrungen waren. Als Mr. Mason erschien, verstärkte er diesen Eindruck noch. Seine Haltung verriet seine Fähigkeit, Menschen und Dokumente gleichermaßen einzuschätzen und abzuschieben; allerdings mit Takt und Gewandtheit. Er schüttelte ihr kurz die Hand, warf einen Blick auf seine Armbanduhr und führte sie zu einem Stuhl. »Leider kann ich Ihnen nur zehn Minuten widmen«, sagte er.

»Dieses Zimmer wird ab zwei Uhr benötigt. Aber sagen Sie mir, was ich für Sie tun kann.«

Mit der gleichen Sachlichkeit überreichte Mrs. Pollifax ihm die Empfehlung, die sie ihrem Abgeordneten entlockt hatte. Zwar hatte sie dem Abgeordneten den wahren Grund, weshalb sie jemandem in diesem Gebäude einen Besuch abzustatten wünschte, wohlweislich verschwiegen, aber sie war von zwingender Beredsamkeit gewesen.

Der junge Mann las die Zeilen, runzelte die Stirn, sah Mrs. Pollifax an und runzelte nochmals die Stirn. Besonders mißbilligend wurde sein Ausdruck, sobald er ihren Hut betrachtete, und Mrs. Pollifax vermutete, daß die einzelne grellrote Rose, die diesen Hut zierte, wieder sehr ermattet aussah.

»Tja - nun, Mrs. Politflack«, murmelte er und war sichtlich über das Empfehlungsschreiben, das vor seinem geistigen Auge das Bild eines eingeschüchterten Schreibers entstehen ließ, wie auch von Mrs. Pollifax verdutzt, die ihm keinesfalls einschüchternd erschien.

»Pollifax«, verbesserte sie liebenswürdig.

»Oh, Verzeihung. Also, was kann ich eigentlich für Sie tun, Mrs. Pollifax? Hier steht, daß Sie Mitglied des Klubs der Gartenfreunde in Ihrer Heimatstadt sind und Unterlagen und Informationen sammeln- «

Mit ungeduldiger Bewegung tat Mrs. Pollifax das ab. »Nein, nein, das stimmt ja gar nicht«, gestand sie, überzeugte sich mit einem raschen Blick davon, daß die Tür auch tatsächlich geschlossen war, und beugte sich zu ihm vor. Mit gedämpfter Stimme sagte sie: »In Wirklichkeit bin ich hier, um mich über Ihre Spione zu erkundigen.«

Dem jungen Mann klappte der Mund auf. »Wie, bitte?«

Mrs. Pollifax nickte. »Ich wüßte gerne, ob Sie welche suchen.«

Er starrte sie unverändert an, und ihr wäre es lieb gewesen, wenn er endlich den Mund geschlossen hätte. Offenbar war er sehr schwer von Begriff, oder er hörte schlecht. Mit betont deutlicher Aussprache sagte sie etwas lauter: »Ich möchte mich um die Stellung eines Spions bewerben. Das ist nämlich der Grund meines Besuchs.«

Der junge Mann schloß den Mund. »Sie können doch nicht im Ernst -«, sagte er wie vom Donner gerührt.

»Aber natürlich«, versicherte sie ihm herzlich. »Ich bin hier, um mich freiwillig zu melden. Ich bin nämlich ganz allein, verstehen Sie, ohne Verpflichtungen und ohne Anhang. Sicher beschränkt sich meine Qualifikation nur auf meinen Charakter, aber wenn man einmal so alt ist wie ich, dann ist Charakter immer das, wovon man am meisten hat. Ich habe zwei Kinder großgezogen und einen Haushalt geführt, ich kann Auto fahren, verstehe mich auf Erste Hilfe, wenn ich Blut sehe, wird mir nicht schlecht und ich bin bei plötzlich auftauchenden Schwierigkeiten sehr geistesgegenwärtig.«

Mr. Mason wirkte sonderbar geschlagen. Mit belegter Stimme sagte er: »Heutzutage ist die Spionage absolut kein blutrünstiges Geschäft mehr, Mrs. - Mrs. -«

»Pollifax«, half sie nach. »Da bin ich aber wirklich sehr erleichtert, Mr. Mason. Dennoch aber hoffe ich, daß Sie für jemand - jemand Entbehrlichen Verwendung haben, und sei es

nur, um das Leben Ihrer jüngeren, besser geschulten Leute zu schonen. Ich möchte nicht theatralisch werden, aber ich bin durchaus bereit. Ihnen mein Leben anzubieten, sonst wäre ich gar nicht gekommen.«

Mr. Mason machte ein entsetztes Gesicht. »So verstehen Sie doch, Mrs. Politick«, wehrte er ab, »Spione werden nicht auf diese Art ausgewählt. Absolut nicht. Ich bewundere Ihre Einsatzbereitschaft -«

»Wie denn?« erkundigte Mrs. Pollifax sich nicht unlogisch. »Wo soll ich mich denn melden?«

»Es geht nicht darum, daß Sie sich melden. Vielmehr ist es das Vaterland, das an die einzelnen Staatsbürger herantritt.«

Mrs. Pollifax blickte ihn mit leisem Vorwurf an. »Das ist alles recht schön und gut, aber wie soll mich mein Vaterland in New Brunswick, New Jersey, finden? Hat es überhaupt den Versuch gemacht?«

Mit bleicher Miene antwortete Mr. Mason: »Nein, vermutlich nicht -.«

»Sehen Sie?«

Jemand klopfte an die Tür, eine junge Frau trat ein, lächelte ihnen beiden zu und sagte: »Entschuldigen Sie die Störung, Mr. Mason, aber in Ihrem Zimmer wartet ein Anruf auf Sie. Es ist Miß Webster.«

»Miß Webster«, murmelte Mr. Mason verständnislos. Dann sprang er auf: »Du liebe Zeit, natürlich. Miß Webster! Wo ist sie?« Er sprang auf und sagte hastig: »Ich muß mich entschuldigen.

Verzeihen Sie, Mrs. Politick.«

»Pollifax«, erinnerte sie versöhnlich und lehnte sich in ihren Stuhl zurück, um auf seine Rückkehr zu warten.

2

Carstairs war hager und groß, trug das graue Haar kurz geschnitten und hatte ein braungebranntes, sonnengegerbtes Gesicht. Er sah aus wie ein Sportler, obwohl sein Sekretär Bishop keine Ahnung hatte, wo er dieses Aussehen hernahm. Er verbrachte unzählige Stunden in seinem Büro, das eigens dafür eingerichtet war, ihn in Sekundenschnelle mit der ganzen Welt in Verbindung zu setzen. Er arbeitete oft bis Mitternacht, und wenn es nötig war, blieb er die ganze Nacht über. Bishop beneidete ihn nicht um sein Amt. Er wußte, daß Carstairs schon während des Krieges beim Geheimdienst gearbeitet hatte und seine Nerven vermutlich schon vor langer Zeit stahlhart geworden waren, aber trotzdem fand er es unmenschlich, wie großartig Carstairs sich in seiner Gewalt hatte.

Bishop selbst neigte dazu zu explodieren, wenn ihm nur die Spitze seines Bleistifts abbrach.

»Etwas Neues von Tirpak?« fragte Carstairs sofort, als Bishop ihm die Berichte gab, die seit Mitternacht eingetroffen waren.

»Nichts mehr seit Nicaragua.«

»Das war vor zwei Tagen. Von Costa Rica ist auch nichts eingelaufen?«

Bishop schüttelte den Kopf.

»Verdammt.« Carstairs lehnte sich in seinem Stuhl zurück und überlegte. Die Situation gefiel ihm nicht. »Höchste Zeit, daß ich in Mexico-City meine Vorkehrungen für Tirpak treffe. Man darf den Mut nicht sinken lassen. Ich bin in Higgins' Büro.«

»In Ordnung.«

»Und halten Sie die Drähte für Nachrichten von Tirpak offen. Er ist überfällig, und sobald eine Meldung eintrifft, will ich sie sofort hören.«

Carstairs öffnete und schloß die Tür seines schalldichten

Büros und mischte sich ins summende Getriebe des Verwaltungsgebäudes. Higgins leitete die ›Personalabteilung‹, wie Carstairs es belustigt, aber niemals laut nannte: jene Tausende von Papiergesichtern, die, in streng geheimen Stahlfächern eingeschlossen, von Higgins mit dem Engels Gesicht und dem umwerfenden Gedächtnis überwacht wurden. »Guten Morgen«, sagte Carstairs und guckte in Higgins' Zimmer.

»Eigentlich ist es draußen bewölkt«, erwiderte Higgins milde. »Das ist der Nachteil an dieser modernen Architektur. Aber kommen Sie rein, Bill. Kaffee?«

»Sie retten mir das Leben.«

»Kosten Sie lieber, ehe Sie das voreilig behaupten«, entgegnete Higgins zweifelnd. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich brauche einen Touristen.«

»So. Wie soll er denn sein?« fragte Higgins argwöhnisch, hob seinen Kaffeebecher hoch und murmelte: »Skoal.«

»Es muß ein ganz spezieller Typ sein.«

Higgins stellte seinen Becher ab und seufzte. »Das hatte ich befürchtet. Touristen kann ich Ihnen scharenweise liefern, aber einen speziellen Typ - na, schießen Sie los. Eine halbe Stunde habe ich Zeit.«

»Er oder sie muß aus Ihren Reservelisten stammen. Wichtig ist, daß dieser Tourist absolut unbekannt sein muß.«

»Weiter. Für welche Art von Aufgabe übrigens?«

Carstairs zögerte. Es war ihm immer verhaßt, andere ins Vertrauen zu ziehen. Diese Gewohnheit hatte er sich während des Krieges zugelegt. Aber es war nicht anzunehmen, daß Higgins Gefahr lief, innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden gefoltert zu werden.

»Es wird ein Päckchen nach Mexico-City kommen. Dieser bewußte Tourist darf mehrere Wochen nichts weiter als der

normale Vergnügungsreisende sein, muß aber an einem bestimmten Tag an einen bestimmten Ort kommen und das erwähnte Päckchen abholen, das natürlich für den Zoll verharmlost wurde, und es in die Staaten bringen.«

Higgins zog eine Braue hoch. »Ein richtiger Kurier genügt nicht?«

»Die sind den andern zu gut bekannt«, gab Carstairs zu bedenken.

»Und der Postweg?«

»Viel, viel zu riskant.«

Higgins' Blick wurde nachdenklich. »Verstehe. Ich nehme also an, daß Ihr Päckchen Dynamit ist, zwar nicht im wörtlichen, aber im übertragenen Sinne, und Sie daher gezwungen sind, äußerst behutsam und unauffällig vorzugehen, daß der Auftrag jedoch nicht gefährlich ist, solange Ihr Tourist der Gegenseite unbekannt bleibt.«

»Tausend Dank, daß Sie uns beiden kostbare Minuten ersparen«, sagte Carstairs erleichtert.

»Haben Sie daran gedacht, statt eines Reservisten einen richtigen Neuling einzusetzen?«

Überrascht antwortete Carstairs: »Nein. Aber dann hätten wir es mit einem unerfahrenen Menschen zu tun, nicht wahr? Na, zeigen Sie her, was Sie auf Lager haben.«

Sie traten zu den Ablageschränken, zogen ein Foto ums andere hervor und steckten es manchmal sofort mit einer Bemerkung wie: »Nein, der kommt nicht in Frage, der hat sich am Balkan das Schienbein gebrochen«, oder »Hoppla, bedaure, diese Dame haben wir an den Orient verliehen«, zurück. Als Carstairs schließlich ging, trug er fünf Fotos und einen durchweichten Becher mit Kaffee fort.

»Noch immer nichts«, meldete Bishop, von seiner Schreibmaschine aufblickend.

»Verdammt«, murmelte Carstairs wieder, sah auf seine Uhr - es war eben halb zehn vorbei - und ging in sein Büro. Bishop, dieser Schatz, hatte ihm einen frischen Becher Kaffee auf den Schreibtisch gestellt. Carstairs zog einen Zuckerwürfel aus seiner Lade und warf ihn in den Kaffee. Er hielt sich vor, daß Tirpak einer seiner besten Leute war, aber wenn er sich vor zwei Tagen aus Nicaragua gemeldet hatte, mußte er mittlerweile in Costa Rica sein. Seit acht Monaten war Tirpak mit diesem Auftrag betraut, und aus den fragmentarischen Meldungen zu schließen, die er über Funk oder chiffrierte Post aus Südamerika erstattet hatte, war seine Tätigkeit äußerst erfolgreich gewesen. Vom optischen Standpunkt war Tirpak nichts weiter als ein Foto der streng geheimen Kartei, aber Carstairs wußte genau, daß dieser Mann unbestechlich wie ein Rechenautomat, ein Statistiker oder Jurist dachte. Vor Monaten hatte man ihn mit allen Tips und Gerüchten ausgestattet, die der Abteilung bekannt waren, und diese bescheidenen Anfänge hatte er zu kalten, unwiderlegbaren Tatsachen über sämtliche geheimen Operationen Castros ausgebaut. Die Tatsachen allein aber genügten nicht. Das wichtigste war der Beweis, den Tirpak aus Südamerika mitbringen mußte, und der so detailliert und konkret war, daß jeder Staat Amerikas ein für allemal das Gesicht des Feindes erkannte und wußte, in welcher Verkleidung sich der Kommunismus in das jeweilige Land einschleichen wollte.

Mit dem Pappbecher in der Hand stellte Carstairs sich vor die bis an die Zimmerdecke reichende Wandkarte und starrte sie griesgrämig an. Man konnte behaupten, daß Tirpaks Arbeit beendet war, aber im Grunde begann sie erst. Jetzt befand man sich bei »Aktion zwei«, der schwierigeren, in der es darum ging, das Beweismaterial durch mehrere Länder immer weiter nach Norden in die richtigen Hände zu schleusen, bis es auf Carstairs Schreibtisch landete, um von ihm oben abgeliefert zu werden. Der Unterschied zwischen diesem Auftrag und anderen bestand in der Vielfalt der Dokumente, Fotos, Dossiers und Erläuterungen der taktischen Methoden. Es war nur zu erwarten,

daß letzten Endes die verkehrten Leute Wind von Tirpaks Tätigkeit bekommen würden, und es war kein Zufall, daß einige von Tirpaks Informationen in jüngster Zeit verschollen waren. Ein Wunder, daß Tirpak so lange Zeit unentdeckt hatte arbeiten können. Jetzt lief er mit der Zeit um die Wette, und Carstairs mußte sich eingestehen, daß er besorgt war. Er wußte, wie Aktion zwei sich abwickeln mußte, wenn alles klappen sollte, kannte das schäbige Fotostudio in Costa Rica, in dem Tirpaks umfangreiches Material auf Mikrofilme übertragen wurde, worauf Tirpak damit die Fahrt nach Mexiko antreten würde, um die Mikrofilme bei de Gamez zu hinterlegen, denn Tirpak war in den Vereinigten Staaten persona non grata.

Dieses Gerücht mußte zu Tirpaks eigener Sicherheit aufrechterhalten werden. Waren die Mikrofilme erst in Mexiko angelangt, dann waren sie aus Tirpaks Händen, und der Rest oblag Carstairs und seinem Touristen. Aber Tirpak hätte Costa Rica längst erreichen müssen.

Nervös rauchte Carstairs sich eine Zigarette an. Da öffnete sich die Tür und Carstairs zwang sich sofort, jedes Anzeichen seiner inneren Unruhe zu unterdrücken. »Ja, Bishop«, sagte er.

Bishop grinste. »Tirpak ist in Costa Rica angekommen.«

Carstairs reagierte explosiv und kurz. »Gott sei Dank!« stieß er aus und fuhr wütend fort: »Weshalb hat das so lange gedauert?«

»Seine Meldung wird eben dechiffriert«, antwortete Bishop. »Sie wird in genau fünf Minuten hier sein.«

Fünf Minuten später las Carstairs stirnrunzelnd Tirpaks Bericht. Es war der längste, den Tirpak sich jemals gestattet hatte, aber Costa Rica war auch seit acht Monaten der sicherste Ort für ihn. Tirpak meldete, daß sich Castros rothinesische Freunde für ihn interessierten und er es für angebracht hielt, unterzutauchen. Sämtliche Dokumente wurden planmäßig behandelt und würden ausreichend getarnt nach Mexico-City weiterbefördert. Tirpak wollte seine Spur vor der Gegenseite

dadurch verwischen, daß er ein oder zwei Wochen in Costa Rica blieb. Carstairs könne unbedingt (wiederhole: unbedingt!) damit rechnen, daß die Mikrofilme zwischen dem 12. und 18. August in Mexico-City eintrafen.

Nachdem Carstairs die Meldung zum drittenmal gelesen hatte, legte er das Blatt beiseite. Tirpak hatte offenbar eine ungemütliche Zeit hinter sich, sonst würde er nie in Costa Rica untertauchen wollen, um »die Spur zu verwischen«. Mit anderen Worten, ihm wurde der Boden unter den Füßen heiß. Er mußte genau beschattet worden sein, wenn eine Fortsetzung seiner Reise die Gefährdung aller Unterlagen und auch eines jeden Agenten bedeutete, mit dem er in Verbindung trat.

Aber Tirpak war ein alter Hase, der keine leichtfertigen Versprechen abgab. Carstairs hatte unbeschränktes Vertrauen zu Tirpaks Einfallsreichtum, und wenn Tirpak zusagte, daß die Mikrofilme zwischen dem 12. und 18. August in Mexico-City sein würden, dann konnte man sich darauf verlassen. Jetzt mußte Carstairs seinen Touristen einschalten.

»Bishop«, sagte er und schob die fünf Fotos auf seinem Schreibtisch zurecht. »Bishop, Sie wissen, worum es geht. Welchen würden Sie wählen?«

Bishop setzte sich und studierte die fünf Aufnahmen sorgfältigst.

»Ich fürchte, daß ich nicht so viel Fantasie habe wie Sie. Für mich sehen sie alle wie typische amerikanische Vergnügungsreisende aus.«

Carstairs seufzte. »Man soll einen Menschen ja nie nur aufgrund seines Gesichts beurteilen, aber dieser Bursche sieht für meinen Geschmack zu willfährig aus. Geschäftsmann im Ruhestand, ausgezeichnete Familie, aber der Charakter ein wenig - labil, will mir scheinen. Wer weiß, ob er es sich verkneifen kann, ein wenig anzugeben, sobald er im Ausland ist. Der da könnte gehen, aber leider war er im Zweiten Weltkrieg in China. Wenn wirklich die Chinesen Tirpak auf den Fersen sind,

können wir diesen Mann nicht einsetzen.«

»Und die Frau?« fragte Bishop aus müßiger Neugier. Carstairs' Menschenkenntnis verblüffte ihn immer wieder.

»Zu jung. Wenn sie schon keinerlei Vorkenntnisse hat, muß sie zumindest über fünfundvierzig sein. Mein Tourist muß hundertprozentig überzeugend wirken.«

Bishop tippte auf das vierte Bild. »Und wie wäre es mit dieser?«

»Mmm.« Carstairs studierte das Gesicht. »Humorlos zwar, aber nicht übel. Strenger Typ, wird ihren Auftrag ausführen, sich mit keiner Menschenseele anfreunden und vermutlich mit niemandem sprechen.« Sein Blick fiel auf die Angaben unter dem Foto.

»Charlotte Webster, Alter: achtundfünfzig.« Er runzelte die Stirn.

»Nicht genau, was mir vorschwebte, aber annehmbar. Ich möchte mir diese Miß Webster einmal unverbindlich ansehen. Bishop. Gibt es eine Möglichkeit für mich, sie zu begutachten, ohne daß sie es weiß?«

»Jawohl, Sir«, sagte Bishop sofort. »Ich kann Mason bitten, sie zu einer Routineüberprüfung ihrer Daten vorzuladen. Er soll sie in seinem Besuchszimmer in der ersten Etage empfangen, und Sie könnten auf einen Sprung dazukommen und sich Ihr Urteil bilden.«

»Ausgezeichnet, Bishop. Rufen Sie Mason an. Er soll sich mit ihr in Verbindung setzen, aber mich offiziell aus dem Spiel lassen. Sagen Sie ihm, ich möchte sie noch möglichst heute sehen. Mir steht zwar ein anstrengender Nachmittag bevor, aber gegen zwei Uhr könnte ich mir ein paar Minuten stehlen. Sehen Sie zu, daß er die Frau für heute um zwei herzitiert.«

»Jawohl, Sir.«

Vierzig Minuten nach eins ging Carstairs essen. Die Tische mit Kellnerbedienung waren alle besetzt, deshalb ging er ins

Selbstbedienungsrestaurant.

Um zwei Uhr hatte er seine Mahlzeit beendet und eilte nach einem kurzen Blick auf die Uhr in Masons Besucherzimmer.

Zu dem vor der Tür stehenden Aufsichtsbeamten sagte er kurz: »Ist Masons Verabredung drinnen?«

»Ja, Sir. Eine Frau.«

»Gut.«

Carstairs öffnete die Tür. Die Frau saß wartend allein im Zimmer und entsprach Carstairs' Vorstellungen so vollkommen, daß er kaum seinen Augen traute. Als erstes fiel ihm an ihr der wahrhaft lächerliche Hut auf, der kaum zu übersehen war. Er war mit einer windschiefen, grellroten Rose geschmückt. Dann wanderte Carstairs' Blick über die widerspenstigen kastanienbraunen Haarsträhnen, nahm den heiteren Mund zur Kenntnis, und als sie seinen Blick erwiderte und ihn genauso gespannt und neugierig musterte, wie er sie, erfaßte ihn die wilde Freude eines Regisseurs, der eine Schauspielerin entdeckt, die eigens für seine Hauptrolle geschaffen zu sein scheint. Mit ausgestreckter Hand eilte er ihr entgegen. »Mein Name ist Carstairs«, sagte er herzlich. »Ich wollte Sie gleich kennenlernen, wenn Sie schon hier sind. Wir interessieren uns nämlich gar nicht für Ihre Daten, müssen Sie wissen, sondern wollen Sie mit einem Auftrag betrauen. Haben Sie schon mit Mason gesprochen?«

»Mr. Mason?« Einen Augenblick schien sie verwirrt zu sein.

»Doch, ja, aber er wurde ans Telefon gerufen und -«

»Spielt keine Rolle, von nun ab gehören Sie mir.« Er nahm neben ihr auf der Couch Platz. »Ich weiß, daß Sie keinerlei Erfahrung haben, aber die Sache ist kinderleicht. Mir war nur von allem Anfang an wichtig, daß ich einen passenden Menschen finde. Ich glaube, Sie kommen wie gerufen.«

»Wirklich?« Ihre Wangen färbten sich rosig vor Freude.

»Ja. Können Sie vom 3. bis 22. August für uns arbeiten?«

»Ich - ja, natürlich«, sagte sie atemlos. »Ich bin absolut frei. Mit dem größten Vergnügen.«

»Wunderbar. Sind Sie schon jemals in Mexiko gewesen?«

»Mexiko!« strahlte sie übers ganze Gesicht. »Nein, noch nie. Soll ich nach Mexiko fahren?«

Ihr flinkes Auffassungsvermögen gefiel ihm. Sie hatte nicht einen Augenblick gezaudert. »Ja. Man wird Ihnen das übliche Honorar eines Kuriers auszahlen und natürlich sämtliche Aufenthaltsspesen tragen. Es ist ganz einfach. Sie werden eine amerikanische Touristin sein und unter Ihrem wahren Namen reisen. Ihr Auftrag erschöpft sich darin, daß Sie an einem bestimmten Tag eine bestimmte Adresse in Mexico-City aufsuchen werden. Über die übrige Zeit können Sie nach eigenem Ermessen verfügen.« Sie hörte ihm so hingerissen zu, als könnte sie nicht an so viel Glück glauben. Er stellte bei sich fest, daß ihr Bild von einem besonders unbegabten Fotografen stammen mußte. Miß Webster war nicht bloß annehmbar, sie war genau, was er gesucht hatte. »Werden Sie das können?« fragte er lächelnd.

Sie holte tief Atem und nickte. »Ich bin ja gekommen, weil ich mir so etwas zugetraut habe.« Dann sagte sie rasch: »Ja, das kann ich ganz bestimmt. Und ich werde mein Bestes geben.«

»Den Eindruck habe ich auch«, erwiderte er. »Sagen Sie, könnten Sie einen Augenblick in mein Büro kommen? Heute nachmittag werde ich keine Zeit haben. Sie zu instruieren, und ohne meinen Sekretär weiß ich auch nicht, wann ich frei bin, aber ich möchte so rasch wie möglich eine Zusammenkunft mit Ihnen festlegen.« Mit einem Kopfnicken entließ Carstairs den Türsteher und führte seine Besucherin zu den Fahrstühlen. Sobald sie eingestiegen waren, begann sie, in ihrer Handtasche zu kramen. Schließlich entnahm sie ihr ein kleines, weißes Kärtchen und hielt es ihm hin. »Ich glaube, Sie wissen nicht, wer ich bin«, sagte sie. »Ich habe meine Visitenkarte immer bei mir.«

Carstairs war belustigt, steckte aber die Karte in seine Rocktasche.

Sie waren in seiner Etage angelangt, die Lifttüren glitten auseinander, und er griff nach dem Arm der Frau, um sie den Korridor entlang zu begleiten. »Da sind wir. Bishop? Ah, hier stecken Sie. Habe ich morgen zwischen neun und zehn Uhr Zeit?«

Bishop seufzte. »Wann haben Sie schon Zeit! Doch, theoretisch sind Sie frei.«

»Gut, also dann neun Uhr.« Er streckte ihr die Hand entgegen. »Tut mir schrecklich leid, Sie nochmals herbemühen zu müssen, aber ich lege größten Wert auf gründliche Unterweisung.«

»Da haben Sie ganz recht«, sagte sie anerkennend. »Und Sie waren wirklich ganz reizend. Ganz unerwartet reizend. Vielen Dank.«

»Reizend«, wiederholte Carstairs, nachdem sie verschwunden war. »Sie ist nicht nur ein Geschenk des Himmels, sie weiß sogar meine menschlichen Tugenden zu schätzen. Na, Bishop, was sagen Sie? Habe ich eine unverfängliche Touristin gefunden? Die ist von so umwerfender Harmlosigkeit, daß sie selbst Mao Tsetung aus der Fassung bringen würde.«

Bishops Gesicht wurde lang. Mit dumpfer Stimme sagte er: »Sir -.«

»Was ist. Bishop, ist Ihnen übel?«

»Das war Ihre Touristin?«

»Ja, ist sie nicht wie nach Maß?«

Bishop schluckte. »Während Sie eintraten, Sir, habe ich eben den Telefonhörer niedergelegt. Es war Mason, der mir mitteilen wollte, daß Miß Webster diesen Augenblick gekommen ist.«

Carstairs runzelte die Stirn. »Webster? Webster?«

»Er hat schon früher durchgeben lassen, daß Miß Webster sich verspäten würde. Ich habe die Nachricht im Restaurant

hinterlassen.«

»Ich habe bei der Selbstbedienung gegessen.«

»Jetzt ist Miß Webster hier.«

»Unsinn! Miß Webster ist soeben gegangen.«

»Nein, Sir, Miß Webster ist soeben gekommen.«

Carstairs begann leise und hingebungsvoll zu fluchen. »Dann tun Sie mir einen Gefallen, Bishop, und fragen Sie Mason, wer, zum Teufel, um zwei Uhr unten in seinem Besuchszimmer auf mich gewartet hat und wen, zum Kuckuck, ich eigentlich mit diesem Auftrag betraut habe? Aber etwas plötzlich, Bishop. Ich bin in meinem Büro.«

Mit langen Schritten ging er in sein Büro und setzte sich. Zögernd zog er die Visitenkarte aus seiner Tasche und legte sie vor sich auf den Schreibtisch. »Na?« brummte er, als Bishop zurückkehrte.

»Sie heißt Politick oder Politflack. Mason weiß es nicht mehr genau, aber beim Pförtner wird es vermerkt sein.«

»Pollifax«, berichtete Carstairs. »Was wollte sie hier?«

Behutsam, und ohne eine Miene zu verziehen, sagte Bishop: »Mason sagt, daß sie sich als Spionin einstellen lassen wollte.«

Carstairs tat den Mund auf, schloß ihn wieder und starrte Bishop ungläubig an. »Unmöglich«, entschied er schließlich. »Kein Mensch verfällt auf eine derart verrückte Idee.«

»Das waren Masons Worte. Er hat sich von seinem Schock noch nicht erholt.«

Eine volle Minute verstrich, dann begannen Carstairs' Mundwinkel zu zucken und er warf den Kopf zurück und brach in haltloses Gelächter aus. Sobald sein Lachen zum Kichern verebbte, schnaufte er: »Unglaublich! Irrsinnig!« Aber er hatte schon seine Entscheidung getroffen. »Bishop, ordnen Sie augenblicklich eine Erhebung über« - er sah auf der Visitenkarte nach - »Mrs. Virgil Pollifax in New Brunswick, New Jersey, an.

Ich wünsche die Ergebnisse morgen früh vor acht Uhr auf meinem Schreibtisch vorzufinden. Und dann beten Sie, Bishop.«

»Weshalb, Sir?«

»Daß sie niemals unüberlegt staatsfeindliche Organisationen unterstützt, sozialistisch gewählt oder einen roten Bischof zum Abendessen eingeladen hat. Und dann können Sie Mason bestellen, er soll Miß Webster heimschicken.«

3

»Flug Nummer 51, Passagiere bitte Eingang vier benützen..
Flug Nummer 51... Nach Mexico-City...«

Mrs. Pollifax fand ihren Sitzplatz im Flugzeug und setzte sich. Eine beinahe unerträgliche Erregung hatte sich ihrer bemächtigt. Tagelang hatte sie die undurchdringliche Miene eines Geheimagenten geübt, aber jetzt gelang es ihr nicht. Die Vorstellung, zum erstenmal in ihrem Leben in einer Düsenmaschine zu sitzen und nach Mexiko zu fliegen, raubte ihr die kühle Blasiertheit. Und das ist ganz richtig so, sagte sie sich streng, denn Mr. Carstairs hatte ihr nachdrücklich befohlen, keine Geheimagentin, sondern eine amerikanische Touristin zu sein. »Benehmen Sie sich ganz natürlich«, hatte er ihr eingeschärft und dann mit leisem Lächeln ergänzt: »Wenn ich Ihnen Verstellungskünste zugetraut hätte, wären Sie niemals zu diesem Auftrag gekommen.«

Mrs. Pollifax hatte ihm mit glänzenden Augen zugehört.

»Sie werden am 3. August in Mexico-City ankommen und sich im Hotel Reforma Intercontinental einmieten. Die Bestellung wird eine Stunde vorher in Ihrem Namen erfolgt sein. Sie sind Mrs. Virgil Pollifax, die sich auf einer dreiwöchigen Vergnügungsreise in Mexiko befindet, und sie werden sich genau wie alle anderen Touristen benehmen. Wohin Sie gehen wollen, liegt ganz bei Ihnen. Ich nehme an, Sie werden die üblichen Sehenswürdigkeiten besichtigen.

Am 19. August aber werden Sie verlässlich diesen Buchladen in der Calle el Siglo in Mexico-City aufsuchen.«

Er hatte Mrs. Pollifax einen Zettel gegeben. »Lernen Sie diese Adresse auswendig, ehe Sie dieses Gebäude verlassen«, sagte er bestimmt, und Mrs. Pollifax' Herz klopfte etwas rascher.

»Sie werden mich nicht wiedersehen, aber knapp vor Ihrer Abreise wird ein Beamter meiner Abteilung Sie aufsuchen, um

sich davon zu überzeugen, daß Sie nichts vergessen haben.«

Mrs. Pollifax hatte auf die Worte gestarrt, die auf dem Zettel standen:

El Papagayo Libreri (Buchhandlung zum Papagei) Calle el Siglo 14, Mexico-City Eigentümer: Señor R. de Gamez An- und Verkauf von guten Büchern.

»Am 19. August werden Sie diesen Buchladen betreten und den Roman ›Zwei Städte‹ von Charles Dickens verlangen«, hatte Carstairs seine Erklärung fortgesetzt.

»Am 19. August«, wiederholte Mrs. Pollifax eifrig.

»Der Herr, der, wie Sie hier lesen können, Señor de Gamez heißt, wird Ihnen bedauernd mitteilen, daß er im Augenblick dieses Buch leider nicht auf Lager hat.«

Mrs. Pollifax wartete atemlos.

»Darauf werden Sie ihm höflich, aber bestimmt widersprechen und ihm zeigen, daß der Band im Fenster steht. Sie werden dann mit ihm zum Schaufenster gehen, er wird das Buch entdecken und Sie werden sagen: ›Ich finde Madame Defarge einfach schauerlich. Sie auch?‹«

Mit erstickter Stimme wiederholte Mrs. Pollifax diese Worte.

»Erkennungssphrasen sind lästig«, gab Carstairs zu. »Der Herr wird Sie gegen zehn Uhr vormittag erwarten, trotzdem aber ist es ratsam, jeder möglichen Verwechslung einen Riegel vorzuschieben. Es ist deshalb sehr wichtig, daß Sie die ›Zwei Städte‹ verlangen und die Bemerkung über Madame Defarge fallen lassen.«

Mrs. Pollifax nickte. »Und das ist alles?«

»Ja.«

»Und was ich Ihnen bringen soll, wird in diesem Buch sein?« fragte sie und schlug sich sofort die Hand vor den Mund. »Du lieber Schreck, das hätte ich nicht fragen sollen, wie?«

Carstairs lächelte. »Nein, und ich würde es Ihnen auch auf

keinen Fall sagen. Obwohl«, ergänzte er trocken, »ich ehrlich behaupten darf, daß ich in diesem Augenblick selbst noch nicht weiß, was er Ihnen geben wird. Sie werden sich, sobald Sie das Buch bezahlt haben, natürlich entfernen und nicht wiederkommen. Wir verlangen darüber hinaus nichts weiter von Ihnen, als daß Sie Ihre Stadtbesichtigung noch zwei Tage fortsetzen und am 21. August mit einer Düsenmaschine zurückfliegen. In den nächsten Tagen werden Ihnen die Buchung und Ihre Flugkarte per Post zugehen, ebenso das Besuchervisum, das Sie zur Einreise nach Mexiko benötigen.«

Sie nickte. »Und was geschieht bei meiner Ankunft? Was soll ich dem Zollbeamten sagen?«

Er lächelte und antwortete sanft: »Darüber machen Sie sich keine Sorgen. Sagen wir, daß wir uns Ihrer Ankunft in unserem Land annehmen werden und Sie keinerlei Schwierigkeiten zu erwarten haben.«

»Oh.«

»Ich betone nochmals ausdrücklich, daß Sie sich auf einer Vergnügungsreise befinden und nur rein zufällig in den Buchladen zum Papagei gehen. Bitte, prägen Sie sich das ein.«

»Oh«, sagte Mrs. Pollifax betrübt, und als Carstairs erstaunt die Augenbrauen hochzog, meinte sie: »Das klingt überhaupt nicht gefährlich.«

Carstairs war ehrlich entsetzt. »Meine liebe Mrs. Pollifax, ein gewisses Risiko besteht immer.. Darüber sprachen wir bereits. Aber wenn auch nur der leiseste Schatten einer Gefahr drohte, würde ich Ihnen als Amateurin niemals gestatten, hier in meinem Büro zu sitzen.«

Er stand auf und lächelte begütigend. »Bishop wird Ihnen jetzt ein stilles Eckchen zuweisen, wo Sie die Adresse auswendig lernen können. Ich hoffe. Sie sind nicht beleidigt, daß wir Sie einem Test mit dem Lügendetektor unterzogen haben?«

»Im Gegenteil, es war wahnsinnig spannend«, strahlte sie ihn an.

»Gut. Das war auch kein persönliches Mißtrauen, sondern eine Routineangelegenheit.« Er hatte ihr die Hand hingestreckt und ihre Hand geschüttelt. »Wir werden uns nicht mehr sehen, Mrs. Pollifax. Ich wünsche Ihnen recht viel Vergnügen.«

Sie vermutete hellhörig, daß er absichtlich das Wort ›Vergnügen‹ gebraucht hatte, um ihr die letzten eventuell noch vorhandenen Illusionen über ihre geheime Mission zu zerstören.

Mrs. Pollifax' Tochter hatte die Neuigkeit sehr betroffen zur Kenntnis genommen. »Aber, Mutter«, hatte Jane über den Fernsprecher gejammert, »warum hast du uns denn keinen Ton davon gesagt, daß du mal verreisen möchtest? Du hättest hierher nach Arizona kommen können. Ich habe Mrs. Blair ins Haus genommen, damit sie auf die Kinder achtgibt, während John und ich in Kanada sind. Wenn ich eine Ahnung gehabt hätte - uns wäre es bedeutend lieber gewesen, du wärest gekommen, und die Kinder sind jedesmal begeistert, wenn du uns besuchst.«

»Es ist nur so ein kleiner Abstecher, den ich gern einmal auf eigene Faust unternehmen möchte«, hatte Mrs. Pollifax erklärt und ihrer Tochter einen schönen Urlaub in Kanada erwünscht.

Ihr Sohn Roger war als Student einmal in Mexiko gewesen und erteilte ihr gute Ratschläge über das Trinkwasser. Er war jedoch seiner Mutter viel stärker nachgeraten als seine Schwester und hatte hinzugefügt: »Allmählich habe ich mir deinethalben schon Sorgen gemacht, Mutter. Du warst schon seit Jahren so beängstigend konventionell. Wir sehen uns zu Weihnachten. Solltest du in der Patsche sitzen, dann schick mir ein Telegramm.«

Lieber Roger, dachte sie, als sie sich anschnallte. Das Sonnenlicht gleißte auf einer Tragfläche des Flugzeugs und blendete sie. Und dann begann die Landschaft mit ohrenbetäubendem Krach jenseits von Mrs. Pollifax' Fenster mit schwindelerregender Schnelligkeit dahinzugleiten, verwischte

sich zu einem bunten Strich und sank ab.

Wir fliegen, dachte sie, und ungeheurer Stolz wie über eine persönliche Großtat erfüllte sie.

Als das Flugzeug sich in Spiralen über Mexico-City senkte, spähte Mrs. Pollifax auf die weiß flimmernde Stadt hinab und fand sie erstaunlich flach und so ganz anders als New York mit seinen Wolkenkratzern, die wie Felsen aus den Schatten stachen. Im nächsten Augenblick stellte sie ungemein erleichtert fest, daß die Landung bedeutend bequemer war als der Abflug, und gleich darauf atmete sie die dünne Hochplateauluft von Mexico-City. Auf dem Weg ins Hotel hielt sie die Nase an die Scheibe des Taxis gedrückt, aber als sie ihren ersten Sombrero entdeckte, seufzte sie befriedigt auf und lehnte sich zurück.

Das Hotel war viel eleganter, als Mrs. Pollifax es sich erträumt hatte. Fast schon zu elegant, dachte sie, die etwas Bodenständigeres vorgezogen hätte, aber dann rief sie sich ins Gedächtnis, daß nicht sie zu wählen hatte und so eben ein Hotel aussah, in dem ausländische Touristen abstiegen. »Ich bin eine Touristin«, sagte sie sich vor.

Mrs. Pollifax kam am Spätnachmittag an. Sie aß frühzeitig im Hotel zu Abend, nahm ein lauwarmes Bad und ging höchst vernünftig um neun Uhr zu Bett. Am nächsten Morgen war sie die erste, die sich zum Rundfahrtenbus anstellte, der ihr die Bekanntschaft mit Mexico-City versprach. Unterwegs entspann sich ein Gespräch mit zwei amerikanischen Lehrerinnen, einer Miß Lambert und Mrs. Donahue, aber trotz der angeregten Unterhaltung achtete Mrs. Pollifax auf jedes Straßenschild, an dem sie vorbeifuhren. Nach Beendigung der Rundfahrt wußte sie zwar, wo sich der Paseo de la Reforma, der Palacia de Bellas Artes, der Justizpalast und das städtische Pfandhaus befanden; sie hatte auch zwei neue Freundinnen gewonnen und eine Menge über die Geschichte Mexikos gelernt, aber die Calle el Siglo hatte sie nicht entdeckt.

Am nächsten Tag kaufte Mrs. Pollifax sich einen Stadtplan,

den sie eine Stunde lang gründlich studierte und sich anschließend auf den Weg machte, um die Calle el Siglo und den Buchladen zum Papagei zu finden, denn die Gewissenhaftigkeit war ihr angeboren und sie konnte ihre Ferien nicht unbeschwert genießen, ehe sie genau wußte, wo sie am 19. August vorsprechen mußte. Zu ihrer Überraschung entdeckte sie die Straße in nächster Nähe vom Hotel. Es war eine durchaus achtbare Nebenstraße, der sich die Touristen bereits bemächtigt hatten, die sie leicht an den umgehängten Kameras erkennen konnte. Sie wanderte beinahe die ganze Straßenlänge ab, und als sie auf der gegenüberliegenden Seite den bewußten Laden erblickte, errötete sie und schlug rasch die Augen nieder. Dennoch hatte ihr der einzige, kurze Blick gezeigt, daß der Laden weder ärmlich noch vernachlässigt war, wie ihr Hang zur Romantik es ihr vorgegaukelt hatte. Vielmehr handelte es sich um ein modernes Geschäft, das wohl klein und eng war, dessen Fassade jedoch mit einem Mosaik verziert war, das einen Papagei darstellte.

In der nun folgenden Woche, die Mrs. Pollifax mit der Besichtigung der Stadt verbrachte, fand sie beinahe täglich eine Gelegenheit, an dem Papagei vorbeizukommen, und sie sah sich auch den Mann hinter dem Verkaufspult an. Sie fand ihn ausgesprochen sympathisch. Er war etwa so alt wie sie, hatte weißes Haar und einen weißen Schnurrbart, der in starkem Kontrast zu seiner dunklen spanischen Gesichtsfarbe stand.

Nachdem Mrs. Pollifax sich eine Woche lang in Mexico-City umgesehen hatte, sagte sie ihren frisch gewonnenen Freundinnen Lebewohl und fuhr mit dem Autobus nach Taxco, wo sie mehrere Tage durch krumme, holprige Gäßchen wanderte, sich die Silberschmiedearbeiten ansah und sich auf der Plaza sonnte. Dann kehrte sie über Acapulco wieder zurück.

Kaum in Mexico-City angelangt - sie traf am 15. August ein -, fand sie es beruhigend, durch die Calle el Siglo zu schlendern und sich zu vergewissern, daß ihr Laden noch dort war. Er war

noch da, und Señor de Gamez sah genauso vornehm aus wie immer. Ja, er wirkte derart sympathisch, daß sie sich dachte: »Es kann doch nichts schaden, wenn ich einen Sprung in den Laden mache und etwas kaufe? Andere Touristen tun das ja auch, und ich komme so oft hier vorbei und habe für heute abend gar nichts zu lesen.« Beherzt überquerte Mrs. Pollifax die Straße und trat ein.

Mrs. Pollifax sah sich blitzschnell um, solange Señor de Gamez hinter dem Pult beschäftigt war, dann eilte sie zu dem Ecktisch mit dem Schildchen »Neuerscheinungen aus Amerika« und zerrte einen Band aus dem Stoß. Das einzige Geräusch in dem Laden war das Knistern neuen Papiers, mit dem Señor de Gamez die Bücher einpackte, und der Klang seiner Stimme. Leider redete er spanisch und deshalb verstand Mrs. Pollifax nichts. Sie wählte die Memoiren einer bekannten amerikanischen Schauspielerin aus und suchte in ihrer Handtasche nach Kleingeld. Im Geiste rechnete sie Dollar in Pesos um, als eine schnarrende Stimme die gedämpfte, ehrfürchtige Stille zerschnitt. »Alte Bücher, neue Bücher, lest Bücher!« kreischte die Stimme. Erstaunt wandte Mrs. Pollifax sich um und erblickte einen Papagei, der sie aus seinem Käfig ansprach.

»Nein, so etwas!« rief sie verdutzt.

»Gefällt Ihnen mein Papagei?« fragte Señor de Gamez vom Verkaufspult her. Sein Kunde ging, und sie waren allein. »Aber er hat Sie erschreckt, glaube ich. Meine Kunden sind an ihn gewöhnt, aber die neuen Kunden überrascht Óle regelmäßig. Kommen Sie ihn ansehen«, sagte er und ging zum Käfig. »Kennen Sie Papageien? Der hier ist ganz besonders schön. Haben Sie jemals solche Farben gesehen?«

»Prächtig«, sagte Mrs. Pollifax beeindruckt. »Aber mich hat eher sein Anblick als seine Stimme überrumpelt. Er ist so herrlich bunt, beinahe wie ein Sonnenuntergang - oder sind Papageien weiblichen Geschlechts?«

Señor de Gamez lächelte und erwiderte mit altmodischer Galanterie: »Nun, es gibt sowohl Männchen als auch Weibchen, nicht wahr? Und so muß es auch immer bleiben.«

Mrs. Pollifax erwiderte sein Lächeln. »Natürlich, wie

unüberlegt von mir. Ich rede meistens, ohne zu denken, das ist eine sehr schlechte Gewohnheit. Und schließlich heißt Ihr Geschäft ja auch zum Papagei.«

Er hob eine Hand hoch. »Nein, nein, mein Laden ist nach Óle benannt, nicht umgekehrt. Meine Óle kam zuerst. Sie ist schon seit zwölf Jahren bei mir. Was ich anfangs, wenn sie einmal stirbt, weiß ich nicht.«

Mrs. Pollifax nickte verständnisvoll. »Tja, das ist ein Problem. Natürlich werden Ihnen Ihre Bekannten raten, sich eben einen anderen Papagei zuzulegen, aber das ist nie das gleiche, nicht wahr?«

Er sagte ehrerbietig: »Richtig, nie mehr. Sie sind sehr weise.«

»Nein«, widersprach Mrs. Pollifax nachdenklich, »bloß erfahren und das wird man im Laufe des Lebens ganz von selbst. Weisheit ist, glaube ich, etwas anderes.« Ihr Blick wanderte bewundernd zu dem bunten Vogel zurück. »Leistet sie Ihnen Gesellschaft?« Als er sie ratlos ansah, sagte sie: »Ihr Papagei vertreibt Ihnen die Einsamkeit?«

»Oh - si«, sagte er und nickte begreifend. »Ja. Meine Frau, sie ist seit fünf Jahren tot und meine Söhne sind erwachsen und im Beruf. Wenn ich jemand reden hören will, decke ich Óles Käfig ab, und wir unterhalten uns. Sie sagt ein paar Worte in Englisch und ein paar auf Spanisch, und wenn wir unser Gespräch beendet haben, decke ich ihren Käfig wieder zu und sie hört auf.«

Mrs. Pollifax lachte. »Die ideale Gesellschafterin.«

»Ganz richtig. Und Sie - Sie haben vielleicht auch Kinder?« lächelte Señor de Gamez.

Mrs. Pollifax reichte ihm ihr Buch und das Geld, und sie traten zum Verkaufspult. »Zwei, einen Jungen und ein Mädchen. Beide schon erwachsen. Ich bin seit acht Jahren Witwe.«

Sofort betrachtete er sie voll Mitgefühl. »Das tut mir leid. Aber Sie sind doch bestimmt nicht allein nach Mexiko

gekommen?«

Mrs. Pollifax nickte.

»Dann haben Sie Mut. Das ist gut, sehr gut.«

»Manchmal fühle ich mich etwas einsam«, gestand Mrs. Pollifax.

»Ja, aber genau wie ich mit meiner Óle können Sie allein sein, wenn Sie es wollen. Manche dieser Amerikanerinnen, sie sind wie Schwärme von - verzeihen Sie - Schwärme von Gänsen. Stets beisammen, und immer müssen sie schnattern. Sie aber, wenn Sie sich einsam fühlen, müssen sich nur ein paar amerikanische Gänse suchen. Haben Sie aber genug von ihnen« - er schnippte mit dem Finger -, »dann verschwinden Sie. Sie lesen. Lesen Sie gerne? Sicher, sonst wären Sie nicht hier. Patience? Legen Sie Patienzen?«

Mrs. Pollifax schüttelte den Kopf.

»Aber Señora«, rief er, »da versagen Sie sich ein großes Vergnügen.

Ich selbst liebe meine Patiencekarten.« Er tippte sich an die Stirn. »Das Spiel regt zum Denken an und ist gesund für den Geist.«

Unschlüssig sagte Mrs. Pollifax: »Ich habe als Kind einmal ein paar Spiele versucht -.«

»Si, aber jetzt sind Sie eine erwachsene Dame«, lächelte er. »Bitte - Sie kaufen dieses Buch? Gestatten Sie mir, ein kleines Büchlein als Geschenk beizulegen. Nein, nein«, schnitt er ihr mit erhobener Hand jede Widerrede ab, ging zu einem Regal, wählte unter verschiedenen Bänden und entschied sich für einen mit einem grellblauen Umschlag. »Das ist es«, sagte er und reichte es ihr mit einer eleganten Verbeugung. »>77 Arten des Patiencespiels.«

»Ach«, murmelte Mrs. Pollifax. Sie fand ihn reizend und wußte nicht recht, was sie erwidern sollte.

»Gegen die Einsamkeit, si? Weil Ihnen mein Papagei gefällt und Sie keine Gänse sind.«

»Gans«, sagte Mrs. Pollifax und mußte lachen. »Schön, ich versuche es. Ich werde mich wirklich bemühen.«

»Dann nehmen Sie also mein Geschenk an. Mehr als das, Sie werden das Buch lesen und verwenden. Vergessen Sie nicht, daß Sie jetzt kein Kind mehr sind und das Spiel besser genießen werden.« Er knüpfte den Bindfaden und nickte einem eben eintretenden Mann und einer Frau liebenswürdig zu. »Es war mir ein großes Vergnügen, Señora. Mögen Sie einen schönen Aufenthalt haben.«

Mrs. Pollifax war von seiner Freundlichkeit zutiefst gerührt. »Vielen Dank. Und ich danke Ihnen auch für das Buch.«

Sie stand schon an der Tür, als er ihr quer durch den Laden nachrief: »Oh, amerikanische Señora...«

Mrs. Pollifax wandte sich um.

Er lächelte. »Wie können Sie denn siebenundsiebzig Arten Patience ohne Karten legen?« Er hob ein Paket Karten unter dem Pult hervor und warf es ihr schwungvoll zu.

»Aber«, setzte Mrs. Pollifax an, hob die Hand und fing die Karten in der Luft auf. Ihr Sohn Roger wäre stolz auf sie gewesen.

»Wie sagt ihr Amerikaner: ›Auf Rechnung des Hauses!‹« rief er ihr fröhlich zu.

Was für ein netter Mensch! Mrs. Pollifax gab gnädig nach. Schließlich warteten andere Kunden auf ihn. Sie hielt die Karten hoch, um ihm zu zeigen, daß sie sie gefangen hatte, steckte sie in ihre Handtasche und entfernte sich nach kurzem Winken.

Mrs. Pollifax war noch keinen Häuserblock weiter, als sie entsetzt stehen blieb und den Mund zu einem betroffenen O öffnete. Ihr war eben eingefallen, daß der reizende Herr, mit dem sie ein halbes Stündchen verplaudert hatte, kein anderer als Mr. Carstairs Señor de Gamez war. Sie hatte nicht die Absicht

gehabt, auch nur ein Wort mit ihm zu wechseln, sondern hatte nur ganz unauffällig ein Buch kaufen und wieder gehen wollen. Wie hatte sie sich nur derart treiben lassen können? Was würde jetzt Mr. Carstairs von ihr denken? Und Señor de Gamez, wenn sie am 19. August wiederkam, an dem er Mr. Carstairs' Kurier erwartete und sich der amerikanischen Touristin gegenüber sah, die keine Gänse war?

»Wie gräßlich«, sagte sie und hastete mit glühenden Wangen weiter. »Wie entsetzlich unwürdig von mir. So benimmt sich eine Geheimagentin nicht.«

Völlig zerknirscht kehrte sie ins Hotel zurück und strafte sich damit, daß sie beschloß, die Calle el Siglo bis zum 19. August nicht wieder zu betreten. Als Strafverschärfung legte sie eine Liste über alle jene Dinge an, die sie in den nächsten vier Tagen zu erledigen hatte. Sie mußte Reiseandenken für Roger, Jane und die Enkelkinder aussuchen, ihren Bekannten Ansichtskarten senden. Sie ging sogar so weit, einige Fotos zu machen. »Liebe Miß Hartshorne«, schrieb sie ohne Begeisterung, »Mexiko ist sehr schön. Besichtigt habe ich...«, und sie führte einige Sehenswürdigkeiten an. All diese Pflichten erschienen ihr unerträglich langweilig, weil sie ihr die Gelegenheit raubten, den Papagei zu bewundern, für den sie nach so langer Trennung geradezu mütterliche Zuneigung empfand. Diese Isolierung bewog sie dazu, das Buch aufzuschlagen, das Señor de Gamez ihr gegeben hatte, und zu ihrem Erstaunen stellte sie fest, daß sie den Karten wirklich Vergnügen abgewann. Die ersten zehn Spielarten waren ganz einfach, und sie erlernte sie rasch. Je näher der 19. August rückte und je nervöser sie wurde, desto intensiver stürzte sie sich auf schwierigere Spiele. Oft trug sie die Karten in der Handtasche bei sich und legte sie auf einer Bank im Park oder auf einem Cafetisch auf. Sie fand, daß Patience nicht nur beruhigte, sondern auch ihren Geist anregte, und fragte sich, ob sie Señor de Gamez davon erzählen sollte, wenn sie ihn wieder aufsuchte.

»Lieber nicht«, entschied sie bedauernd. Diesmal mußte sie die Rolle der Geheimagentin wirklich musterhaft spielen. Sie wollte kühl, unpersönlich und sachlich sein.

Am 18. August erledigte Mrs. Pollifax die noch ausstehenden Einkäufe für die Familie, und als sie am Abend ins Hotel zurückkehrte, bedeckten buntgewebte mexikanische Schultertücher den Tisch, den Schubladenkasten und die Stühle.

»Es sind ja nicht die allerbesten Stücke«, sagte sich Mrs. Pollifax, als sie das Licht abdrehte, »aber sechs Tücher kosten viel Geld, und die Geschenke bezahle ich natürlich aus meiner Tasche.«

Mit diesem Gedanken schlief sie ein und träumte von Umhängetüchern, die sich über Möbelstücke breiteten und von einem sprechenden Papagei bewacht wurden.

5

Als Mrs. Pollifax am nächsten Morgen die Augen aufschlug, wußte sie, daß der Tag angebrochen war, auf den sie gewartet hatte, aber sie verspürte nicht die leiseste Erregung. Sie hatte zu lange gewartet und sich, das mußte sie ehrlich zugeben, in den letzten Tagen ziemlich gelangweilt. Einzig ihre Patiencekarten hatten sie zerstreut, und als sie ihr einfielen, steckte sie das Spiel in ihre Handtasche, um es tagsüber bei sich zu haben. Sie unterzog den Inhalt ihrer Tasche einer kurzen Musterung und mußte wieder einmal feststellen, daß sich die erstaunlichsten Dinge darin angesammelt hatten: ein Taschenmesser für den Geburtstag ihres Enkels, zwei Tafeln Schokolade, ein Packchen Papiertaschentücher, eine Dose mit Heftpflaster, Abrisse von Reiseschecks, zwei neue Lippenstifte und die flachgedrückte Hülse eines alten. Da mußte sie bald einmal Ordnung machen. Aber nicht jetzt. Sie zog den Reißverschluß ihres besten marineblauen Kleides zu, und weil es jetzt am Morgen so kühl war, vervollständigte sie ihr Kleid mit der prachtvollen handgewebten guatemalischen Wolljacke, die sie sich selbst geschenkt hatte.

Sie aß im Speisesaal ein bescheidenes Frühstück und vertrieb sich die anschließende Stunde damit, daß sie in der Hotelhalle Patienten legte. Um 9.45 Uhr ging sie durch die Calle el Siglo und wiederholte im Geiste die Worte ›Zwei Städte‹ und Madame Defarge. Die Tür des Buchladens zum Papagei stand offen. Mrs. Pollifax trat mit einer Miene, die sie für vorbildlich gleichmütig hielt, ein, blinzelte ein wenig in der Dämmerung, die so unvermittelt auf den grellen Sonnenschein gefolgt war, und räusperte sich nervös.

»Buenos dias«, sagte der Mann hinter dem Pult, blickte lächelnd auf und setzte nach einem zweiten Blick hinzu: »Guten Morgen.«

Mrs. Pollifax sah sich unsicher um, aber es war sonst niemand

im Laden. »Guten Morgen«, erwiderte sie. Das war nicht ihr Freund Señor de Gamez, den sie bei ihrem früheren Besuch kennengelernt hatte. Dieser Mann hier war klein und geschniegelt, hatte schwarzes Haar, Brille und keinen Schnurrbart. Wenn er lächelte, funkelte seitlich ein Goldzahn auf. Um ihre Verwirrung zu bemänteln, erwiderte sie sein Lächeln mit größter Herzlichkeit und trat an den Tisch, auf dem die amerikanischen Neuerscheinungen bereitlagen.

Sie schlug einen Band nach dem anderen auf.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?« machte sich der Mann mit einer Verneigung erbötig.

Mrs. Pollifax hatte einen Augenblick gewonnen, um zu überlegen.

Sie fand, daß sie einfach fragen mußte, wann Señor de Gamez wieder hier sein würde. Vielleicht war er plötzlich erkrankt oder war nur rasch um Zigaretten gelaufen. »Bei meinem früheren Besuch war der Inhaber so hilfsbereit«, vertraute sie dem Mann an. »Er hat das passende Buch für mich ausgesucht. Wird er bald wieder hier sein?«

Der Mann zog ein erstauntes Gesicht. »Aber der Inhaber bin ich, Señora. Ich bin Señor de Gamez.«

Völlig verdutzt murmelte Mrs. Pollifax: »Oh!«

Schon redete der Mann lächelnd weiter. »Sicher meinen Sie meinen Vetter, der im Laden aushilft, wenn ich beruflich unterwegs bin. Das geschieht ab und zu, wissen Sie? Auch er heißt Señor de Gamez. Aber der ist nicht da.«

»Er war ganz besonders liebenswürdig«, erläuterte Mrs. Pollifax bereitwillig. »Er hat mir ein Lehrbuch des Patiencespiels geschenkt, und -« Sie brach plötzlich ab. »O Gott, das hätte ich vielleicht lieber nicht erwähnen sollen. Schließlich gehört das Geschäft Ihnen. Aber ich bezahle natürlich gern für das Buch, ja, ich wollte es schon damals unbedingt tun.«

»Ja, daran erkenne ich José«, sagte der Mann mit

bekümmertem Lächeln. »Ganz eindeutig. Aber was soll ich mit ihm tun?« Er zuckte die Schultern und sein Goldzahn funkelte. »José handelt stets so impulsiv, und wenn der Laden ihm gehörte, wäre er in einem Monat in Konkurs. Und doch...«, sein zweites Schulterzucken war sogar noch beredter als das erste, »doch ist es Josés Charme, der Sie zurückgebracht hat, nicht wahr?«

»Ja, allerdings, und zwar hätte ich heute gern den Roman ›Zwei Städte‹«, sagte sie dreist.

»›Zwei Städte‹«, wiederholte er nachdenklich. Er kehrte ans Pult zurück und blätterte mehrere Listen durch. »Leider führen wir dieses Buch zur Zeit nicht.«

»Ich glaube, ich habe es in Ihrem Schaufenster liegen sehen«, sagte sie atemlos.

»Si?« Das sagte er mit genau der richtigen Schattierung unschuldiger Überraschung und sie ging mit ihm zu dem niedrigen Vorhang, der das Schaufenster vom Laden trennte.

»Ja.« Beide sahen sie nach, aber Mrs. Pollifax konnte das gewünschte Buch schweren Herzens nirgends entdecken, und sie machte sich die bittersten Vorwürfe, nicht vor dem Eintreten im Schaufenster danach gesucht zu haben. Nichts schien klappen zu wollen. Es war, als richtete das Schicksal überall Hürden auf, um sie auf die Probe zu stellen. Stirnrunzelnd sagte sie: »Gestern war es noch hier, da hätte ich es gleich kaufen sollen. Oder vielleicht habe ich das Geschäft verwechselt. Ich finde Madame Defarge einfach schauerlich, nicht wahr?« Jetzt wartete sie mit aufmerksamem Blick auf eine Bemerkung von ihm.

Señor de Gamez beugte sich noch immer über den Vorhang und musterte die Bücher im Fenster. Dann richtete er sich auf und sah Mrs. Pollifax aus ernst gewordenen Augen an. Sie hatte das Gefühl, daß auch er versuchte, sich ein Bild von ihr zu machen. »Es ist nicht hier«, sagte er, ohne den Blick von ihr zu wenden.

»Nein, es ist nicht hier.«

»Aber ich denke, wir beide verstehen einander trotzdem«, fuhr er leise fort.

»Wie, bitte?«

»Ich meine, wir haben etwas Gemeinsames, oder nicht? Ich habe Sie erwartet. Bitte - ein Täßchen Tee, während ich Ihnen hole, weshalb Sie gekommen sind. Ich habe in meinem Hinterzimmer eben frischen Tee zubereitet.«

Mißtrauisch erwiderte Mrs. Pollifax: »Das ist wirklich außerordentlich nett von Ihnen«, dachte aber heimlich das Gegenteil. Daß das Buch nicht im Schaufenster stand, störte sie beträchtlich, und sie kam sich wie eine Närrin vor. Andererseits hatte der Mann behauptet, daß er sie erwartet hatte. Vielleicht war das Buch versehentlich verkauft oder verlegt worden. Selbst Spione mußten ihre Pechtage haben. »Wirklich sehr liebenswürdig«, sagte sie entschlossener, und da er den Vorhang lüftete, der das Hinterzimmer vom Laden trennte, folgte sie ihm. Es blieb ihr gar nichts anderes übrig.

»Milch, Zitrone, Zucker?« fragte er, führte sie zum Tisch und fegte verschiedenen Kram von einem Stuhl, um ihr Platz zu machen.

»Milch und ein Stück Zucker, bitte«, sagte sie, nahm auf dem Drehstuhl Platz und sah sich interessiert um. »Obwohl ich wirklich nicht länger als einen Augenblick bleiben darf.«

»Vollkommen richtig, alles andere wäre unklug«, gab er ihr zu und brachte ihr eine dampfende Tasse. »Ich bin gleich wieder hier. Mein Frühstück besteht immer aus Tee und dazu lade ich öfters einen meiner Kunden ein.« Er schob ihr eine Papierserviette hin. »Machen Sie es sich bitte bequem. Ich komme gleich.«

Er verschwand hinter dem Vorhang, und Mrs. Pollifax machte es sich dadurch bequem, daß sie einen Schuh abstreifte und ihren Tee trank. Ein sehr höflicher Mensch, fand sie, aber nicht

so gewinnend wie sein Vetter. Sie überlegte, was er ihr wohl bringen würde: ein anderes Buch oder vielleicht ein Päckchen? Die Kalenderbilder an der Wand vor ihr begannen sie zu langweilen, und sie drehte den Stuhl herum, um das Zimmer zu betrachten. Wie heiß und beklemmend es hier ist, dachte sie. Schrecklich heiß. Sie trank den Tee aus, zwängte sich wieder in ihren Schuh und stand auf. Es war sehr freundlich von ihm, sie in sein Hinterzimmer einzuladen, aber es wäre rücksichtsvoller gewesen, wenn er ein Fenster geöffnet hätte. Sie wollte lieber im Laden auf ihn warten. Ein sonderbarer, aber irgendwie vertrauter Gegenstand erregte ihre Aufmerksamkeit. Er war kuppelförmig, stand auf einem Sockel und war mit einem Tuch bedeckt. Sie trat darauf zu und zog das Tuch beiseite. Es war ein großer Vogelkäfig, der jetzt leer stand. Nur eine einzige grellblaue Feder lag darin.

»Der Papagei!« dachte sie erstaunt.

In ihrer Verwirrung hatte sie ihn ganz vergessen. Jetzt aber, da Óle ihr wieder eingefallen war, stand das Bild des anderen Señor de Gamez ganz deutlich vor ihrem Auge. »Mein Laden ist nach Óle benannt«, hatte er gesagt, »und nicht umgekehrt. Meine Óle war zuerst da. Sie lebt schon seit zwölf Jahren bei mir.«

Mein Laden... meine Óle... ja, er hatte beides ganz eindeutig sein eigen genannt. Sie hatte es nicht eigentlich vergessen, bloß hatte ihr der heutige Señor de Gamez keine Zeit zum Überlegen gegönnt.

Auch jetzt vermochte sie nicht klar zu denken, denn es war sehr stickig in dieser Kammer, und ihr Kopf begann zu schmerzen. Sie starrte den Käfig an und zwang sich zum Nachdenken. Der Käfig war hier. Der Papagei nicht. Noch etwas anderes beunruhigte sie und sie versuchte, sich darüber klar zu werden. Wenn der Papagei und der Laden dem ersten Señor de Gamez gehörten, dann drängte sich eine zwingende Schlußfolgerung auf, aber Mrs. Pollifax war nicht fähig, sie zu

ziehen. Irgend etwas war erschreckend anders geworden, nicht nur der Laden, auch sie selbst. Sie fühlte sich benommen, schwindlig und konnte keinen klaren Gedanken fassen.

Und daran war nicht die Hitze schuld, erkannte sie. Nein, die Hitze keinesfalls. Der Tee war es. Pollifax trank schon jahrelang Tee, aber noch nie hatte sie einen so sonderbaren Nachgeschmack im Mund gehabt.

»Er hat mir etwas in den Tee getan!« rief Mrs. Pollifax aus und tat einen Schritt zur Tür, aber ihre Worte blieben stumm, ihr Rufen war nur ein Flüstern, und nach diesem einzigen Schritt sank sie bewußtlos zu Boden.

Mrs. Pollifax öffnete ein Auge. Unklar fühlte sie, daß jemand sie systematisch ohrfeigte; zuerst die linke Wange, dann die rechte. Sie schloß das Auge, und die Ohrfeigen begannen neuerlich.

Als sie wieder zu sich kam, strengte sie sich an, das Gesicht zu erkennen, das sich dicht über sie beugte. »Fu Man Chu«, murmelte sie geistreich und kicherte leise.

»Sie wollen jetzt aufwachen, bitte!« sagte die körperlose Stimme.

Mrs. Pollifax seufzte. »Na schön, bloß will ich in Wirklichkeit nicht, schon gar nicht, wenn Sie mich ständig ohrfeigen.« Diesmal zwang sie sich, beide Augen aufzuschlagen und auch offen zu halten, aber der triste Anblick, der sich ihr bot, rechtfertigte ihre Mühe nicht. Sie und dieser Mensch schienen sich in einer kleinen, etwas windschiefen Hütte aus Teerpappe zu befinden. An einem Sparren hing eine Petroleumlampe und warf verzerrte Schatten auf den Lehm Boden und die primitiven Wände. Es roch nach Petroleum, Moder und feuchter Erde. Sie sah keinerlei Fenster in der Hütte, und der einzige fabrikneue Gegenstand im Raum war das Türschloß. Ihr Blick blieb an dem Chinesen hängen und als sie auch ihn angestrengt betrachtete, wußte sie, weshalb sie im Halbschlaf von Fu Man Chu gesprochen hatte. Damit allerdings erschöpfte sich die

Ähnlichkeit, denn er war korrekt nach westlichem Geschmack gekleidet und sah wie ein gewissenhafter, netter Student aus.

Jetzt erst begriff Mrs. Pollifax, daß ihr die Hände mit einem Draht fest hinter dem Rücken gebunden waren und sie folgerte, daß der junge Mann doch nicht so nett war. »Wo bin ich überhaupt?« erkundigte sie sich empört.

»Das würde ich an Ihrer Stelle gar nicht erst fragen«, sagte eine Stimme hinter ihr. Es war eine männliche und eindeutig amerikanische Stimme, und Mrs. Pollifax verrenkte sich in ihrem Stuhl, um sich umzusehen, aber das gelang ihr nicht.

»Wir sind aneinander gefesselt«, erläuterte die Stimme. »Rücken an Rücken, Gelenk an Gelenk. Ich heiße übrigens Farrell. Sehr erfreut.«

»Erfreut?« sagte Mrs. Pollifax schwach.

»Nur so eine Höflichkeitsphrase von mir. Wer, zum Teufel, sind Sie überhaupt?«

Beleidigt antwortete sie: »Mrs. Virgil Pollifax aus New Brunswick, New Jersey. Hören Sie, junger Mann«, sagte sie streng zu ihrem Bewacher, »ich bin ausreichend in Erster Hilfe bewandert, um zu wissen, daß Sie mir bald die linke Hand amputieren werden müssen, wenn Sie das Blut derart abschnüren.«

Der Mann erwiderte ungerührt: »Bald Sie werden essen und Gelegenheit haben, Hände zu bewegen.«

Während er sprach, öffnete sich die Tür, und ein zweiter Mann trat ein. Mrs. Pollifax spähte hinter ihm ins Freie und sah, daß es draußen finster war. Schon Nacht! »Dann war ich den ganzen Nachmittag bewußtlos«, dachte sie betroffen. Ihr Blick fiel auf das Tablett, das der Mann trug, und da bemerkte sie, wie hungrig sie war. Der Chineser zog eine Zange aus seiner Tasche, und während er sich bückte, um ihre Fessel zu durchtrennen, betrachtete Mrs. Pollifax unverwandt die Mahlzeit, die aus verwelkt aussehenden Tortillas, zwei Scheiben trockenen,

grauen Brotes und zwei Tassen Kaffee oder Suppe bestand. Ein Glück, daß sie sich durch diesen Anblick ablenken konnte, denn ihr Bewacher war nicht eben sanft.

Die Tränen schossen Mrs. Pollifax in die Augen, während er an dem Draht zerrte, und als ihre gefühllosen Hände frei waren, legte sie sie in den Schoß und versuchte zu übersehen, daß ihr das Blut ins Handinnere tropfte.

»Essen«, befahl der junge Chinese. Er und der andere Mann gingen zur Tür, sahen sich einmal nach ihnen um und verschwanden. Mrs. Pollifax hörte den Schlüssel im Schloß knirschen. Sofort drehte sie sich nach dem Mann hinter ihr um, der sie ungläubig anstarrte. »Da soll doch gleich...!« rief er, und der Mund blieb ihm offen.

»Was gibt's?« fragte Mrs. Pollifax.

»Sie habe ich in meinem ganzen Leben noch nie gesehen. Verdammt, was haben denn Sie damit zu tun? Nein, rühren Sie den Kaffee nicht an«, warnte er hastig. »Der enthält vermutlich eine Droge.«

Mrs. Pollifax musterte ihn argwöhnisch. Seine Bemerkung über Drogen erinnerte sie daran, daß sie vor kurzem mit Señor de Gamez Tee getrunken hatte. Jetzt neigte sie Unbekannten gegenüber weniger zur Vertrauensseligkeit. Auch gefiel ihr dieser Mann keineswegs, selbst wenn er Amerikaner war. Er hatte ein hageres, fanatisches Gesicht - sehr hart, dachte sie streng, plus einer gewissen Filmschönheit, die unter einem ausschweifenden Leben gelitten hatte. Er war ein so prägnanter Typ - der richtige Weiberheld, dachte sie tadelnd -, daß er zur Karikatur reizte. Man konnte ein makellooses, sonnenbraunes Oval für das Gesicht zeichnen, es beim Kinn leicht abkanten, oben mit einem beinahe waagrechten Strich glatter, schwarzer Haare begrenzen, einen raffiniert dünnen schwarzen Schnurrbart hinzufügen, und schon hatte man Mr. Farrell - brutal, hart und in einer Welt beheimatet, von der Mrs. Pollifax wußte, daß sie sie schockieren würde. Vielleicht handelte er sogar mit Rauschgift.

»Aber warum?« fragte sie. »Wo sind wir und wer sind diese gräßlichen Leute?« Das Blut kehrte in ihre wundgescheuerten Hände zurück, und der Schmerz trieb ihr neuerlich die Tränen in die Augen. Sie griff nach einer Tortilla und biß entschlossen hinein.

»Das sind Anhänger Mao Tsetungs«, sagte Farrell. »Kuba ist heutzutage voll von ihnen.« Warnend legte er einen Finger an die Lippen, schlich auf Zehenspitzen in eine Ecke des Raumes und drückte das Gesicht fest an die Bretter. Kopfschüttelnd kehrte er zurück. »Zu finster. Aber ich habe draußen ganz deutlich ein Flugzeug landen hören, während die versucht haben, Sie ins Bewußtsein zu holen.«

»Ein Flugzeug«, sagte Mrs. Pollifax stockend. »Dann befinden wir uns auf einem Flugplatz? Welcher kann das sein?«

Er zuckte die Schultern, setzte sich und kaute an seiner Tortilla.

»In einer sternklaren Nacht könnte ich mich orientieren. Ich glaube, man hat uns in einen abgelegenen Winkel von Mexiko verschleppt, wo die Roten eine geheime Startpiste angelegt haben, von denen sie mehrere besitzen sollen.«

Argwöhnisch erwiderte Mrs. Pollifax: »Sie scheinen ja trefflich unterrichtet zu sein. Woher wissen Sie das alles, wenn Sie nicht zu ihnen gehören?«

Er grinste. »Sie trauen mir nicht? Damit machen Sie selbst mich zum erstenmal mißtrauisch, Herzogin. Aber man hat auch mich entführt, falls Ihnen das entgangen sein sollte. Von einem Rendezvous fortgefischt, das ich mit der schönen Miß Willow Lee hatte, diesem Miststück!«

»Ich muß schon bitten!« sagte Mrs. Pollifax entrüstet.

»Verzeihung«, sagte er nach einem flüchtigen, amüsierten Blick auf sie. »Aber sie ist es wirklich. Beste Verbindung in Peking.«

»Und mit einer solchen Frau waren Sie verabredet?« Mrs.

Pollifax war erstaunt.

Er grinste. »Meine Teuerste, ich wußte alles über sie, als ich ihr das erstemal begegnet bin. Was ich allerdings nicht ahnte und was mir jetzt allmählich dämmert, ist, daß auch sie über mich bestens im Bilde war. Aber wie sind Sie in diese Sache geraten?«

Die Frage traf Mrs. Pollifax zutiefst. Sie dachte bei sich: »Ich bin hier, weil ich eines Tages Geranien aufs Dach getragen und mein Leben so sinnlos gefunden habe.« Und plötzlich lachte Mrs. Pollifax, obwohl sie sich eben noch kleinwinzig vorgekommen war und sich auch ein bißchen gefürchtet hatte. »Ich habe kein Recht, mich zu beklagen, ja nicht einmal, mich zu fürchten«, hielt sie sich vor.

»Zwar habe ich keine Ahnung, was mir bevorsteht, und in meinem Alter kann das besonders peinlich sein, aber ich habe mir ein kleines Abenteuer gewünscht und genau das habe ich jetzt.« Mit einem Schlag wurde sie gelassen und furchtlos. »Ich glaube, das spielt wirklich keine Rolle«, erwiderte sie. »Aber vermutlich bin ich hier, weil ich in Mexico-City in einem kleinen Laden ein Buch kaufen wollte.«

Farrell bedachte sie mit einem sonderbaren Blick. »Doch nicht im El Papagayo«, sagte er gedehnt.

Sein Gesicht schwamm auf sie zu und versank dann. Sie hörte ihn mit schwerer Zunge lallen: »Verdammt, die müssen das Zeug in die Tortillas getan haben.«

Mrs. Pollifax nickte weise. Gerade so viel Nahrung, daß sie nicht verhungerten, und dann Drogen in den Speisen, um sie wieder zu betäuben. Sehr geschickt, dachte sie, und war diesmal vorsichtig genug, sich zu setzen, um nicht auf den Fußboden zu fallen. »Ich bin schon sehr routiniert«, dachte sie stolz und lächelte sogar leise, als sich die vertraute Finsternis über sie senkte und Farrell und ihr Bewußtsein verschluckte.

6

Carstairs befand sich am Vormittag des 20. August bei einer Besprechung mit einem Beamten des Außenamtes, als Bishop ihm einen Becher schwarzen Kaffee und eine Meldung aus dem Fernschreiber brachte: CARSTAIRS. DRINGEND. »Trinken Sie lieber zuerst den Kaffee«, riet er ihm trocken, und Carstairs sah ihn mißmutig an, ehe er zu lesen begann:

LEICHE IDENTIFIZIERT ALS RAFAEL DE GAMEZ. INHABER BUCHLADEN PAPAGEI, CALLE EL SIGLO, MEXICO-CITY. WURDE GESTERN NACHT 19. AUGUST IM KANAL ENTDECKT. TODESURSACHE MESSERSTICHE ODER ERTRÄNKEN. POLIZEI SCHÄTZT TOD TRAT ZWEI TAGE FRÜHER EIN, 17. AUGUST. ERHEBUNGEN IM GANGE.

Carstairs starrte die unpersönlichen, schwarzen Buchstaben an und fühlte, wie er wütend wurde. Kein Mensch verdiente einen solchen Tod, und es genügte ihm nicht immer, daran zu denken, daß seine Leute sich über ihre Risiken im klaren waren.

Sobald er sich wieder in der Gewalt hatte, hob er den Kopf und sagte beherrscht: »Ich wünsche die vollständigen Unterlagen darüber. Stammt diese Meldung von der Polizei in Mexico-City oder von unserem Freund in Monterey?«

»Monterey«, antwortete Bishop und legte Carstairs das Dossier de Gamez vor.

»Schreiben Sie sofort Mexico-City an und lassen Sie die Meldung polizeilich bestätigen. Sie wissen, an wen Sie sich dort zu wenden haben.«

»Ja, Sir.«

»O Gott, Mrs. Pollifax!« stöhnte Carstairs plötzlich.

»Wie, bitte?«

»Sie hätte gestern de Gamez aufsuchen sollen.« Er griff nach

dem Hörer und bellte den Auftrag hinein, ihn augenblicklich mit dem Hotel Reforma Intercontinental zu verbinden, und Bishop entfernte sich.

Fünf Minuten darauf kehrte er mit der Bestätigung der Ermordung de Gamez' zurück. Carstairs hatte noch Mexico-City am Apparat.

»Mrs. Pollifax wird im Hotel ausgerufen«, sagte er zu Bishop und hängte auf. »Jetzt verbinden Sie mich mit Johnny in der Galeria de Artes in Mexico-City.«

Unverzüglich kehrte Bishop mit der Nachricht zurück, daß er mit dem Diener der Galeria de Artes gesprochen hätte und Johnny heute noch nicht erschienen war, um das Museum aufzusperren.

»Stunk«, stellte Bishop fest.

»Stunk«, wiederholte Carstens tonlos. Er besann sich kurz und sagte dann: »Schreiben Sie: TEMPERATUR IN MEXIKO 39 GRAD. UM TANTE JOSEPHINES GESUNDHEIT BESORGT. VORSCHLAGE VÖLLIGE RUHE IM SPITAL.« Er notierte mehrere Namen auf einem Zettel. »Sofort übersetzen und an diese Leute abschieken. Höchste Dringlichkeitsstufe.«

»In Ordnung«, nickte Bishop und rannte davon. Mittagessen gestrichen, dachte er trocken.

Gegen zwei Uhr begannen Meldungen aus verschiedenen Richtungen einzulaufen. Mrs. Pollifax war mehrmals ausgerufen worden, hatte sich jedoch nicht gemeldet. Sie war nicht im Hotel. Man hatte sie seit dem Morgen des 19. August nicht mehr im Hotel gesehen, nachdem sie nach dem Frühstück in der Halle Patienten gelegt hatte.

»Verdammt«, zischte Carstairs. »Bishop, verbinden Sie mich nochmals mit dem Hotel. Der Hoteldetektiv muß ihr Zimmer durchsuchen.

Und versuchen Sie es noch einmal in der Galerie de Artes. Ich muß Johnny erreichen.« Die Vorstellung, daß man auch Johnny

geschnappt hatte, war ihm unerträglich. Verdammt noch mal, in diesem Fall wäre das gesamte Projekt geplatzt wie ein Luftballon.

Die Polizei von Mexico-City rief an, daß die Leiche von de Gamez nur durch einen lächerlichen Zufall entdeckt worden war. Man hatte den Toten mit Betonklötzen beschwert und in einen stillgelegten Kanal geworfen, den die Sanitätsbehörde eben letzte Woche zur Trockenlegung vorgesehen hatte. De Gamez' Laden war gründlichst untersucht worden. Auffallend war, daß die Buchhandlung bis zum Mittag des 19. August geöffnet geblieben war, obwohl de Gamez schon am 17. August ermordet wurde. Die Polizei ging der Lösung dieses Rätsels und auch den Beschreibungen des Mannes nach, der weiterhin Bücher verkauft hatte.

In der Galeria de Artes hatte sich noch nichts verändert.

»Verbinden Sie mich nochmals mit der Polizei«, entschied Carstairs. »Ich möchte, daß auch Johnnys Wohnung durchsucht wird. Sagen Sie den Leuten, daß er hinter der Galeria wohnt.«

Weitere Meldungen trafen ein. Der Hoteldetektiv hatte im Hotel Reforma Intercontinental ganze Arbeit geleistet. Das Zimmermädchen sagte aus, daß es am 19. August wie immer um elf Uhr in dem von Mrs. Pollifax bewohnten Zimmer Ordnung gemacht hatte.

Sie erinnerte sich, daß mehrere Schultertücher auf den Stühlen gehangen hatten und sie zwei Bücher vom Schubladenkasten hochgehoben hatte, um sie abzustauben. Bei der heutigen Suche des Hoteldetektivs hatten die Bücher und die Tücher gefehlt. Mrs. Pollifax' Kleider hingen noch immer im Schrank, aber der Futterstoff von zwei Mänteln war aufgetrennt und die Kleider ruiniert. Auch ihr Koffer, die Matratze und die Kissen ihres Bettes waren aufgeschlitzt und sichtlich hastig durchwühlt worden.

»Verdammt«, sagte Carstairs und sah elend dabei aus.

Um vier Uhr meldete sich die Polizei erneut. Sie hatte Johnnys Wohnung durchsucht. Bis auf ein kleines Safe in der Küche war nichts berührt gewesen. Dieses Safe war allerdings sachkundig geöffnet.

Carstairs fluchte hingebungsvoll. »Dann haben sie Johnny hoppgenommen«, sagte er. »Ihn und den Code.«

Er mußte sich die Möglichkeit eingestehen, daß die Gegenseite Tirpak festhielt. »Geben Sie mir Costa Rica«, sagte er zu Bishop.

»Tirpak muß mit unserem Mann in San José in Verbindung getreten sein. Jemand muß doch wissen, wo Tirpak steckt. Wir müssen ihn finden.«

»Ja, Sir.«

Um fünf Uhr gab die Polizei von Mexico-City durch, daß sie nun im Besitz einer Personenbeschreibung jenes Mannes wäre, der zwei Tage lang de Gamez' Laden geführt hatte. Er war klein, spanischer Herkunft, hatte schütteres, schwarzes Haar, war glattrasiert, elegant gekleidet, trug eine Brille und ließ beim Lächeln im linken Unterkiefer einen Goldzahn sehen. Niemand aus der Nachbarschaft hatte ihn früher je gesehen.

Die Beschreibung stimmte Carstairs nachdenklich.

»Erkennen Sie ihn?« fragte Bishop.

»Ich kann nur hoffen, daß ich mich irre. Geben Sie mir die Akte 6X.« Sobald Carstairs die Mappe vor sich liegen hatte, betrachtete er stirnrunzelnd zwei Fotos des gleichen Mannes. Eines war eine Vergrößerung und zeigte ihn inmitten einer Menge an der Seite Mao Tsetungs, und das andere war ein ausgezeichneter Schnappschuß, der heimlich in Kuba aufgenommen worden war. »Geben Sie das über Fernschreiber nach Mexico-City durch und lassen Sie die Bilder drüben identifizieren. Denken Sie sich die Brille fort«, sagte er und hielt Bishop ein Bild entgegen, »wen haben Sie dann vor sich?«

Bishop stieß einen Pfiff aus. »Du lieber Himmel!«

Carstairs nickte. »Unseren hochbegabten, skrupellosen, alten Freund General Perdido, den sich Mao für seine Operationen in Südamerika ausgesucht hat. Jenen Mann, dem es zu verdanken ist, daß Castro heute stärker an Rotchina als an der Sowjetunion engagiert ist.« Jetzt wußte er, daß Tirpak entdeckt worden war. Er fühlte es förmlich in den Knochen. »Uns bleibt nur eine einzige schwache Hoffnung«, sagte er schließlich. »General Perdido war vorige Woche doch in Kuba, nicht wahr?«

Bishop blätterte einen Stoß von Berichten durch. »Wurde am 15. August dort gesehen.«

Nachdenklich sagte Carstairs: »Vielleicht hat er einen von ihnen nach Kuba mitgenommen - Johnny oder Tirpak oder Mrs. Pollifax. General Perdido hatte immer schon eine Schwäche für hübsche Trophäen. Ich werde Personenbeschreibungen an die Agenten in Kuba funken.«

Die Tür schloß sich hinter Bishop, und Carstairs zündete sich eine Zigarette an. Er war erleichtert, für einige Augenblicke allein zu sein. Tirpak... de Gamez... Johnny. Äußerlich unbewegt gedachte er der vielen Jahre, die de Gamez und Johnny damit verbracht hatten, mit größter Umsicht in Mexico-City jenen Ruf zu erwerben, den sie als Tarnung für ihre eigentliche Tätigkeit benötigten. Sie waren gut gewesen, ausgezeichnet. Und über Nacht war die Arbeit vieler Jahre einfach fortgewischt.

Aber in diesem Spiel mußte man mit derartigen Zwischenfällen rechnen, und Carstairs war imstande, sich mit einem Tiefschlag abzufinden.

Mrs. Pollifax war es, die sein Gewissen belastete. Er hatte den erteilten Auftrag falsch beurteilt. Mrs. Pollifax war ihm wie gerufen gekommen und daraus hatte er bedenkenlos Kapital geschlagen. Wer konnte in ihr etwas anderes als eine Touristin vermuten? Er hatte ihr den einfachsten Routineauftrag gegeben, den man sich nur denken konnte, und nichts weiter als Genauigkeit von ihr verlangt. Trotzdem blieb die Tatsache

bestehen, daß sie für mögliche Notfälle überhaupt nicht vorbereitet oder geschult war.

Man hatte ihr nicht einmal eine Zyankalikapsel mitgegeben. Sie war nicht welterfahren, und schon gar nicht in der Welt General Perdidos, und wenn er auch nicht ungalant sein wollte, war sie eben doch eine alte Dame, die weder die Zähigkeit, noch die Nerven hatte, diesem skrupellosen Burschen zu trotzen. Er hatte leichtfertig ein unschuldiges, vertrauensseliges Lamm in die Lövenhöhle geschickt, und die Löwen würden dieses Lamm in Sekundenschnelle zerreißen.

Gott stehe ihr bei, dachte Carstairs.

7

»Ob sie wohl versuchen werden, uns einer Gehirnwäsche zu unterziehen?« fragte Mrs. Pollifax munter. »Wissen Sie etwas über Gehirnwäsche, Mr. Farrell?«

»Mm - nein«, antwortete Farrell taktvoll.

»Könnte sehr spannend sein.« Sie dachte an den Test mit dem Lügendetektor, dem sie in Washington unterzogen worden war, und überlegte, ob zwischen diesem Test und einer Gehirnwäsche wohl Parallelen bestünden. Heutzutage ging es im Leben wirklich hochwissenschaftlich zu. Sie sah Farrell an, weil es sonst nichts anzusehen gab. Sie war nun schon seit einer Stunde hellwach, und es war noch immer Nacht, und sie flogen nach wie vor, und nachdem sie die Sitze und den Boden des Flugzeugs untersucht hatte, waren sämtliche Möglichkeiten erschöpft. Einen Vorteil zumindest hatte der Flug: Ihre Handgelenke waren nicht mehr gefesselt. Dafür staken beide Fußgelenke in einem mittelalterlich aussehenden Ring, von dem eine Kette zu einer Verankerung im Sitz führte. Die Kette war nicht unbequem, aber sie erweckte in Mrs. Pollifax den hartnäckigen Wunsch, die Beine zu überschlagen, weil sie genau das jetzt nicht konnte.

»Geht es Ihnen wieder besser?« fragte sie Farrell teilnahmsvoll.

Sie hatte zumindest eine halbe Stunde früher als er die Augen aufgeschlagen.

»Sie haben mir meine Frage nicht beantwortet«, sagte er unvermittelt.

»Über den Buchladen, den Sie aufgesucht haben.«

»Das muß ich überhört haben«, schwindelte Mrs. Pollifax glattzüngig.

»Ich habe Sie gefragt, ob er El Papagayo geheiß hat.«

»Ich fürchte, ich habe nicht auf den Namen geachtet. Ich tue das selten, wissen Sie? Es war ein unauffälliger, kleiner Laden. Sehr klein.«

Farrells Augen funkelten belustigt auf. »Verstehe - ein sehr kleiner Laden. Und was geschah dort?«

»Ich trat ein und habe ein Buch verlangt. Dieser Mann hat einen sehr liebenswürdigen Eindruck gemacht. Er hat mich zu einer Tasse Tee in sein Hinterzimmer eingeladen und gesagt, daß er eben beim Frühstück sei und am Morgen seinen Kunden oft ein Täßchen Tee anbiete. Und ich habe den Tee getrunken und dann ist mir sehr sonderbar geworden. Das nächste, was ich weiß, ist, daß ich in dieser schmutzigen kleinen Hütte Rücken an Rücken mit Ihnen gefesselt war.« Mrs. Pollifax entsann sich plötzlich, daß die beste Verteidigung der Angriff ist, und sagte: »Aber wie kommen Sie hierher?«

Er zuckte die Schultern. »Ich bin auch in einen Buchladen gegangen.«

»Dann sind Sie ein Tourist?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich lebe schon seit 1945 in Mexiko.« Er griff in seine Tasche, suchte und fluchte. »Bestimmt hatte ich eine Visitenkarte bei mir«, erklärte er. »Ich habe die Galeria de Artes in Mexico-City geleitet. Mein Name ist John Sebastian Farrell.«

Erleichtert sagte Mrs. Pollifax: »Oh, und ich dachte schon, Sie seien Rauschgifthändler, oder - oder...«

Er grinste. »Ich habe in meinem Leben ja schon manches Ding gedreht, und einige waren auch nicht ganz stubenrein, aber Rauschgifthändler - Ehrenwort - war ich noch nie.«

Mrs. Pollifax entschuldigte sich sofort. »Ich habe immer ein behütetes Leben geführt«, erklärte sie ihm, »und Sie haben ein ziemlich - kurz - Sie sehen eben so aus, als hätten Sie schon manches Ding gedreht.«

»Macht sich das schon bemerkbar? Na ja, mit einundvierzig

läßt es sich wohl nicht länger verbergen. Jammerschade!« sagte er mit gespielter Verzweiflung.

Darauf ging Mrs. Pollifax nicht ein. »Was für Dinger haben Sie denn gedreht?«

»Herrje, interessiert Sie das vielleicht? Ich hoffe. Sie wollen kein Buch über Ihre Reiseerlebnisse schreiben«, grinste er.

Sie überlegte ernsthaft und schüttelte den Kopf. »Nein, der Gedanke ist mir nicht gekommen, obwohl es mich sehr interessiert, Kuba kennenzulernen. Glauben Sie noch immer, daß man uns dorthin bringt?«

Farrell antwortete gereizt: »Von Rechts wegen müßten wir längst gelandet sein. Dieser Flug dauert verheult lange. Verzeihung - hatten Sie etwas gefragt?«

»Sie wollten mir erzählen, was für Dinger Sie gedreht haben.«

Er grinste. »Trauen Sie mir zu, daß ich es riskieren würde, Ihnen eine unzensierte Beschreibung zu unterbreiten? Schließlich habe ich mich seit 1945, also seit meiner Entlassung von der Marine, in Mexiko herumgetrieben, und das ist hübsch lange. Ich habe in Acapulco ein Charterschiff besessen, bis ich es beim Pokern verloren habe, dann habe ich Töchtern aus gutem Hause Malunterricht erteilt. Sie werden es mir vielleicht nicht glauben, aber zeitweise bewege ich mich in den feinsten Kreisen.«

»Genauso wie in den ordinärsten?« fragte Mrs. Pollifax und hoffte, er würde sie nicht enttäuschen.

»Stimmt. Ein Jahr lange habe ich Waffen geschmuggelt, ehe Castro seine Revolution gewonnen hat. Ein ziemlich guter Bekannter von mir, wenn ich ihn auch in letzter Zeit nicht mehr gesehen habe«, setzte er grinsend hinzu. »Und dann darf ich in aller Bescheidenheit bemerken, daß mir ständig die Frauen zu Füßen liegen. Ich habe nun mal diese Wirkung auf sie.«

Das konnte Mrs. Pollifax nicht auf ihren Geschlechtsgenossinnen sitzen lassen. Mit unschuldiger Miene

fragte sie: »So wie auf diese Chinesin, mit der Sie heute abend verabredet waren?«

Farrell sah sie einen Augenblick groß an und sagte dann: »Herzogin - ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, daß ich Sie so nenne -, Sie interessieren und erstaunen mich. Ich bin zu dem Schluß gelangt, daß Sie doch keinem Frauenrechtlerverein angehören.«

»Das stimmt. Dafür bin ich aber Mitglied des Klubs der Gartenfreunde, des Kunstvereins, des -«

»Gnade!« flehte er mit hoherhobenen Armen. »Wenn General Perdido das wüßte, er würde erbleichen.«

»Welcher General?«

Sein Blick wanderte zum Fenster. »Nur einer meiner Bekannten.«

Er beugte sich nach vorn. »Wir fliegen noch immer hoch, aber ich glaube, ich habe dort unten Lichter gesehen.« Bissig setzte er hinzu: »Begreifen Sie, worauf Sie sich eingelassen haben? Wissen Sie, wie unsere Chancen stehen?«

Mrs. Pollifax' Wimpern zuckten. Schon wollte sie die Arglose spielen, aber auf die Dauer war das zu mühsam. Deshalb antwortete sie sehr still: »Ja.«

»Was, ja?« drängte er.

Sie hoffte, er würde sie nicht anbrüllen. Würdevoll ergänzte sie: »Ich bin mir völlig klar darüber, daß wir von gefährlichen Leuten entführt worden sind, und ich Mexico-City vielleicht niemals wiedersehen werde.«

»Und Ihren Klub der Gartenfreunde und den Kunstverein auch nicht«, sagte er grob. »Bedrückt Sie das gar nicht?«

Mrs. Pollifax hätte ihm gern bekannt, daß sie das natürlich bedrückte. Schließlich bestand ein himmelweiter Unterschied zwischen einem beinahe erfolgten freiwilligen Schritt über die Dachkante des Wohnhauses hinaus und dem Gefühl, der Willkür

offensichtlich ungemein brutaler Menschen ausgeliefert zu sein. Sie wollte nicht in einem fremden Land sterben und machte sich keine Illusionen darüber, daß Mr. Carstairs oder ihr Vaterland ihr zu Hilfe eilen würden. Sie stand auf einsamem Posten, aber sie war an Einsamkeit gewöhnt und fürchtete sich nicht davor. Was sie fürchtete, war die Vorstellung, daß sie ihre Menschenwürde verlieren könnte. Sie wußte nicht, wieviel sie zu ertragen imstande war, denn bisher waren ihr Grausamkeiten erspart geblieben. Wenn ihr Leben bald enden mußte, dann hoffte sie nur, daß sie ein ehrenhaftes Ende erwartete.

Aber sie sah nicht ein, weshalb sie darüber mit dem Mann reden sollte, der in der gleichen Gefahr schwebte wie sie und sicher ähnliche Gedanken hegen mußte. Sie durfte sich auf keinen Fall die geringste Unsicherheit anmerken lassen. Das ist das mindeste, was das Alter für die Jugend tun kann, dachte sie. »Deshalb müssen Sie ja nicht mit mir zanken«, sagte sie gelassen. Ihr Blick fiel auf den Sitz neben Farrell, und sie rief erstaunt: »Sehen Sie doch - meine Handtasche! Man hat sie mir nicht genommen, sie steckt zwischen den beiden Sitzen.«

»Natürlich genau durchsucht«, meinte er und reichte sie ihr. »Was ist drinnen?« Er rückte näher, als sie die Schließe aufschnappen ließ.

Auch ihr war zumute wie beim Öffnen eines geheimnisvollen Weihnachtspakets.

»Sie ist bedeutend leerer geworden«, nickte sie und guckte ins Innere. »Ja, sie haben ein paar Sachen herausgenommen. Ach, mein Aspirin fehlt«, stellte sie betrübt fest.

»Äußerst verdächtig.«

»Und Bobbys Taschenmesser haben sie auch genommen. Das ist nämlich mein elfjähriger Enkel. Aber mein Heftpflaster ist hier und meine Brieftasche und das Geldtäschchen und die Lippenstifte - oh, sehen Sie doch!« rief sie beglückt, »man hat mir meine Spielkarten gelassen.« Sie begrüßte sie wie alte Freunde und ließ sie liebevoll aus dem Karton gleiten.

»Schwacher Trost«, brummte Farrell.

»Ach Sie, Sie haben ja keine Ahnung, wie tröstlich die sein können«, sagte sie mit der Begeisterung einer Bekehrten. »Ich beherrsche bereits zweiundzwanzig Spielarten. Natürlich gibt es viel mehr, aber Patiencelegen ist so entspannend. Jetzt habe ich wenigstens eine Beschäftigung.« Schon legte sie die Karten auf dem Sitz im Kreise auf. »Die Schokolade hat man mir auch gelassen«, sagte sie unaufmerksam. »Essen Sie eine, wenn Sie möchten.«

»Sie sind auch nicht besonders hungrig, wie?« fragte er.

Sie schüttelte den Kopf, ohne den Blick von den Karten zu wenden.

Mit komischer Stimme sagte er: »Dabei sollten wir hungrig sein. Wahnsinnig hungrig sogar.«

Mrs. Pollifax legte eine Karte nieder und sah ihn an. »Stimmt, das ist wahr«, sagte sie erstaunt. »Ich habe gefrühstückt und dann den Tee bei dem Mann getrunken und dann nichts mehr gegessen bis am Abend, und da hatte ich nur eine Schnitte Brot und eine Tortilla ohne Geschmack. Eigentlich sollte mir der Magen knurren.«

Er zauderte, dann rollte er seinen Ärmel hoch und sagte leise: »Haben Sie auch diese Nadelstiche im Arm?«

»Stiche?« wiederholte Mrs. Pollifax unsicher und starrte entsetzt seinen Arm an. Der wies mehrere grellrote Punkte auf und dort, wo das Heftpflaster befestigt und dann abgerissen worden war, sah man den schwachen Abdruck des Klebestreifens. Mrs. Pollifax war besonders aufgeregt, weil sie, seit sie wach war, ständig ihren Arm gekratzt hatte. Sie zog ihre Jacke aus und starrte ihren Arm an.

»Was ist das?« fragte sie endlich.

»Ich glaube, man hat uns intravenös ernährt.«

»Intra -« Sie schnappte nach Luft. »Aber warum?«

»Um uns am Leben zu halten.« Er beugte sich näher und sagte gedämpft: »Das ist aber noch nicht alles. Das Flugzeug, das ich in Mexiko landen hörte, war eine Propellermaschine. Jetzt aber sitzen wir in einem Düsenflugzeug.«

Betroffen nahm Mrs. Pollifax das Motorengeräusch zur Kenntnis.

»Ja, tatsächlich!« Sie sah ihn ungläubig an. »W-was hat das Ihrer Meinung nach zu bedeuten?«

»Ich denke, wir waren bedeutend länger bewußtlos, als wir angenommen haben. Vermutlich nicht nur wenige Stunden, sondern einen ganzen Tag. Ich glaube, daß wir gestern in der Hütte gewesen sind, nicht heute. Wahrscheinlich sind wir tagsüber irgendwo gelandet, haben das Flugzeug gewechselt und unsere Freunde haben uns vorsichtshalber künstlich ernährt, damit wir ihnen nicht unter den Händen sterben.«

Mrs. Pollifax legte ihre Karten fort. Es war nicht schwierig, seine Gedanken bis zum logischen Ende zu verfolgen. »Aber Düsenmaschinen sind doch sehr schnell«, sagte sie und ließ ihn nicht aus den Augen. »Und wenn wir schon so lange fliegen -«

Er nickte. »Genau. Ich glaube. Sie werden Kuba nun doch nicht sehen.«

»Aber wohin...« Mrs. Pollifax brach ab. Es war bestimmt viel klüger, diese Frage nicht zu stellen. Statt dessen sagte sie mit einer Stimme, die nur ganz wenig bebte: »Ich hoffe. Miß Hartshorne denkt daran, meine Geranien zu gießen.«

Es war immer noch Nacht, als sie an Höhe verloren, und Mrs. Pollifax fühlte die gleiche ängstliche Erregung wie als Kind, wenn der Zahnarzt sie ins Behandlungszimmer gerufen hatte. Sie drückte das Gesicht an die Scheiben und starrte erstaunt auf merkwürdige Krümmungen und Erhebungen.

»Berge«, sagte Farrell stirnrunzelnd. »Sehr hohe Berge, manche sogar verschneit.« Sein Blick schweifte abschätzend und prüfend von den Bergen zu den Sternen, und seine Augen wurden schmal.

Mrs. Pollifax beobachtete ihn erwartungsvoll, aber er verriet nicht, was er dachte. Der Flug ging weiter, und Farrells Blicke pendelten ständig zwischen Himmel und Erde. »Gleich werden wir landen«, sagte er plötzlich.

Mrs. Pollifax stemmte sich gegen den Fußboden - Sicherheitsgurte gab es keine - und schon raste die Erde mit schwindelerregendem Tempo an ihr vorbei, sie berührten den Boden und blieben unter starkem Holpern stehen. Mrs. Pollifax packte ihre Karten zusammen und steckte sie in ihre Tasche. Die Tür der Flugkabinen öffnete sich und zwei Männer, die sie noch nicht gesehen hatte, traten ein. Einer von ihnen trug einen Revolver, der andere zog Schlüssel hervor und sperrte ihre Fußbringe auf. Beide waren Chinesen. Die Tür wurde zurückgezogen, und Mrs. Pollifax und Farrell wurde bedeutet auszusteigen. Das war gar nicht so einfach, denn sie mußten über eine Holzleiter klettern, die am Flugzeug lehnte und deren Sprossen nur von einer Taschenlampe beschienen wurden. Es war eine drückend schwüle Nacht, die für den nächsten Tag noch größere Hitze erwarten ließ. Die beiden Männer, die am Fuß der Leiter auf sie warteten, waren keine Asiaten, und sie sah, daß Farrell ihre Gesichter eingehend musterte. Mrs. Pollifax hielt die Männer für Griechen, denn sie erinnerten sie an Miß Hartshornes Diapositive über eine Griechenlandreise. Mrs.

Pollifax fand, daß ihre Haut eine gewisse Ähnlichkeit mit jener von Oliven hatte - feucht, prall und glatt. Sie sah, daß Farrell von den Männern zu den Bergen hinter dem Flugzeug und dann nochmals zu den Sternen am Himmel sah.

Aufgeregt sagte sie: »Das ist nicht Kuba, wie?«

Er schüttelte den Kopf.

»Haben Sie irgendeine Ahnung, wo wir hier sein könnten?«

Seine Augen verengten sich, und er sagte finster: »Wenn mein Verdacht stimmt, und ich kann nur hoffen, daß ich mich täusche, dann müßte ich mich jetzt vor Ihnen verneigen und sagen: ›Willkommen in Albanien!««

»Albanien!« stieß Mrs. Pollifax hervor, starrte ihm ungläubig ins Gesicht und sagte verzweifelt: »Aber ich will nicht in Albanien sein. Ich weiß nicht das geringste über Albanien, ich habe kaum jemals etwas von diesem Land gehört! Was für eine absurde Idee!«

»Trotzdem glaube ich, daß wir in Albanien sind.«

Ein langes, ehemals schwarzes Auto, über dem eine dicke weiße Staubschicht lag, fuhr in den Lichtkreis der Taschenlampen. Sie wurden zum Wagenschlag geführt und in den Fond gestoßen. »Ein Rolls«, zischte Farrell aus dem Mundwinkel hervor, und Mrs. Pollifax nickte wohlgezogen. Die beiden Männer mit den griechischen Profilen stiegen ein und setzten sich mit schußbereiten Revolvern ihnen gegenüber auf die Klappsitze, und schon begann der Wagen in halsbrecherischer Geschwindigkeit über den unebenen Boden zu rollen. Mrs. Pollifax klammerte sich an der Seitenwand fest und sehnte sich nach einem Aspirin. Die Scheinwerfer des Autos leuchteten die Straße aus, in die sie einbogen, aber die war genauso holprig wie der Flugplatz. Sie schienen in eine Stadt einzufahren und schlängelten sich bald darauf durch enge, abfallübersäte Gäßchen. Sie begegneten weder einem anderen Wagen, noch irgendwelchen Menschen. Selbst die Häuser, die

flüchtig im Licht der Scheinwerfer aufleuchteten, machten einen abweisenden Eindruck und waren von so hohen Mauern umgeben, daß man kaum die Dächer erkennen konnte. Dann lag die Stadt auch schon wieder hinter ihnen. Durch das Seitenfenster sah Mrs. Pollifax wieder hohe Berge, die sich vor dem nachtblauen Himmel abhoben. Es waren keine einladenden Berge, sondern schroff, steil und felsig. Sie waren noch abweisender als die Häuser. Augenblicklich schlug der Wagen die Richtung zu diesen Bergen ein.

Ihre Wächter starrten sie gleichmütig und ohne Neugier an. Mrs. Pollifax wandte sich an Farrell und sagte: »Aber warum denn Albanien? Bestimmt irren Sie sich.«

»Na, Kuba ist es jedenfalls nicht.«

»Nein«, gab sie niedergeschlagen zu, »Kuba ist es nicht.«

»Anfangs dachte ich, diese Berge könnten zum Himalajagebirge gehören, aber wir sind nicht in China. Dazu sind die Berge zu niedrig, und überhaupt stimmt die ganze Topographie nicht.«

»Aus China würde ich mir auch nichts machen«, sagte Mrs. Pollifax kopfschüttelnd.

»Wir müssen uns die wenigen Länder vergegenwärtigen, in denen die Rotchinesen gern gesehen sind. Viele gibt es ja nicht. Die Stadt, durch die wir eben gefahren sind, hat nach Balkan ausgesehen. Diese Berge müssen zu den albanischen Alpen gehören, und diese Männer sind zweifellos Europäer.«

Mrs. Pollifax nickte. »Ich finde, sie sehen aus wie Griechen.«

»Falls wir in Albanien sind, ist Griechenland nur einige hundert Meilen entfernt. Sie haben ja gesehen, wie primitiv der Flugplatz war und wie rückständig dieses Land ist. Wenn wir uns in Europa befinden, dann gibt es außer Albanien kein anderes Land, in dem die Rotchinesen kommen und gehen dürfen, wie es ihnen paßt.«

»Ich wußte nicht, daß sie das irgendwo in Europa dürfen«,

versetzte Mrs. Pollifax empört.

»Seit ungefähr 1960 schon«, überlegte er mit gerunzelter Stirn. »Bis dahin war Rußland der große Bruder Albaniens und beherrschte es so ziemlich. Dann fiel Stalin plötzlich in Ungnade. Das hat den Albanern natürlich nicht geschmeckt, denn sie sind Stalinisten. An Einzelheiten erinnere ich mich nicht mehr. Es geschah an einem ihrer Parteikongresse. Jedenfalls wurden beide Seiten ziemlich ausfällig, und China und Albanien stellten sich gemeinsam gegen Chruschtschow. Rußland bestrafte Albanien damit, daß es jede Hilfeleistung einstellte, sämtliche Techniker und alle Militärs abberief, und China nützte die einmalige Gelegenheit, hilfreich einzuspringen und sich damit in Europa Eingang zu verschaffen.«

»Das wußte ich nicht«, stammelte Mrs. Pollifax. »Aber weshalb bringt man uns hierher? Wozu dieser Aufwand?«

Farrell blickte sie schnell an und sah dann fort. »Vielleicht verspricht man sich einiges von uns«, sagte er vorsichtig.

»Oh«, erwiderte Mrs. Pollifax schwach und schwieg.

Seit zwanzig Minuten fuhren sie eine steile Straße bergauf, die aussah, als sei sie aus der Felswand gesprengt worden. Auf der linken Straßenseite fiel der Lichtkegel auf unheimliche, drohende Gesteinsmassen, rechts aber ins Leere. Mrs. Pollifax hegte den fürchterlichen Verdacht, daß rechts wirklich das Nichts lauerte, in dem sie in der nächsten Haarnadelkurve landen würden. Immer höher und höher wanden sie sich empor, bis der Wagen endlich anhielt und Leben in die beiden Wächter kam, die aus dem Auto sprangen. Mit hastigen Worten redeten sie in einer fremden, eigentümlich nasalen Sprache auf den Fahrer ein und bedeuteten Farrell und Mrs. Pollifax auszusteigen. Sie standen in einem breiten, unfruchtbaren Felsenkessel, und Mrs. Pollifax bemerkte, daß langsam der Morgen heraufdämmerte. Ein neuer Tag, dachte sie staunend, und plötzlich mußte sie daran denken, daß ihr Sohn Roger ihr aufgetragen hatte, ihm zu telegrafieren, falls sie in eine Klemme

geraten sollte.

Ein Wächter verschwand hinter einem Felsen und kehrte mit vier Eseln zurück. Zu Mrs. Pollifax Entsetzen forderte er sie gestikulierend auf, einen der Esel zu besteigen. »Das kann ich nicht«, sagte sie leise zu Farrell und wiederholte vor dem Wächter lauter: »Das kann ich nicht!«

»Sie haben wohl keine andere Wahl«, gab Farrell ihr grinsend zu bedenken.

Sie sah das Tier voll Abscheu an, und der Esel musterte sie mit unverhohlenem Mißtrauen. Farrell versuchte ihr zu helfen. Nur seinem Eingreifen war es zu verdanken, daß es zwischen den beiden zu einem Waffenstillstand kam, und das auch nur deshalb, weil der Esel Mrs. Pollifax nicht mehr sehen konnte, sobald sie erst auf ihm saß. Nachdem auch Farrell und die Wächter aufgesessen waren, ritten sie hintereinander her.

Der Saumpfad führte sie durch eine unvorstellbar trostlose Gegend. In dieser Landschaft war jedes Leben erstorben, dafür gab es Felsen in jeder Farbe, Form und Gruppierung. Nirgends auch nur der geringste Schatten. Während sie ritten, leuchtete das Tal nach und nach im goldenen Licht der Morgensonne auf, und Mrs. Pollifax sah tief unten grüne Hänge und vereinzelte Bäume, aber je höher die Sonne kletterte, desto heißer wurde es, und von der Hitze und dem Esel geplagt, fühlte Mrs. Pollifax sich bald entsetzlich unbehaglich. Das Reiten war nie ihr Fach gewesen, und es kostete sie große Mühe, sich auf dem Esel zu behaupten. Obendrein bewegte sich das Tier mit gefährlicher Ruckhaftigkeit. Sie waren etwa eine Stunde geritten, als Farrell plötzlich sagte:

»Psst - schauen Sie!«

Widerwillig hob Mrs. Pollifax die Augen. Sie hatten die grauen, schroffen Felswände verlassen und waren auf einer kleinen Schutthalde angekommen. Der Boden sah wie ein vertrocknetes Bachbett aus, und überall lagen so viele Steine, daß sich auch nicht der armseligste Grashalm am Leben halten

konnte. Die Sonne stach unbarmherzig vom Himmel. Knapp am Felsabbruch, der das Tal beherrschte, erhob sich ein quadratischer, festungsartiger Bau aus unbehauenen Steinen, in die an Stelle von Fenstern schwarze Schlitze gemeißelt waren. Neben dieser Festung fiel der Boden etwa hundert Fuß bis zu einem geröllübersäten Felsvorsprung ab, unter dem sich ein zweiter mit schüchternen Ansätzen von Vegetation zeigte. Von dort aus ergoß sich die Erde wie ein grüner Strom ins Talbecken. Als der Esel vorsichtig zwischen den Steinen dahinzockelte, gewahrte Mrs. Pollifax unweit vom ersten Gebäude ein zweites, das zwar kleiner war, sich aber sonst in nichts von der anderen Festung unterschied. Wenn ich jetzt eine Touristin wäre, dachte Mrs. Pollifax sehnsüchtig, könnte ich diesen Felsenhorst wildromantisch finden und mir vorstellen, daß sich Bandenhäuptlinge in diesen uneinnehmbaren Mauern verschanzt haben. Leider aber war sie keine Touristin, sondern eine amerikanische Spionin, die entführt worden war - nein, gefangengenommen, dachte sie beklommen -, und bis auf die Leute, die sie verschleppt hatten, wußte kein Mensch auf Gottes schöner Erde, wo sie war.

»Endstation«, stellte Farrell mit einer Kopfbewegung zu dem kleineren Gebäude, auf das sie zuritten, trocken fest.

Verärgert sagte sie: »Ich finde, Sie müßten nicht eben diese Worte wählen.« Als sie sich jedoch dem Haus näherten, gestand sie sich, daß sie sich innerlich auf das schlimmste gefaßt machte. Sie richtete sich zu ihrer ganzen Größe auf, was auf dem Eselsrücken nicht ganz einfach war, und sagte beherrscht: »Ich finde, daß man in einer schwierigen Lage jede Stunde so nehmen muß, wie sie kommt, und nicht an die Zukunft denken soll. Aber wenn ich doch bloß baden könnte!«

Jemand mußte ihre Ankunft durch die Mauerschlitze bemerkt haben, denn das eiserne Tor des Gebäudes öffnete sich. Ein bewaffneter Mann trat ins grelle Sonnenlicht, aber Mrs. Pollifax war zu beschäftigt, um ihn zu beachten. Sie mußte sich von

ihrem Esel lösen, an dem sie durch den einstündigen Ritt festklebte. Kaum war ihr das mit schmerzenden Knochen gelungen, da packte der Wächter sie auch schon beim Arm und führte sie ins Gebäude.

»Endstation«, dachte sie düster und sah sich um. Nichts als Steine. Sie hatte die vielen Steine schon richtig satt. Das Haus war etwa dreißig Fuß lang. An einem Ende des Rechtecks befand sich die Tür, durch die sie eingetreten waren, und vor ihnen lag ein Raum, der sich bis zur Mauer am Abgrund erstrecken mußte. Links lag ein dunkler Flur, in dem Mrs. Pollifax zwei eiserne Zellentüren bemerkte. Rasch ließ sie den Blick in den Raum zurückkehren, in dem sich ein Schreibtisch, ein Stuhl, ein Wasserbehälter, ein gut bestückter Waffenschrank, eine Telefonanlage und ein grauhaariger Mann in Uniform befanden. Er begrüßte sie in knappem Englisch.

»Ich bin Major Vassovic.« Bei dieser Ankündigung nahm er einen riesigen eisernen Schlüssel von der Wand, führte sie den Flur bis zur ersten Tür und öffnete sie. »Hinein, bitte«, sagte er.

»Sie haben wohl kein Aspirin bei sich?« erkundigte Mrs. Pollifax sich optimistisch. »Ich habe seit Stunden die gräßlichsten Kopfschmerzen. Ich leide nicht häufig darunter, wissen Sie, und ich will mich ja auch nicht beklagen, aber man hat mich zweimal betäubt und augenscheinlich intravenös ernährt, und es war doch ein ziemlich anstrengender Flug -«

Der Major betrachtete sie verwundert. Dann zwang er sich zu einer völlig ausdruckslosen Miene und antwortete steif: »Ich habe keinen Befehl, Ihnen etwas zu geben.«

Farrell zerrte sie sanft in die Zelle, die Tür fiel mit metallischem Klirren hinter ihnen ins Schloß, und Mrs. Pollifax sagte: »Ich sehe nicht ein, was ein Aspirin...« Beim Anblick ihres Gefängnisses erstarb ihr die Stimme. Es war ziemlich geräumig, aber so lichtarm, daß Dämmerung herrschte. Das spärliche Licht stammte von den beiden Schlitzfenstern in der Mauer. An jedem Ende des Raumes stand eine Schlafpritsche und

darunter ein Nachtgeschirr. Dazu gab es zwei kleine Tasche. Das war alles. Keine Stühle, kein Wandschirm, keine Toilette, keine Kleiderhaken, nichts als die beklemmenden Steinmauern und der Fußboden.

»Tja«, sagte Farrell und setzte sich auf eine der Pritschen.

»Tja«, sagte Mrs. Pollifax und setzte sich auf die andere. Sie starrten einander aus einer Entfernung von etwa zwölf Fuß durch das Zwielicht an, und Mrs. Pollifax fand, daß die Stille zu lang und zu drückend wurde. »Tja«, sagte sie nochmals energisch, stand auf, trug eines der Tischchen an die Pritsche heran, griff in ihre Tasche und begann, ihre Patiencekarten aufzulegen.

»Doch nicht schon wieder!« ächzte Farrell.

»Warum denn nicht?« meinte Mrs. Pollifax und war froh, ihn abgelenkt zu haben.

Sie hatte drei Patienen gelegt, als die Tür aufgesperrt und geöffnet wurde und ein Wächter ihr zeigte, daß sie ihm folgen sollte.

Auch Farrell erhob sich, aber der Wächter schüttelte den Kopf. Mit gespielter Leichtigkeit sagte Farrell: »Ich fühle mich zurückgesetzt. Viel Glück, Herzogin.«

Mrs. Pollifax sah sich nicht um. Ihre Knie zitterten, und durch die unerwartete Trennung von Farrell, den sie ursprünglich so scheel angesehen hatte, fühlte sie sich sehr einsam. Sie wurde ins grelle Sonnenlicht geführt und stolperte über Geröll in das zweite, größere Gebäude. Die Tür wurde von innen geöffnet, und Mrs. Pollifax gelangte in ein großes, kühles, weiß getünchtes Zimmer, das genauso eingerichtet war wie Major Vassovics Büro, nur war hier alles größer. Zwei Männer in Uniform befanden sich im Raum, aber Mrs. Pollifax hatte nur Augen für den Mann, der hinter dem Schreibtisch saß.

»Ja, Señor de Gamez!« rief sie überrascht. »Wie kommen denn Sie hierher?«

Der Goldzahn schimmerte in einem flüchtigen Lächeln auf.

»Genauso wie Sie, Mrs. Pollifax. Darf ich Ihnen General Hoong vorstellen, den Direktor dieser - hm - Gebäude.«

»Sehr angenehm«, sagte Mrs. Pollifax höflich zu dem Chinesen.

Der verneigte sich mit glatter Miene, und Mrs. Pollifax vergaß ihn sofort wieder. »Natürlich sind Sie nicht der echte Señor de Gamez, das weiß ich inzwischen«, fuhr sie fort. »Darüber war ich mir klar, als ich den leeren Papageienkäfig gesehen habe.«

»In Wirklichkeit bin ich General Raoul Perdido«, sagte er und lud sie mit einer Handbewegung ein, sich auf den Stuhl neben dem Schreibtisch zu setzen. »Nehmen Sie Platz, Mrs. Pollifax, wir haben verschiedenes zu besprechen. Auf angenehme oder weniger angenehme Art, das hängt ganz von Ihnen ab.«

Gehirnwäsche, dachte Mrs. Pollifax verächtlich und bemerkte plötzlich, daß sie sich nicht mehr fürchtete. Sie hatte andere Krisen bestanden, ohne darüber ihre Haltung zu verlieren: Geburten, den Tod ihres Mannes, Krankheiten. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß alles Wertbeständige Zeit und Einsamkeit kostete, ja vielleicht sogar den Tod. »Ich bin zwar keine Nihilistin«, dachte sie, »aber ich lasse mich nicht einfach von einem Mann einschüchtern, dessen einzige Waffe darin besteht, daß er meinem Leben ein Ende setzen kann. Schließlich habe ich nichts zu verheimlichen. Ich wollte, es wäre anders. Ich bin nicht einmal eine Spionin, wenn ich auch knapp daran war, aber dann mußte dieser widerliche Mensch aufkreuzen und alles verderben.« Sie setzte sich und betrachtete ihn mit wachsender Empörung. Laut sagte sie: »Darf ich fragen, General Perdido, was Sie veranlaßt hat, mich zu entführen?«

Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück, zündete sich eine Zigarette an und spießte sie plötzlich förmlich mit seinem stechenden Blick auf. »Ich hatte eine intelligentere Frage von Ihnen erwartet, Mrs. Pollifax. Nichts ist mir verhaßter, als gespielte Naivität.«

»Aber ich habe allen Grund zur Beschwerde«, versetzte sie, »und weit und breit ist kein Konsul, an den ich mich wenden kann. Ich hatte sehr angenehme Ferien in Mexico-City verbracht, und jetzt höre ich, daß ich in Albanien bin. Stimmt das?«

»Die Fragen stelle ich«, sagte General Perdido.

»Dann sind Sie ein Verschwender«, antwortete sie kalt. »Sie haben mich Tausende Meilen fliegen lassen, nur um mich auszufragen, obwohl Sie das ganz leicht in Mexiko hätten tun können. Ich weiß ja nicht, für welches Land Sie arbeiten, General Perdido, aber Ihre Steuerzahler hätten allen Grund, erbost zu sein, wenn sie wüßten, wie Sie mit ihrem Geld umgehen.«

Das Gesicht des Generals verfinsterte sich. »Sie leugnen also, eine amerikanische Spionin zu sein?«

»Eine Spionin?« sagte Mrs. Pollifax verächtlich. »Dafür halten Sie mich? Ein Grund mehr, beleidigt zu sein, General.«

»Sie dumme Person!« zischte der General. »Sie befinden sich nicht in den Vereinigten Staaten und nicht in Mexiko, Mrs. Pollifax, und -«

»Dann sagen Sie mir endlich, wo ich bin«, mahnte sie ihn.

»Das ist Nebensache«, brüllte er. »Jedenfalls sind Sie weit von Ihrer Heimat entfernt, und kein Mensch weiß, wo Sie sind. Niemand, verstehen Sie? Und ich habe Mittel und Wege, Sie zum Sprechen zu bringen, sehr raffinierte oder sehr brutale, aber alle sehr schmerzhaft. Ich bin in diesen Methoden ungemein beschlagen.«

»Ich bin sicher. Sie sind ein Meister Ihres Faches«, versetzte sie ungerührt, »nur halte ich dieses Fach nicht für bewundernswert.«

General Hoong wandte sich vom Fenster ab und redete rasch auf General Perdido ein. Dann war es still, und General Perdido sagte unwillig: »Seien Sie doch vernünftig, Mrs. Pollifax.«

»Gern«, willigte sie ein.

»Sie haben vor wenigen Tagen den Buchladen zum Papagei aufgesucht, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Weshalb?«

»Um ein Buch zu kaufen, natürlich.«

»Damals haben Sie mir gestanden, daß Sie schon früher einmal in diesem Laden gewesen sind. Stimmt das?«

Mrs. Pollifax nickte.

»Sie haben sich auch bei mir nach Señor de Gamez erkundigt und mir gesagt, daß Sie sich längere Zeit mit ihm unterhalten haben.«

»Natürlich«, antwortete Mrs. Pollifax eifrig. »Er war ein ungemein liebenswürdiger Mann.«

Geduldig fuhr der General fort: »Sie sagten, er hätte Ihnen ein Buch geschenkt.«

»Ja, und das fand ich ganz reizend von ihm. Wir waren ins Gespräch gekommen, und ich erzählte ihm, daß ich allein reiste. Da hat er mir das Buch gegeben und gemeint, daß ich am Patiencelegen viel Freude haben werde.«

Der General zog eine Lade des Schreibtischs auf und entnahm ihr zwei Bücher. »Dann ist es dieses Buch über die Regeln des Patiencespiels, das er Ihnen gegeben hat!« sagte er triumphierend.

Er hielt die Bücher hoch, und Mrs. Pollifax rief fassungslos: »Sie haben ja beide! Die haben Sie aus meinem Hotelzimmer gestohlen!«

»Selbstverständlich«, gab der General zu und sein Goldzahn funkelte. »Wir waren äußerst gründlich, denn dieses Geschenk stammt von einem sehr gefährlichen Mann.«

»Tatsächlich?« sagte Mrs. Pollifax.

Der General lehnte sich zurück und sah sie prüfend an. »Ich

halte Sie für eine ziemlich gerissene Person, Mrs. Pollifax. Wir haben diese Bücher genau durchleuchtet und nicht das geringste darin entdeckt. Im Augenblick genügt es mir zu wissen, welches der Bücher er Ihnen gegeben hat. Wir werden es noch viele Male unter die Lupe nehmen.«

»Finden Sie nicht, daß man das Mißtrauen auch übertreiben kann, General?« sagte Mrs. Pollifax hochmütig. »Jedenfalls erscheint mir ein geschenktes Buch ein sehr schwaches Motiv für meine Entführung.«

Der General betrachtete sie mit unverhohlenem Abscheu. »Falls Sie unschuldig sind, dann haben Sie für Ihren Besuch in dem Buchladen einen denkbar ungünstigen Vormittag gewählt, Mrs. Pollifax.«

»Ganz im Gegenteil«, gab sie spitz zurück. »Die Sonne schien, und ich wollte etwas zum Lesen haben.«

»Außerdem haben Sie sich sehr verdächtig benommen, als das Buch nicht im Schaufenster war.«

»Lächerlich! Ich hatte gehofft. Sie könnten sich als genauso bezaubernder Mann entpuppen wie der wahre Señor de Gamez. Das haben Sie allerdings nicht getan«, wies sie ihn streng zurecht.

»Warum haben Sie den Tee von mir angenommen? Was haben Sie eigentlich erwartet?«

»Einen gemütlichen Schwatz«, sagte Mrs. Pollifax entschieden.

»Was?«

»Einen kleinen Schwatz«, wiederholte sie. »Ist das so schwer zu glauben? Meine Regierung erwartet von jedem von uns, daß wir uns im Ausland als Botschafter unseres Landes benehmen. Ich habe mich bemüht. Sie besser kennenzulernen«, erklärte sie selbstgefällig.

General Perdido stieß ein Gebrüll aus, das wie Fluchen klang. Er und General Hoong sahen einander an, und General Perdido

sagte erbittert: »Sie können in Ihre Zelle zurückgehen.«

Mrs. Pollifax nickte und stand auf. »Nur eines noch«, sagte sie. »Könnte ich bitte ein Aspirin haben?«

Der Wächter schob den riesigen Schlüssel, der wie einer Operette entlehnt aussah, ins Schloß, öffnete Mrs. Pollifax die Tür und warf sie hinter ihr wieder zu. Sofort sprang Farrell auf. »Fehlt Ihnen auch nichts?«

Seine Besorgtheit rührte Mrs. Pollifax. »Nein, mir fehlt gar nichts.

Der Mann, den ich in einem Buchladen in Mexico-City kennengelernt habe, hat mir verschiedene Fragen gestellt. Was sagen Sie, der ist jetzt hier in Albanien! «Sie setzte sich auf ihre Pritsche, griff nach den Karten und mischte sie. Mit gedämpfter Stimme sagte sie: »Farrell, ich muß mich für etwas Fürchterliches bei Ihnen entschuldigen. Glauben Sie, werden wir abgehört?«

»Das ist anzunehmen, sonst hätte man uns wohl kaum zusammengesperrt. Was ist es denn, Herzogin?« flüsterte Farrell.

Sie sah ihm voll ins Gesicht. »Es ist wirklich schrecklich peinlich«, wisperte sie zurück. »Ich glaube, wir sind deshalb hier, weil man mich für eine gefährliche amerikanische Spionin hält.«

Seine Mundwinkel zuckten ein wenig bei dieser Enthüllung. »Sie? Aber Sie sind es nicht, oder?«

Mrs. Pollifax zauderte. »In gewissem Sinne nein«, gab sie zu. »Andererseits wieder ja. Aber bestimmt nicht gefährlich.«

»Die Art, wie Sie das sagen, gefällt mir nicht, Herzogin«, sagte Farrell rundweg. »Sie müssen sich schon genauer ausdrücken. Sie vertrauen mir doch?«

Mrs. Pollifax nickte.

»Gut. Dann sagen Sie um Himmels willen, sind Sie nun Spionin oder nicht?«

Im Flüsterton beichtete Mrs. Pollifax ihm alles. »Und der gleiche Mann, der meinen Auftrag verdorben hat, sitzt jetzt im Vernehmungszimmer und nennt sich auf einmal General Perdido«, endete sie.

»O Gott!« sagte Farrell.

»Sie haben einmal im Flugzeug ganz nebenher seinen Namen erwähnt. Kennen Sie ihn denn?«

»Kein Mensch erwähnt Perdido nebenher«, versetzte er erbittert.

»Ja, ich habe von ihm gehört und er ist ein grausamer, sadistischer Schweinehu - Verzeihung«, sagte er hastig, und als er sie ansah, funkelten seine Augen belustigt. »Ausgerechnet Sie, Herzogin!«

Dann erlosch das Lächeln blitzartig, und er wurde nachdenklich. »Im Augenblick haben Sie den General überrumpelt und Zeit gewonnen, was ungemein wichtig ist, aber ich fürchte sehr -«

»Schon recht«, sagte sie beschwichtigend. »Ich weiß, was Sie denken. Selbst wenn er mir jedes Wort glaubt, kann er nicht zulassen, daß ich wieder heimfahre.«

Er grinste trocken. »Sie überraschen mich immer wieder, Herzogin, aber nur keine trüben Gedanken. Vielleicht hebt man Sie für einen internationalen Zwischenfall auf, um Sie für einen ihrer Leute auszutauschen.« Er blickte auf und sagte: »Oh, wir bekommen schon wieder Besuch.«

Die Tür wurde aufgestoßen, ein Mann trat mit einem Servierbrett ein, und hinter ihm folgte ein Wächter, der sein Gewehr in Anschlag hielt. Das fand Mrs. Pollifax ungezogen von ihm, drehte ihm den Rücken zu und nahm ihn so wenig zur Kenntnis wie einen unhöflichen Kellner. »Glauben Sie, sind die Speisen präpariert?«

»Kaum. Man wird mich bald zum Verhör abholen, und als Schlafender würde ich ihnen nichts nützen.«

Sie aßen stumm. Nach dem Käsegericht gab es starken Kaffee und in Honig getunkte Waffeln. Sobald sie fertig waren, zog Farrell ein zerdrücktes Päckchen Zigaretten hervor, zündete sich eine an und bemerkte ungerührt: »Der Verurteilte hat eine üppige Mahlzeit verzehrt. Und jetzt, Herzogin, glaube ich an der Reihe zu sein, Ihnen etwas zu sagen.«

Mrs. Pollifax war es nun bedeutend leichter ums Herz, und ihre Kopfschmerzen waren verflogen. »Schießen Sie los«, sagte sie fröhlich.

»Sie waren offen zu mir. Ich halte es für angebracht. Ihnen zu sagen, daß ich für General Perdido kein unbeschriebenes Blatt bin. Er weiß nämlich, daß auch ich für Carstairs arbeite.«

Mrs. Pollifax schnappte hörbar nach Luft.

»Ich bin seit der Gründung der CIA im Jahre 1947 Agent«, fuhr er fort. »Man könnte sagen, ich war ihr Mann in Mexiko. Oder einer davon«, ergänzte er zerstreut. »Vor langer Zeit hat mich ein Auftrag mit de Gamez zusammengeführt, daher wußte ich, wer er war, und hier liegt der Hase im Pfeffer. Ich habe de Gamez seit Jahren nicht mehr gesehen, nicht absichtlich, sondern wir verkehrten nicht in der gleichen Gesellschaft.

Am 19. August aber erhielt ich gleich nach dem Mittagessen eine völlig wirre Verständigung von ihm und ging sofort in seinen Buchladen. Die Nachricht enthielt nämlich ein Codewort, das SOS bedeutete. Sämtliche Worte hätten chiffriert sein müssen, das wußte ich natürlich, aber wenn ein Freund in Not zu sein scheint, kann man sich doch nicht an Formalitäten stoßen, nicht wahr? Ich hätte schlauer sein sollen, denn so tappte ich genau in die Falle. Heute weiß ich, daß Perdido nur dieses eine Wort aus de Gamez oder irgendeinem armen Teufel, den er kannte, erpreßt haben muß, aber was hilft die späte Einsicht. Ich habe jedenfalls auf das Code-Wort reagiert und kam in den Buchladen und habe damit bewiesen, was die anderen bereits vermutet haben, daß ich nämlich der Agent bin, den sie seit 1947 suchen.« Er schwieg und lächelte mühsam. »Man muß nur

einmal Pech haben und schon wird eine Serie daraus. Zuerst haben sie mir die Zyankalikapsel abgenommen, die ich ständig bei mir trage, dann meine Identität festgestellt und mir schließlich die Freiheit genommen. Und jetzt sitze ich da und weiß einen Haufen Sachen, die sie brennend interessieren. Ein hübsches, rundes Weihnachtsgeschenk im August für General Perdido.«

Mrs. Pollifax starrte ihn verwundert an und begriff zum erstenmal den harten Zug in seinem Gesicht. »Sie sind sehr tapfer«, sagte sie.

Spöttisch zog er seine Augenbraue hoch. »Im Augenblick nicht, Herzogin, das dürfen Sie mir glauben. Ich darf mich von General Perdido nicht verheören lassen. Sie begreifen, was ich zu tun habe, nicht wahr?«

»Was meinen Sie damit?« stammelte Mrs. Pollifax.

»Daß kein Mensch ihren Foltermethoden unbegrenzt standhalten kann, und der General ist für seinen Erfindungsreichtum bekannt. Man darf mich nicht lebendig in jenes Haus bringen.«

Als Mrs. Pollifax die volle Bedeutung seiner Worte aufging, wurde sie sehr still.

Farrell erhob sich und begann auf und ab zu laufen. »Für mich ist das ein Berufsrisiko«, sagte er, »aber Sie lasse ich höchst ungern in dieser Patsche zurück. Es ist zwar nicht galant von mir, aber -«

Atemlos fiel Mrs. Pollifax ihm ins Wort: »Machen Sie sich um mich keine Sorgen, bitte. Was wollen Sie tun?«

Er zuckte die Achseln. »Das Erstbeste. Versuchen, zwischen hier und dem anderen Gebäude auszureißen und hoffen, daß ich eine Kugel in den Rücken bekomme. Jemand einen Stein nachwerfen.«

Wieder zuckte er die Achseln »Che sera, sera - wie es heißt. Auf keinen Fall darf ich das andere Haus betreten und mit

General Perdido zusammenkommen.«

»Wissen Sie sonst wirklich keinen Ausweg?« drängte sie.
»Sie glauben nicht, daß der General...«

Er lächelte. »Um nichts in der Welt, Herzogin.«

Sie wandte den Blick ab, um ihn nicht durch ihr Mitleid in Verlegenheit zu bringen.

Auf dem Flur ertönten die Schritte der Wache. Farrell trat seine Zigarette auf dem Fußboden aus. »Nehmen Sie den Rest«, sagte er und gab ihr das flachgedrückte Päckchen. »Man kann nie wissen, wer sich bestechen läßt.«

»Danke«, sagte Mrs. Pollifax und stand auf. Als die Tür sich öffnete, schüttelte sie Farrell ernst die Hand.

Diesmal waren die beiden Wachen schwer bewaffnet. Auch Major Vassovic war erschienen, um Farrells Überführung zu überwachen.

»Es ist mir ein großes Vergnügen, Major«, sagte Farrell im Gehen.

»Gott schütze Sie«, flüsterte Mrs. Pollifax und starrte ihm nach.

Major Vassovic hustelte gezwungen. »Der - Befehl ist jetzt hier. Ein Aspirin, das Sie vor mir einnehmen müssen. Kommen Sie.«

Da erst bemerkte Mrs. Pollifax, daß sich ihre Kopfschmerzen wieder mit doppelter Stärke eingestellt hatten. Bescheiden folgte sie dem Mann ins Wachzimmer und wartete geduldig, bis er ihr ein Glas Wasser und die Tablette brachte. Während sie die Pille in den Mund steckte, fiel ihr Blick auf die Waffensammlung an der Wand. Es waren verschiedene Schußwaffen und Messer, die kunstvoll mit Silber eingelegt waren. Diese Kunstwerke hätten in ein Museum gehört, und das hielt sie dem Major auch vor.

»Die langen Gewehre heißen Puschkas«, sagte er mürrisch.
»Und die Säbel nennen wir bei uns Jataghans.«

Es gab auch eine Reihe unverzierter und ungemein tödlich aussehender Pistolen und Revolver, aber sie beachtete sie nicht, sondern betrachtete interessiert die drei Schubladen, die im Sockel des Gewehrschranks untergebracht waren. An einer dieser Laden steckte deutlich und unmißverständlich ein kleiner Messingschlüssel.

Sie vermochte ihren Blick nicht davon loszureißen. »Ich bewundere einen Messingschlüssel«, sagte sie sich vor. »Ich bin in Albanien, und Farrell wird in Kürze sterben, und ich darf nicht daran denken.« Sie hatte nicht lange Zeit. Ihre Konzentration wurde von rauhem Gebrüll unterbrochen, das vor dem Gebäude ertönte, und dann hörte sie Schüsse. Sorgsam stellte Mrs. Pollifax das Wasserglas auf den Schreibtisch des Majors und war froh, daß ihre Hand nicht zitterte. »Ich darf nicht hinsehen«, befahl sie sich. »Ich will nicht hinsehen. Er hatte keine andere Wahl.«

Beim Knall der Schüsse begann Major Vassovic haltlos zu fluchen.

Nach einem Blick aus dem Fenster sagte er: »Zurück, zurück«, und stieß Mrs. Pollifax unsanft durch den Flur in die Zelle und schlug die Tür hinter ihr zu. Nach der einen lauten Salve herrschte tiefe Stille im Gebäude. Mrs. Pollifax ließ sich auf Farrells Pritsche nieder und sagte leise: »Ich habe nicht hingesehen.« Sie kramte in ihrer Tasche nach einem Taschentuch und putzte sich wütend die Nase. Dann mischte sie entschlossen ihre Karten und begann ein neues Spiel.

Mrs. Pollifax hatte mehrere Minuten gespielt. Die Stille lag wie ein Leichentuch über ihrer Zelle - Farrells Leichentuch, dachte sie bitter -, da wurde sie langsam von einem leisen Geräusch abgelenkt, das aus der Wand hinter ihr drang. Sie wandte den Kopf, um besser zu hören. Es war kein metallischer Klang, sondern erinnerte eher an eine geballte Faust, die rhythmisch gegen die Steinmauer hämmerte.

Mrs. Pollifax mußte an die zweite Eisentür im Flur denken

und zog die Stirn kraus. Sie kniete auf Farrells Pritsche nieder und klopfte mit beiden Händen zurück. Sofort hörte das Geräusch auf.

Schon nahm Mrs. Pollifax an, es müßte jemand an einem Wasserrohr gearbeitet haben, als die Faust ein erregtes Stakkato pochte.

Vielleicht war ihrem Nachbarn eingefallen, daß zwischen ihm und Major Vassovic eine andere Zelle lag, und nach dem ersten Zögern reagierte er erfreut auf ihr Klopfzeichen.

»Jawohl, erfreut«, wiederholte Mrs. Pollifax entschieden und überlegte, daß sie jetzt wie im Film mit ihrem Nachbarn atemberaubende Morsemeldungen austauschen würde. Leider aber handelte es sich um keinen Film, und Mrs. Pollifax beherrschte das Morsesystem nicht. Sie klopfte nochmals und bekam Antwort, aber die Verständigung war genauso dürftig wie mit einem Neugeborenen oder mit jemand, der nur Suaheli sprach. Nach der ersten Begrüßung war nicht mehr viel zu erhoffen. Außerdem kreisten ihre Gedanken um Farrell, und sie kehrte traurig zu ihrem Patiencespiel zurück.

Ihr war, als wäre eine Ewigkeit verstrichen, als sich das Gebäude wieder mit Geräuschen füllte. Stiefel knallten auf den Fußboden, und Mrs. Pollifax hörte Major Vassovic gereizte Befehle erteilen. Seine Stimme klang enttäuscht und wütend. Mrs. Pollifax legte ein As auf die rote Zwei und wartete auf das unvermeidliche Knirschen des Schlüssels im Schloß. Allmählich fürchtete sie sich vor diesem Geräusch. Die Tür flog auf. Mrs. Pollifax hob die Augen, und die Karten fielen ihr aus der Hand.

»Farrell!« schrie sie auf.

Er wurde von zwei Wachen gestützt. Ein Bein baumelte herab, seine Kleider waren blutverschmiert. Bei ihrem Schrei hob er den Kopf und öffnete ein Auge. »Wieder mal Pech gehabt, Herzogin«, sagte er, und als die Männer ihn nicht eben sanft auf die Pritsche legten, sagte er verlegen: »Der verdammte Felsen. Wenn man von einem hundert Fuß hohen Felsen springt,

könnte man doch wahrlich erwarten, tot zu sein, wie?« Danach sank er bewußtlos auf seine Pritsche.

Allmählich wurde es Nacht und die beiden Sehschlitze in der Wand verdunkelten sich. Mrs. Pollifax saß neben Farrell und lauschte seinen Fieberfantasien. Sie wußte, daß sein Bein an zwei Stellen gebrochen war und hatte weder Wasser noch Verbandzeug für ihn.

Sein Hemd war blutig, aber soviel sie feststellen konnte, war nur eine einzige Kugel ins Fleisch gedrungen und steckte jetzt in seinem rechten Arm oberhalb des Ellbogens. Sie hatte die Blutung damit gestillt, daß sie mit der derben Wolledecke ihrer Pritsche Farrells Ader abgebunden hatte. Als General Perdido eintrat, steigerte sie sich in einen wilden Haßausbruch über die Aussichtslosigkeit der Lage und ihre eigene Hilflosigkeit. »Guten Abend«, sagte sie schneidend.

Perdido wurde von einem Wärter mit einer Kerze begleitet, die der Mann in einen Metallring steckte, der für diesen Zweck in die Wand eingelassen war. Der General trat zu Farrell und blickte verächtlich auf ihn hinab.

Mrs. Pollifax sagte eisig: »Ich habe um Wasser und Verbandzeug gebeten, und niemand bringt es mir. Wenn ich mir die Freiheit eines Vorschlags anmaßen darf, General; weshalb erschießen Sie Mr. Farrell nicht? Das wäre bedeutend rationeller, denn sein Stöhnen macht nur Lärm, und außerdem ruiniert sein Blut Ihre schönen Möbel.«

General Perdido wandte sich ihr zornbebend zu: »Ich finde Sie unverschämt, Mrs. Pollifax.«

»So ist mir auch zumute«, gab sie zurück. »Vielleicht möchten Sie auch mich erschießen.«

Einen Augenblick dachte sie schon, General Perdido würde sie schlagen, aber er ließ die Hand sinken, starrte den stöhnenden Farrell drohend an und machte dann kehrt. An der Tür sagte er zu Major Vassovic: »Geben Sie der Frau Wasser

und Verbandmaterial.« Dann lächelte er zynisch und sagte zu Mrs. Pollifax: »Vielleicht können Sie den Gefangenen soweit kurieren, daß er einer kleinen Befragung standhält.« Damit entfernte er sich.

Major Vassovic sah Mrs. Pollifax zweifelnd an. »Wasser? Verbandmaterial? Sind Sie Krankenschwester?«

»Nein, bloß ein Mensch«, herrschte sie ihn an und setzte sich wieder neben Farrells Pritsche.

Der Major kam mit Leinenstreifen und einem Krug Wasser zurück.

Er stand neben Mrs. Pollifax und sah ihr zu, wie sie Farrells Lippen befeuchtete und die Adersperre an seinem Arm löste.

Die Wunde hatte zu bluten aufgehört. Mrs. Pollifax legte die Decke neben ihn, ging zu ihrer Pritsche und rollte die Matratze zurück. Die Pritsche bestand aus Holzbrettern, auf denen die dünne, harte Matratze lag. Sie entfernte zwei dieser Bretter und kam damit wieder zu Farrell.

»Was tun Sie denn?« fragte Major Vassovic neugierig.

»Ich will das Bein einrenken.«

Major Vassovic sagte erstaunt: »Zott! Verstehen Sie etwas davon?«

»Nein, aber jemand muß es ja tun«, erwiderte Mrs. Pollifax. »Ich hoffe, Sie helfen mir dabei.«

»Dazu habe ich keinen Befehl«, sagte er reserviert.

»Aber Sie sind nun mal hier, und er ist ein Mensch genau wie Sie. Oder finden Sie, daß ein Bein so aussehen darf?«

»Ich habe keinen Befehl«, wiederholte er und ging.

Mrs. Pollifax war plötzlich todmüde. Sie sah Farrell und das gebrochene Bein an und wußte, daß sie allein nur Unheil anrichten konnte. Sie biß die Zähne zusammen, beugte sich über ihn und riß das Hosenbein auf. »Ich werde nicht ohnmächtig werden«, nahm sie sich vor. »Nicht ohnmächtig werden. Nicht

ohnmächtig werden. Sicher kann ich einen dieser Knochen selbst zurechtschieben. Auf jeden Fall muß es geschehen, solange er bewußtlos ist.« Sie richtete sich auf und betrachtete das Bein, das bereits angeschwollen und rot war und blauschwarze Flecken zeigte, und dachte unglücklich:

»Wenn ich bloß noch ein Aspirin hätte.«

Leise öffnete sich die Tür hinter ihr, und Mrs. Pollifax zuckte zusammen, als eine halblaute Stimme sagte: »Lulasch.«

Sie drehte sich um. Einer der Wächter stand da, legte den Finger an die Lippen, nickte und grinste nervös. »Mein Name ist Lulasch.«

»So. Guten Tag, Lulasch.«

Er schlich auf Zehenspitzen zur Tür, horchte einen Augenblick und drückte sie behutsam zu. »Der Major ist schon fort. Er schläft.« Er ging zur Pritsche und starrte auf Farrell hinab. »Ich habe gearbeitet im Krankenhaus«, sagte er unvermittelt. »Ich kann ihm Bein einrichten. Zott, sieht aber schlimm aus.«

Bei dieser unerwarteten Menschenfreundlichkeit traten Mrs. Pollifax Tränen der Schwäche in die Augen. »Er ist vom Fels gesprungen«, erklärte sie erstickt. »Er hat versucht, sich das Leben zu nehmen.«

Lulasch nickte bloß. »Ich wünsche ihm beim nächstenmal mehr Glück.« Er beugte sich über Farrells Bein, um es genauer zu untersuchen. »Das ist aber nicht gut.«

»Können Sie ihm helfen?«

»Bißchen schon. Doktor ist besser, aber die bringen keinen Doktor.« Sein Blick fiel auf die Bretter, die Mrs. Pollifax noch immer im Arm hielt. Er nahm sie ihr ab und lehnte sie gegen die Wand.

»Später«, entschied er. »Jetzt müssen Sie auf seiner Brust sitzen und ihn niederhalten. Bitte sehr. Sie tun.« Starr gehorchte Mrs. Pollifax.

Zehn Minuten später war Farrells Bein eingerenkt, und Mrs. Pollifax hockte ziemlich mitgenommen auf ihrer Pritsche, kämpfte die Übelkeit nieder und sah Lulasch zu, wie er Farrells Bein mit den Brettern schiente. Nach einem einzigen empörten Aufschrei hatte Farrell wieder das Bewußtsein verloren und war noch nicht zu sich gekommen. Lulasch legte ihm die Hand aufs Herz und fühlte dann seinen Puls. Er nickte, ließ sich neben Mrs. Pollifax auf die Pritsche fallen und wischte sich die Stirn mit einem schmutzigen Taschentuch.

»Möchten Sie eine amerikanische Zigarette haben«, fragte Mrs. Pollifax schüchtern. Sie nahm die zerknitterte Packung, die Farrell ihr gegeben hatte, aus ihrer Handtasche.

»Danke.«

»Wir sind beide Amerikaner«, erklärte Mrs. Pollifax und deutete mit dem Kopf auf Farrell. »Meinen Sie - glauben Sie, darf ich mich erkundigen, ob wir hier in Albanien sind?«

Der Wärter zuckte die Achseln. »Wir nennen es Shkyperi, was in Ihrer Sprache soviel wie Land des Bergadlers bedeutet. Doch ja, es heißt Albanien.«

»Wo haben Sie so gut englisch gelernt? Sprechen alle Albaner englisch? Sie tun es und Major Vassovic auch.«

»Man hat mich vor zwei Tagen hergeholt, weil ich das Englische rede. Früher war ich in Sarande. Major Vassovic kommt aus Tirana. Man hat in der Sigurimi nach Leuten gesucht, die Ihre Sprache sprechen.«

»In der - wo, bitte?«

»Das ist der Name der Geheimpolizei dieses Landes.«

Mrs. Pollifax schnappte nach Luft. »Das heißt, daß Sie -«

Er zuckte die Achseln. »Wir leben in schweren Zeiten. Wer von uns lesen und schreiben kann, hat zwei Möglichkeiten: der Sigurimi beitreten oder nicht. Die nicht beitreten, werden zum Straßenbau abgeholt. Sie klopfen Steine. Sie tragen Steine. Ist keine Hoffnung für sie.«

»Das tut mir leid«, sagte Mrs. Pollifax. »Das klingt wirklich bitter.«

Sie musterte ihn eingehend, denn seine spontane Hilfsbereitschaft hatte ihre Neugier erweckt, aber sie konnte aus seinem Gesicht nicht klug werden. Es war ein dunkles, verschlossenes Gesicht mit scharfen Zügen: schwarze Augenbrauen, eine lange, schmale Nase, spitzes Kinn und ein dünner, schmaler Mund. Sie hätte ihn weder für einen gefühlvollen, noch selbstlosen Menschen gehalten, und doch hatte er Befehle mißachtet, um einem Kranken zu helfen.

»Es war nicht immer so«, fuhr er fort. »Die Albaner sind ein stolzes Volk und lieben die Freiheit. Leider haben wir kein Glück. Zuerst haben uns die Türken beherrscht, dann die Russen und jetzt die Chinesen. Das Land ist unter jeder Oberherrschaft das gleiche geblieben: arm, primitiv und verängstigt.«

»Sie sprechen ausgezeichnet englisch«, bemerkte sie.

Sein Gesicht erhellte sich. »Mein Vetter und ich haben das Englische als Kinder von einem Mann gelernt, der hergekommen war, ein Buch über unser Land zu schreiben. Ein Weltreisender, wissen Sie. Er hat das Buch in dem Jahr geschrieben, als ich geboren wurde, aber jedes Jahr ist er wiedergekommen, meinen Vater besuchen. Es hat ihm Freude gemacht, uns zu unterrichten. Er war mit allen Stämmen befreundet. Ein sehr guter Mann.«

»Stämme?« sagte Mrs. Pollifax.

Er nickte. »Sie wissen nichts über unser Land?«

»Leider gar nichts«, gab sie zu.

»Das schönste Land auf der ganzen Welt«, sagte er mit Überzeugung. »Hier die Felsen und die hohen Berge, unten die Ebenen, das Tal, die Flüsse. Und, ach, das Meer!« setzte er sehnsüchtig hinzu. »Dieser Mann, dieser Mr. Allistair, hat uns das Buch geschenkt, das er über mein Land geschrieben hat. Er hat es auch geliebt.« Er drückte die Zigarette aus und steckte

den Stummel fürsorglich in seine Hemdtasche. »Ihr Freund bewegt sich. Ich bringe ein Aspirin.«

Er stand auf, öffnete die Tür zum Flur und blieb abwartend stehen.

Mrs. Pollifax begriff, daß er auf sie wartete. Überrascht folgte sie ihm aus der Zelle. Sein Vertrauen rührte sie. In der Wachstube angelangt, begann er die Schubladen des Schreibtisches zu öffnen und zu schließen, während Mrs. Pollifax neben ihm stand. Sie hörte sein befriedigtes Gemurmel, als er eine Flasche fand, in der Schnaps zu sein schien. Während er sich der nächsten Lade zuwandte, begann Mrs. Pollifax' Blick zu wandern und blieb wie gebannt am Gewehrschrank hinter dem Schreibtisch hängen.

Der kleine Messingschlüssel zur Lade steckte noch immer im Schloß.

Was wird wohl in der Lade eines Waffenschanks aufbewahrt? fragte sie sich.

»Wenn es Munition wäre, würden sie bestimmt nicht so leichtsinnig sein, den Schlüssel stecken zu lassen.« Angenommen aber, die Lade enthielt wirklich Munition? Dann konnte man den Schlüssel entwenden, verstecken und darauf hoffen, ein anderes Mal wiederzukommen und die Lade auszuräumen. Vielleicht ließ sich auch eine Pistole aus dem Schrank stehlen - Sie betrachtete Lulasch, dessen hagerer Rücken sich noch immer über die unterste Lade beugte. Ohne ihn aus den Augen zu lassen, trat sie einige Schritte zurück, bis sie die Kante des Schrankes zwischen ihren Schulterblättern spürte. Ungeschickt zerrte sie an der Lade und fühlte, daß sie nachgab. Lulasch stand noch immer gebückt und sie wandte sich rasch um und sah nach. Sie hatte richtig vermutet. In der Lade lagen Patronen und Einsteckmagazine ausgepackt und griffbereit. Sie schob die Lade zu und schloß die Finger um den Schlüssel. Und dann zauderte sie.

»Ich kann nicht«, dachte sie beklommen. »Ich kann das

einfach nicht. Lulasch würde zur Rechenschaft gezogen werden. Es wäre nicht anständig. Man würde ihn für den Verlust verantwortlich machen, und bestrafen, und er hat eben Farrells Bein geschient, und jetzt will er ihm Schnaps und ein Aspirin bringen.«

»Ich bin als Spionin ein kompletter Versager«, stellte sie wütend fest. »Ich hätte mir vorher überlegen müssen, daß zu diesem Beruf Skrupellosigkeit und Brutalität gehören. Man will mich töten, und trotzdem bin ich unfähig, diesen Schlüssel oder auch nur eine Kugel zu stehlen, bloß, weil dieser Mann mir geholfen hat und für mich büßen mußte.«

Lulasch hatte sich aufgerichtet und schwenkte ein Fläschchen mit weißen Pillen. Er lächelte ihr zu, und sie erwiderte sein Lächeln mechanisch, aber sie mußte ständig daran denken, daß sie versagt hatte. Lulasch fand einen Papierbecher, zapfte Wasser aus dem Behälter ab, und sie gingen in die Zelle zurück.

»Was ist?« fragte Farrell schwach.

»Dieser Herr hat Ihr Bein geschient«, erklärte sie ihm und tätschelte seinen Arm. »Wir haben Ihnen einen Schnaps zur Nervenberuhigung und ein Aspirin gegen das Fieber mitgebracht. Können Sie sich ein wenig aufrichten, wenn ich Sie stütze?«

Farrell stemmte sich mühsam auf einen Ellbogen hoch.

»Hoffentlich habe ich keine Staatsgeheimnisse verraten. Mir ist, als hätte ich wie ein Narr geplappert.«

Sie lächelte schwach. »Wie ein Narr schon, aber nicht wie ein Freund Mr. Carstairs'.«

»Gott sei Dank!« Er trank etwas Schnaps, schüttelte sich und bedankte sich mit einem Winken bei Lulasch. »Der Schnaps ist nicht übel. Noch?«

»Jetzt ein Aspirin«, entschied sie streng und schob ihm eine Tablette auf die Zunge.

»Wie sind die Aussichten?« fragte er mühsam und legte sich

wieder hin.

»Düster«, erwiderte Mrs. Pollifax trocken. »General Perdido war hier, um Sie zu begutachten. Er findet es unverzeihlich von Ihnen, daß Sie sich diese Verletzungen zugefügt haben, und war wütend.«

Mit leiser Stimme, damit Lulasch sie nicht hören konnte, fügte sie hinzu: »Vielleicht wäre es am vernünftigsten, wenn Sie, sobald wieder jemand kommt, weiterhin unzusammenhängend reden und verschiedenes Viehzeug über die Wände krabbeln sehen.«

Er flüsterte zurück: »Das ist Delirium tremens und kein Fieber. Sie wollen einen Alkoholiker aus mir machen.«

Lauter und rügend sagte sie: »In Ihrem geschwächten Zustand werden Sie auf den vielen Schnaps bald weiße Mäuse sehen.«

Lulasch steckte das Aspirinfläschchen in seine Tasche und schickte sich zum Gehen an. Mrs. Pollifax stand auf und ergriff seine Hand. »Ich danke Ihnen«, sagte sie herzlich. »Wir beide danken Ihnen.«

»Schon recht«, grinste er und nickte.

Kaum war er fort, ließ Mrs. Pollifax sich auf ihre Pritsche fallen.

Jetzt erst fühlte sie, wie müde sie war. Farrell betrachtete sie und sagte: »Sie sehen erschöpft aus, Herzogin. Schlafen Sie doch ein bißchen. Ich werde mich bemühen, nicht zu laut zu fantasieren.«

Mrs. Pollifax sah ihn im zuckenden, gespenstischen Licht der Kerze an und gestand sich, daß er ihr schon sehr ans Herz gewachsen war. »Es ist doch recht tröstlich, nicht allein zu sein«, dachte sie. Sie stand auf, rollte die Matratze zurück und schob die verbliebenen Bretter zurecht. »Es war ein ziemlich langer Tag«, gab sie laut zu, legte sich nieder und versank augenblicklich in tiefen Schlaf.

Am 23. August erörterte Carstairs in seinem Büro den Fehlschlag von Mexico-City mit einem Mann namens Thaddeus Peattie. Peattie kam aus einer anderen Abteilung und interessierte sich besonders für alles, was mit Mao Tsetung zusammenhing. Er war einer der wenigen Amerikaner, die Raoul Perdido persönlich kannten.

»Kein Anzeichen spricht dafür, daß Farrell oder Mrs. Pollifax nach Kuba eingeschmuggelt worden sind«, sagte Carstairs und bot Peattie und Bishop Zigaretten an. »Was allerdings nicht ausschließt, daß sie trotzdem dort sind. Aber auch General Perdido ist nicht in Kuba gesehen worden. Ich glaube, wir dürfen mit Sicherheit behaupten, daß er sich im Augenblick nicht in Kuba aufhält.«

»Südamerika vielleicht?« meinte Peattie. »Mexiko? Schließlich ist Perdido gebürtiger Mexikaner. Muß er das Land überhaupt verlassen haben?«

»Er ist dort nicht gerade beliebt«, gab Carstairs zu bedenken. »Falls er noch dort ist, hält er sich bestimmt versteckt. Uns geht es darum, zu erfahren, wohin er sich wenden würde, falls er Mexiko verläßt. Wo ist der Bericht von Belmont?« fragte er Bishop.

Nachdem er ihn erhalten hatte, reichte Carstairs den Bericht an Peattie weiter. »Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Russen Mexiko als Sprungbrett für ihre Spione benützen. Wir wissen von zwei geheimen Rollfeldern der Roten, von denen Leute außer Landes geschmuggelt werden. Wie Sie diesem Bericht entnehmen können, wurde an diesem tiefergelegenen Landeplatz in Kalifornien eine gewisse Aktivität beobachtet. Eine viermotorige Propellermaschine wurde in der Nacht des 19. August bei der Landung gesichtet. Am gleichen Tag hat General Perdido den Buchladen zum Papagei gesperrt und ist von der

Bildfläche verschwunden. Farrell und Mrs. Pollifax haben diesen Laden aufgesucht und sind ebenfalls verschollen.«

»Mm«, murmelte Peattie stirnrunzelnd. »Hier steht, daß man zwei Menschen in dieses Flugzeug getragen hat.«

»Jawohl, auf Tragbahren.«

»Die Maschine war eindeutig russischen Ursprungs«, las Peattie laut. »Kennzeichen dürften kubanisch gewesen sein.« Er gab Carstairs das Blatt zurück.

»Natürlich ist Perdido unsere Schlüsselfigur«, fuhr Peattie fort. »Hat er etwas mit der Sache zu tun, und Ihren Andeutungen entnehme ich, daß die Angelegenheit ausreichend wichtig ist, um ihn zu interessieren, dann müssen sich unsere Erhebungen auf ihn konzentrieren. Die beiden anderen können, ob tot oder lebendig, überall sein, aber bestimmt sind sie nicht weit von ihm entfernt.« Er stand auf und ging zur Wandkarte, verschränkte die Hände hinter dem Rücken und betrachtete die Karte. »Ich sage es höchst ungern«, bemerkte er, »aber wenn General Perdido nicht in Kuba ist, dann fürchte ich, daß er sich nach Rotchina gewandt hat.«

»Richtig«, nickte Carstairs. »Unser Büro aber muß wissen, ob Farrell und Mrs. Pollifax tot sind. Wir müssen Beweise dafür haben.«

Peattie nickte. »Ich werde natürlich sofort meine Fühler ausstrecken. Ich hoffe, daß ich Ihnen in vier Tagen, oder längstens einer Woche, sagen kann, ob General Perdido in China ist oder war. Sie scheinen an diesem Fall persönlich Anteil zu nehmen, oder geht mich das nichts an?«

Carstairs seufzte. »Ich denke an Mrs. Pollifax. Die verstorbene Mrs. Pollifax, wie ich befürchte. Sie kennen Sie natürlich nicht. Vielleicht können Sie sich ein ungefähres Bild von ihr machen, wenn ich Ihnen sage, daß sie eines Tages hier hereingeplatzt ist und sich erkundigte, ob wir Spione brauchen könnten.«

Peattie sah Carstairs sprachlos an.

Carstairs nickte. »Ein nettes kleines Frauchen um die Sechzig, aufreizend harmlos und naiv, aber für mich eben ein wahres Geschenk des Himmels, auf das ich mich sofort gestürzt habe.«

Peattie betrachtete ihn mitfühlend. »Verstehe«, sagte er leise. »Quälen Sie sich nicht mit Selbstvorwürfen.«

»Ich versuche es«, erwiderte Carstairs mit finsterem Lächeln.

»Sagen wir einfach, daß ich mir überzeugende Telegramme für die nächsten Verwandten dieser Frau ausdenken muß, in denen sie erklärt, weshalb sie sich jetzt nicht auf der Heimreise von Mexiko befindet, und sobald ihr Tod feststeht, muß ich sie in Mexiko sanft entschlafen lassen.«

»Stevens arbeitet eben daran«, warf Bishop ein. »Er hat ein gekentertes Schiff vorgeschlagen, dessen Passagiere nicht mehr auffindbar sind. Mexiko ist in dieser Hinsicht eine große Hilfe.«

»Wie günstig«, sagte Carstairs bitter. »Dann können ihr Sohn und ihre Tochter eine Messe für sie lesen und ihren Namen in den Grabstein der Familiengruft meieln lassen und sagen: ›Was für eine entsetzliche Tragödie!‹«

»Ich verstehe Sie schon«, sagte Peattie sanft. »Aber Sie müssen inzwischen ja gelernt haben, daß es immer einen Menschen gibt, für den man sich ganz besonders verantwortlich fühlt.«

Carstairs nickte mit müdem Lächeln. »Das sollte ich allerdings begriffen haben, Peattie. Feiner Job, was?«

»Feiner Job«, pflichtete Peattie ihm bei und stand auf. »Jedenfalls bin ich jetzt unterrichtet und kann Ihnen versprechen, daß Sie im Laufe einer Woche Nachricht erhalten werden.«

Nachdem er gegangen war, zündete Carstairs sich eine Zigarette an, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und grinste Bishop unsicher zu. »Ich weiß nicht, ob Sie die Meldung von gestern abend gelesen haben. Tirpak ist tot. Vor ungefähr einer

Woche wurde er mit einem Messer im Rücken in Guatemala gefunden und jetzt identifiziert. Das ist aber noch nicht alles«, fuhr er trocken fort. »Unser Freund in Costa Rica hat sämtliche Unterlagen, die Tirpak ihm brachte, fotografiert und die Originaldokumente ordnungsgemäß verbrannt. Drei Tage lang hatte er damit zu tun, sämtliches Material auf dem Film festzuhalten. Insgesamt gibt es sechs Mikrofilme, aber jetzt kommt die Trauerbotschaft: Tirpak hat mit keinem Ton verraten, wie er diese Filme nach Mexico-City bringen wollte. Nach Aussage unseres Freundes in Costa Rica hat Tirpak jeden Mikrofilm mit einer Pinzette angefaßt, jeden in einen gewöhnlichen weißen Briefumschlag gesteckt, und dann hat er sich entfernt.«

»O weh«, sagte Bishop.

Carstairs nickte. »Drei Tage später wurde er ermordet, aber die Filme muß er schon vorher nach Mexiko auf den Weg gebracht haben. Wie er das machte, läßt sich allerdings nur vermuten. Ich nehme an, er wollte sie in etwas Gedrucktem einkleben, in einem Brief vielleicht, oder einem Buch.«

»Sie glauben also, daß die Mikrofilme in Mexico-City eingetroffen sind?«

»Ja, dafür hat Tirpak bestimmt gesorgt. Allerdings konnte er nicht ahnen, mit welcher Umsicht er und damit auch die Mikrofilme überwacht wurden. Meiner Meinung nach gelangten die Mikrofilme in den Buchladen zum Papagei, und deshalb mußte de Gamez sterben.«

»Dann hat also jetzt General Perdido die Filme.« Carstairs antwortete stirnrunzelnd: »Für uns sind sie auf jeden Fall verloren. Bishop, aber ich bin nicht überzeugt, daß General Perdido sie hat. Betrachten Sie einmal genau den zeitlichen Ablauf der Ereignisse, wie ich ihn notiert habe. Vielleicht fällt Ihnen dabei etwas auf.«

Bishop griff nach der Aufstellung und las:

17. August: Vermutlicher Tag von de Gamez' Ermordung.

17. August: General Perdido spielt die Rolle de Gamez weiter und etabliert sich im Buchladen.

19. August: Mrs. Pollifax besucht den Buchladen, um die Filme abzuholen, und verschwindet.

19. August: Farrell stattet dem Buchladen aus unbekannten Gründen einen Besuch ab und verschwindet ebenfalls.

19. oder 20. August: Jemand verschafft sich zu Mrs. Pollifax' Zimmer im Hotel Reforma Intercontinental Zutritt und durchsucht es.

Bishop sagte nachdenklich: »Ich begreife, worauf Sie hinauswollen. Weshalb sollten sie sich die Mühe nehmen, den Laden nach de Gamez' Tod noch offen zu halten und weshalb Mrs. Pollifax' Zimmer durchsuchen, wenn sie bereits haben, was sie wollen.«

»Genau«, nickte Carstairs. »Das spricht für einen Mißerfolg. Falls General Perdido die Mikrofilme von de Gamez erhielt, ehe de Gamez getötet wurde, dann wüßte ich wirklich nicht, weshalb er sich als Buchverkäufer ausgeben und Mrs. Pollifax und Farrell eine Falle stellen sollte. Überhaupt ist es mir schleierhaft, wie Farrell in diesen Fall hineingezogen worden ist.

Seine einzige Verbindung zu den Rotchinesen war Miß Lee, der er über unseren Auftrag den Hof machte. Er war weder über Tirpak noch Mrs. Pollifax unterrichtet, und von den Mikrofilmen hatte er nicht die leiseste Ahnung.«

Bishop sagte nachdenklich: »Seine Festnahme spricht dafür, daß General Perdido im dunkeln tappt.«

»Ja deshalb bin ich ziemlich sicher, daß er es vorgezogen hat, Farrell und Mrs. Pollifax am Leben zu lassen. Zumindest für einen oder zwei Tage. Und deshalb, mein lieber Bishop, schlafe ich in letzter Zeit so elend, denn General Perdido hat Methoden, seinen Gefangenen die Zunge zu lösen, die weder wohlerzogen noch hübsch sind.«

»Aber Mrs. Pollifax hat keinerlei Informationen, die er von ihr erpressen könnte.«

Carstairs sah ihn durchdringend an. »Machen wir uns doch nichts vor. Bishop. Meinen Sie, daß Perdido ihr das glaubt?«

Es entstand ein peinliches Schweigen und Bishop versuchte, sich eine taktvolle Bemerkung einfallen zu lassen. Schließlich sagte er mit erzwungener Zuversicht: »Immerhin ist es schon etwas, daß auch Perdido die Mikrofilme nicht hat, oder nicht?«

Carstairs lachte kurz auf. »O ja, natürlich. Damit sind sie für jedermann verloren. Sollten sie zwischen den Seiten eines Buches verborgen liegen, das in de Gamez' Laden verkauft wurde, dann liest vielleicht jemand in diesem Augenblick das Buch, ohne zu ahnen, daß er im Besitz von Geheimnissen ist, die acht Monate zäher Arbeit und den Kopf vieler Menschen gekostet haben, die sonst noch heute leben könnten. Und so etwas nenne ich Vergeudung. Wo ist das Telegramm für Mrs. Pollifax' nächste Verwandte?«

Bishop zog Durchschläge aus seiner Heftmappe. »Hier, Sir. Es ging gestern abend aus Mexico-City ab. Eines war an Mr. Roger Pollifax in Chicago gerichtet, das andere an Mrs. Conrad Kempf in Arizona.«

Spöttisch las Carstairs:

HERRLICHE FERIEN STOP VERSCHIEBE RÜCKREISE
UM ETWA EINE WOCHEN STOP MEXIKO BEZAUBERND
STOP VIELE KÜSSE MUTTER.

Am nächsten Nachmittag erschien General Perdido wieder in der Zelle, aber Mrs. Pollifax hatte schon rechtzeitig im Korridor seine Stimme gehört. Als der General eintraf, traf er sie daher beim Patiencelegen an, während Farrell sich fiebrig auf seiner Pritsche wälzte.

»Guten Tag«, sagte Mrs. Pollifax spitz.

»Wo?« kreischte Farrell und schlug kraftlos um sich. »So nehmt doch endlich die Grünen weg!«

Sowohl der General als auch Mrs. Pollifax drehten sich um und betrachteten Farrell: der General erbittert, Mrs. Pollifax voll Bewunderung.

Sie bemerkte bissig: »Ich habe sein Bein eingerichtet, aber die Kugel steckt nach wie vor in seinem Arm, und ich bin nicht Dr. Schweitzer. Die Wunde ist infiziert.«

General Perdido durchquerte die Zelle und blieb vor Farrells Pritsche stehen. »Señor Farrell«, sagte er barsch.

Der öffnete ein Auge und starrte in das über ihm schwebende Gesicht.

»Carmelita?« sagte er zärtlich und dann erwartungsvoll: »Mein Herzblatt?«

General Perdido holte aus und hieb mit der Faust gegen Farrells Jochbein, daß es krachte. Mrs. Pollifax wandte sich ab und dachte: »Ich kann das nicht ertragen.«

Aber in den nun folgenden Minuten mußte sie die Zähne noch fester zusammenbeißen. Der General war ein gründlicher, zielstrebig und intelligenter Mensch und ließ nichts unversucht, zu ergründen, ob Farrell bloß simulierte oder wirklich nicht ansprechbar war. Mrs. Pollifax trat an das winzige Fenster und zwang sich, auf das schmale Rechteck im sonnenbeschiedenen Gemäuer und den winzigen Streifen grellen

Himmels dahinter zu schauen. »Ich will nicht zuhören«, dachte sie. »Ich will mich gänzlich vor diesem Raum und diesem Augenblick verschließen.« Sie hatte schon früher manchmal zu diesem Rettungsanker gegriffen, aber noch nie so verzweifelt wie jetzt. Als der General endlich von Farrell abließ, war sie aber ruhiger als er. Das Gesicht des Generals war wutverzerrt. Mit der Hand an der Zellentür sagte er kalt: »Ich gehe jetzt, bis man mir meldet, daß Mr. Farrell bei Bewußtsein ist, um verhört zu werden. Das können Sie ihm sagen. Ebenso, daß ich seiner baldigen Genesung mit Vergnügen entgensehe.« Er öffnete die Tür, dann drehte er sich mit theatralischer Gebärde um. »Und was Sie anbelangt, Mrs. Pollifax, so gehen Sie mir derart auf die Nerven, daß allein Ihre Gegenwart eine Zumutung für mich darstellt.« Die Tür krachte hinter ihm ins Schloß und sie hörte, wie von außen der Riegel vorgeschoben wurde. Erst dann wagte sie, Farrell anzusehen. »General Perdido scheint zu viele schlechte Gangsterfilme gesehen zu haben«, bemerkte sie unbefangen und hätte beim Anblick von Farrells entstelltem Gesicht am liebsten geweint.

Zwischen dick verschwollenen Lippen sagte Farrell undeutlich: »Ich würde ihn gern an Hollywood abtreten.« Er setzte sich auf.

»Hat er mir das Nasenbein gebrochen, dieses Schwein?«

Mrs. Pollifax setzte sich neben ihn, und es folgte eine minutenlange Bestandsaufnahme. Das Ergebnis war ermutigend. Es umfaßte blaue Flecken, zwei gelockerte Backenzähne und eine geplatzte Oberlippe, aber Knochen schienen keine gebrochen zu sein. »Sie haben sich ausgezeichnet gehalten«, sagte sie leise.

»Waren Sie schon früher einmal solchen Situationen ausgesetzt?«

Er sah sie nicht an. »Einmal, während des Krieges. Damals habe ich mit Carstairs gearbeitet.« Er blickte sie nachdenklich an. »Aber es gibt gewisse Grenzen, verstehen Sie? Besonders

nach der ersten Erfahrung. Beim zweitenmal weiß man bereits, was einem bevorsteht, und malt sich die Wiederholung aus. Die eigene Vorstellungskraft kann einen leichter in die Knie zwingen, als der Schläger selbst. Aber jetzt war es zum Glück rasch vorbei.«

Mrs. Pollifax dachte über seine Worte nach und nickte. Sie legte ihm die Hand auf die Stirn und seufzte. »Sie haben immer noch Fieber. Achtunddreißig Grad, schätze ich.«

Sie holte die Zigaretten, die er ihr gegeben hatte, und hielt ihm die letzte hin. »Können Sie rauchen?«

»Reiner Nektar«, sagte er sehnsüchtig. Er griff nach der Zigarette und stieß damit gegen seinen Mund, bis er ein halbwegs gebrauchsfähiges Eckchen fand. Sie gab ihm Feuer, und er inhalierte tief.

»Herzogin, ich habe eine Unzahl junger, schöner und gefälliger Frauen gekannt«, sagte er dankbar, »aber Sie würde ich als die Frau nominieren, mit der ich am liebsten in Albanien gefangen bin. Sie sind ein wahrer Trost für meine alten Tage, und ich habe das Gefühl, daß ich in diesem verdammten Loch verflucht rasch altere.«

»Oh, es geht Ihnen schon besser, da bin ich aber froh«, sagte Mrs. Pollifax augenzwinkernd. Sie kehrte zu ihrer Pritsche zurück, nahm das Tischchen mit und begann mit einem neuen Patiencespiel. »Wie sind Sie nur in dieses unbegreifliche Leben geschlittert?« fragte sie, weil sie das Gefühl hatte, daß er jetzt vielleicht gern reden würde. »Dieses Leben voll schöner, gefälliger Frauen und - mit General Perdido. Sie sind doch Amerikaner, oder nicht?«

»So amerikanisch wie San Francisco«, antwortete er und blies blaue Rauchwölkchen zur Decke. »Meine Mutter war Spanierin, und die Wanderlust habe ich von meinen Eltern geerbt. Sie waren beide beim Varieté. Als Tänzer.«

»Nein, wie hübsch!« Mrs. Pollifax gefiel diese Vorstellung

ungemein. »Ich habe den Flamenco schon immer so gern gesehen. Haben Sie aus dem Koffer gelebt?«

»Tja, so ungefähr.«

»Können Sie tanzen?«

»Nur Walzer«, sagte er belustigt. »Bei mir hat sich das Talent auf die Malerei geschlagen. Ich war schon sehr jung im Krieg, und als er vorbei war, machte ich mich nach Mexiko auf, um dort zu malen. Als Carstairs mich fand, hatte ich bereits jenen Ruf, der ihm gelegen kam: halb Playboy, halb Abenteurer, halb Künstler.«

»Das ist um eine Hälfte zuviel«, korrigierte Mrs. Pollifax nüchtern.

»Finden Sie diese dichterische Freiheit nicht reizvoll?«

Mrs. Pollifax kämpfte mit sich und verlor. »Um die Wahrheit zu sagen, habe ich mich selbst auch ab und zu kleiner Übertreibungen schuldig gemacht.«

Er kicherte. »Das kann ich mir vorstellen, Herzogin. Aber trotzdem haben Sie ein sehr ruhiges und achtbares Leben geführt, wie?«

»Aber ja. Mein Mann war Anwalt. Ein sehr tüchtiger sogar. Und mein Sohn ist ebenfalls Anwalt«, fügte sie hinzu, und bei der Erinnerung wurde ihr das Herz schwer. »Ja, es war ein sehr angenehmes und friedliches Leben.«

Farrell wandte ihr den Kopf zu, um sie im Dämmerlicht zu betrachten. Taktvoll bemerkte er: »Ich denke, ich schlafe jetzt ein wenig, Herzogin.« Sorgfältig schob er seinen verwundeten Arm zurecht, überließ Mrs. Pollifax ihren Gedanken und tat, als sei er eingesnickt.

Es war Essenszeit, als der neue Gefangene eintraf. Major Vassovic stieß ihn vor dem Essenträger her und fluchte laut. Dann wurde eine dritte Pritsche gebracht und an die dritte Wand geschoben. Mrs. Pollifax war vollauf damit beschäftigt, Mr. Farrell mit dem Löffel zu füttern, und beachtete nicht, was

vorging. Als sie aber dann widerwillig ihre Karten zusammenschob, um für ihr eigenes Tablett Platz zu machen, und selbst aß, musterte sie den Neuen mit unverhohlener Neugier. Er lag auf der Seite und hatte das Gesicht auf beide Hände gebettet, aber eigentlich sah sie bloß einen struppigen, weißen Walroßschnurrbart, der kühn in die Luft stach, und einen rosigen Kahlkopf mit einem weißen Haarkranz um die Ohren. Es war ein höchst eleganter, viktorianischer Schnurrbart, wie sie ihn seit ihrer Kindheit nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte. Sie bemerkte, daß auch Farrell, der sich an der gegenüberliegenden Wand anlehnte, den Mann eingehend studierte. Plötzlich sagte er: »Ich heiße Farrell, und Sie, Sir?«

Der Mann hatte wohl Farrells Stimme vernommen und bewegte den Kopf, aber seine Miene blieb verständnislos, und er antwortete nicht.

»Sprechen Sie englisch?« fragte Farrell.

»Inglese?« wiederholte der Mann, schüttelte den Kopf und sprudelte mehrere Worte in einer Sprache hervor, die keiner der beiden verstand.

»Er kann nicht englisch, das trifft sich gut«, sagte Mrs. Pollifax.

»Was haben wir übrigens jetzt eben gegessen?«

Mürrisch antwortete Farrell: »Das weiß der Himmel.« Sein Blick ließ den Fremden noch immer nicht los. Plötzlich rief er mit dem Ausdruck größter Verwunderung: »Sehen Sie doch, die Kerze!«

Mrs. Pollifax wandte sofort den Kopf und zog die Stirn kraus, weil es nichts weiter als das flackernde Flämmchen zu sehen gab, das nur die armselige Illusion einer Beleuchtung hervorrief. Dann bemerkte sie, daß der Neue den Kopf gehoben hatte, um auch zur Kerze sehen zu können. Wie sonderbar, dachte sie, er hat genau verstanden, was Farrell sagte. Man hatte den Neuen gerade in dem Augenblick in die Zelle gesteckt, als General

Perdido verkündet hatte, daß er einige Tage verreisen werde. Nun grübelte sie über den möglichen Zusammenhang nach. Ja, das war durchaus denkbar. Der General schien noch ein weiteres englischsprechendes Mitglied der Sigurimi ausfindig gemacht zu haben. Sie lächelte Farrell zu, um ihm zu zeigen, daß sie seine Warnung verstanden hatte.

Abends kam Lulasch, um das Speisegeschirr abzuholen, und nach einem flüchtigen Blick auf den neuen Gefangenen kam er zuerst zu Mrs. Pollifax. »Heute abend ist es später geworden. Wir haben General Perdido zu seinem Flugzeug fahren müssen.«

Mrs. Pollifax bemerkte, daß er zwei Aspirin auf ihr Tischchen gelegt hatte, und sie blickte ihn dankbar an.

»Auch für Sie, damit Sie auf Englisch über mein Land lesen können.« Er sprach leise, hatte dem neuen Gefangenen noch immer den Rücken zugekehrt und schob ein Buch unter ihr Kissen. »Das ist das Buch, von dem ich erzählt habe«, setzte er ehrfürchtig hinzu. »Ich trage es immer bei mir, und es steht sogar eine Widmung für mich drinnen.«

Mrs. Pollifax mußte sich auf einen zweiten dankbaren Blick beschränken, denn sie wagte nicht zu sprechen. Lulasch ging zu Farrells Tisch, räumte ihn ab und entfernte sich. Da sie nun wieder Platz hatte, legte Mrs. Pollifax ihre Karten für ein neues Spiel zurecht und vertiefte sich für die nächste Stunde entschlossen in ihre Beschäftigung. Farrell versank als erster in unruhigen Schlaf. Bald darauf drehte sich der Fremde zur Wand und begann laut und rhythmisch zu schnarchen. Auch Mrs. Pollifax wurde schläfrig, schob ihre Karten zusammen und legte sich nieder.

Lulaschs Buch unter dem Kissen drückte sie. Sie hatte es ganz vergessen. Da niemand wach war und ihr zusehen konnte, holte sie es hervor und schlug es auf. Es war eine Ausgabe aus dem Jahre 1919. Zuerst war Mrs. Pollifax gerührt, daß es für Lulasch noch immer solchen Wert besaß, aber dann fühlte sie sich

enttäuscht, denn ein vor fünfundvierzig Jahren geschriebenes Buch konnte kaum sehr aufschlußreich sein. Zu viele Kriege hatten seitdem stattgefunden und zu viele politische Parteien waren am Ruder gewesen.

Sie blätterte es jedoch mit einer gewissen Sehnsucht durch und dachte an die Bücher ihrer Kindheit mit den gleichen grauen, schlecht belichteten Fotos und den gleichen Bildern von Leuten in Nationaltrachten. Das Buch hieß ›Albanien - Land voll ursprünglicher Schönheit‹ und war in der blumenreichen Sprache jener Tage verfaßt. Der schlichteste Satz des Buches besagte, daß Albanien etwa so groß war wie der Staat Maryland. Mrs. Pollifax verzog das Gesicht über den schwülstigen Stil und stieß nach einigen Seiten auf eine ungemein übersichtliche Landkarte in Schwarz und Weiß. Eine Landkarte... müßig blätterte sie weiter, kehrte aber dann rasch zu der Karte zurück. Sie war ausgezeichnet. Albanien wurde im Süden von Griechenland begrenzt, im Norden vom heutigen Jugoslawien, und das hier mußte das Adriatische Meer sein... Wasser, dachte Mrs. Pollifax und tastete sich zu einem noch ungeformten Gedanken durch. Nachdenklich hielt sie die Karte ins Licht, suchte nach den Bergen und überlegte, wo sie im Augenblick wohl sein mochte. Im Süden erhob sich vor dem Meer eine schmale Gebirgskette, aber laut Reisebeschreibung waren diese Berge kaum fünfzehnhundert Fuß hoch, und Mrs. Pollifax befaßte sich im Augenblick nicht weiter mit ihnen. Das Landesinnere war flach und mit Ausnahme eines Berges, der aus der Ebene aufragte, offen. Sie und Farrell aber waren in eine sehr lange, hohe Gebirgskette gebracht worden, und sie schied den einzelnen Berg aus. Ihr Blick wanderte nach Norden, und ihre Augen wurden schmal, als sie ›Nordalbanische Alpen‹ las. Farrell hatte das Wort Alpen gebraucht, und die Berge rundum erinnerten sie mit ihren zerklüfteten Felsen an die Schweiz. Diese Berge zogen sich wie eine Halskette quer von Ost nach West durch das Land, und wenn Albanien nicht größer als Maryland war, mußte die Adria in unmittelbarer Nähe sein.

»Wir müssen irgendwo in diesen Bergen festsitzen«, überlegte sie.

Gleich morgen wollte sie das Buch zu lesen beginnen, denn an der Geographie konnte sich auch in fünfundvierzig Jahren nichts geändert haben. Sie konnte sich nicht von der Landkarte losreißen. Ihr Flugzeug war in einer Stadt gelandet, die eindeutig schon sehr alt war, und nachdem sie ins Gebirge gefahren waren, hatten sie noch einen etwa zweistündigen Ritt auf Eseln hinter sich gebracht. Ob sie es wohl herausbekommen konnte, welche Richtung sie eingeschlagen hatten?

»Die Sonne!« durchzuckte es Mrs. Pollifax. Während des Rittes hatte sie gesehen, wie die Sonne aufgegangen war. Sie war nun gar nicht mehr schläfrig und versuchte mit aller Kraft, sich zu erinnern.

Ja, die Sonne war unmißverständlich halb rechts von ihr aufgegangen.

Also waren sie ostwärts geritten. Wenn sie mit dem Finger in umgekehrter Richtung über die Landkarte fuhr, gab es im Westen nur eine einzige Stadt, die genügend groß war, um einen Flugplatz zu besitzen. Sie hieß Skutari. Alle anderen Ortsnamen waren klein gedruckt. Bestimmt handelte es sich um Dörfer, durch die man keine zehn Minuten mit dem Auto fahren konnte. Wenn sie aber in Skutari gelandet waren, dann mußten sie sich jetzt etwa hier befinden, folgerte sie, und grub mit ihrem Fingernagel ein X ins Papier. Die Stelle lag erstaunlich nahe bei Jugoslawien und überraschend knapp an der Adria, und jenseits der Adria war Italien...

Zutiefst von den Gedanken aufgewühlt, die diese Landkarte in ihr weckte, schob sie das Buch am Fußende ihres Lagers sorgfältig unter die Matratze. »Wie schwierig es doch ist, eine einmal geborene Idee wieder fallen zu lassen«, grübelte sie. Sie beschloß, sich die Landkarte am nächsten Tag noch einmal gründlicher anzusehen und den Text über die nordalbanischen Alpen zu lesen. Vielleicht konnte sich Farrell an geographische

Kennzeichen erinnern, die ihr entgangen waren. Sie versuchte, ihre Gedanken zu beruhigen, aber es dauerte lange, bis sie einschlief.

»Sie können rauskommen«, sagte Lulasch am nächsten Nachmittag.

Er stand in der offenen Tür und hatte mit seinen Worten Mrs. Pollifax gemeint. »General Hoong hat gesagt, Sie dürfen an der frischen Luft Bewegung machen.«

»Nein, wie nett von ihm!« sagte Mrs. Pollifax verblüfft.

Lulasch fuhr munter fort: »General Hoong hat telegrafisch Befehle Ihretwegen angefordert. Alle telegrafieren Ihrethalben. Jetzt, wo General Perdido fort ist, können wir nur abwarten.«

Mrs. Pollifax nickte und sah noch einmal rasch nach Farrell. Über Nacht war seine Temperatur beängstigend hochgeschneilt, und sie war sehr besorgt. Wenn er am Leben bleiben sollte, dann mußte die Kugel aus seinem Arm entfernt werden. Wofür er überleben sollte, wußte sie zwar nicht, aber jeder natürliche Instinkt in ihr sträubte sich dagegen, einen Menschen einfach sterben zu lassen. Sein Gesicht war stark gerötet, er war schläfrig und hatte keinen Appetit.

Sie schätzte, daß er an die neununddreißig bis vierzig Grad Fieber hatte und war nicht immer bei vollem Bewußtsein. Mrs. Pollifax beugte sich über ihn und sagte beruhigend: »Ich bin gleich wieder da.«

Farrell blinzelte ihr zu und grinste schwach: »Viel Spaß.« Ehe sie ging, holte Mrs. Pollifax von ihrer Pritsche noch die handgewebte Jacke, die sie vor einer Ewigkeit getragen hatte, als sie ihr Hotelzimmer in Mexico-City verließ. Sie war jetzt sechs Nächte lang nicht mehr aus den Kleidern gekommen und hatte das Bedürfnis nach adrettem Aussehen überwunden. Trotzdem hütete sie die Jacke mit weiblicher Unlogik.

Tagsüber breitete sie das gute Stück sorgfältig auf ihrem Kissen aus, und nachts lag es zusammengefaltet auf dem Tisch, auf dem sie sonst ihre Patienten legte. Die Jacke war für sie

beinahe zum Fetisch geworden. Als sie sie jetzt vom Kissen zog, griff ihre linke Hand nach dem Buch über Albanien. Sie schob es unter die Jacke und ging, ohne den Kreml, wie Farrell ihren Spitzel nannte, eines Blickes zu würdigen.

»Hat Ihnen mein Buch gefallen, werden Sie es lesen?« fragte Lulasch, sobald sie auf dem Flur standen.

Sie nickte lebhaft. Sie hatte bereits sehr viel gelesen und stand im Begriff, sich einige ungemein aufschlußreiche Kenntnisse anzueignen.

Längst hatte sie ihr voreiliges Urteil widerrufen, daß ein 1919 geschriebenes Buch nicht aktuell sein konnte. Sie hatte übersehen, daß politische Parteien und Kriege gleich Wolken über ein Land ziehen mochten, ohne sein Terrain zu verändern. Mrs. Pollifax begann sich mächtig für die Landschaft Albaniens zu interessieren und begrüßte begeistert die wenigen Minuten außerhalb ihrer Zelle, um sich ein wenig umzusehen.

Sie ging durch die Wachstube und bemerkte, daß der Schlüssel zur Lade mit der Munition nach wie vor im Schloß steckte.

Lulasch ließ sie ins Freie. Die Sonne, die selbst ein normales Auge blendete, schmerzte Mrs. Pollifax' an das ewige Dämmerlicht in der Zelle gewöhnten Augen. Sie schlug die Hände vors Gesicht.

»Da«, sagte Lulasch und reichte ihr ernst seine dunkle Brille.

»Wie rücksichtsvoll Sie doch sind«, sagte Mrs. Pollifax und fand, daß sie nach wenigen Sekunden mit dieser Brille das Sonnenlicht ausgezeichnet ertrug. Sie befanden sich unweit des Abgrunds, in den Farrell gesprungen war. Von hier bis zur Felswand war nichts als gelbes Gestein jeder Größenordnung zu sehen. Links von ihnen warf das größere Gebäude einen scharfen schwarzen Schatten auf den felsigen Boden. Rechts von Mrs. Pollifax erhob sich ein unfruchtbarer Hügel mit dürftigem Föhrenbestand. Aus dieser Richtung waren sie

gekommen. Mrs. Pollifax wollte aber erkunden, was vor ihr lag.

»Darf ich spazierengehen?« fragte sie Lulasch.

Er nickte, setzte sich auf die Bank neben der Tür und erklärte: »Gehen Sie heute lieber nur dort, wo ich Sie sehen kann, verstehen Sie? Von da bis da.« Mit beiden Händen bezeichnete er die Abgrenzung.

Mrs. Pollifax nickte und stolperte über das Geröll an den Rand des Abgrunds. Dort setzte sie zu einer Wanderung an, die, wie sie hoffte, den Eindruck ziellosen Schlenderns erweckte, in Wahrheit aber ein Erkundungsgang war. Besonders interessierte sie das Tal, und von dieser Höhe bot sich ein weiter Blick. In einiger Entfernung konnte sie ein gewundenes Flußbett ausmachen, das sich von Ost nach West durch die Ebene schlängelte. Zwischen ihr und dem Fluß lagen vier kleine Ortschaften, deren eng zusammengedrängte Häuser in der unbarmherzigen Sonne schmorten. Der Talboden sah beinahe wie ein Schachbrett aus, denn hier reihte sich ein Feld ans andere. Rechts von Mrs. Pollifax, oder westlich, falls ihre Überlegung stimmte, führte eine Straße ins Gebirge, und auf dieser Straße sah sie Menschen arbeiten, die wie winzige, schwarze Käfer wirkten.

Mrs. Pollifax drehte sich um, denn sie wollte wissen, was hinter ihr und jenseits von Lulasch und dem Festungsbau lag, und sie mußte den Kopf weit in den Nacken legen, ehe ihre Augen den Himmel fanden. Der Berg baute sich wie eine Wand vor ihr auf. Sie nahm an, daß diese Schutthalde, auf der sie stand, und in die sich die beiden bunkerähnlichen Gebäude krallten, auf eine Naturkatastrophe zurückzuführen war. Vermutlich war es hier vor langer Zeit zu einem Erdbeben gekommen, oder eine Steinlawine hatte jedes Wachstum vernichtet. Eines stand jedenfalls fest: Über diesen Gipfel gab es keinen Fluchtweg nach Jugoslawien. Die einzige Möglichkeit lag im Westen längs der Straße, die sie gekommen waren, oder unten durch das Tal.

Flucht... Zum erstenmal gestand sie sich das Ziel ihres Denkens ein, und da sie im Geist endlich das Wort geprägt hatte, holte sie es jetzt hervor und wendete es nach allen Seiten. Flucht... Die Idee war völlig verrückt. Sie gab das bereitwillig zu, aber man mußte doch wenigstens den Versuch machen, oder nicht? Sie empfand es als unverzeihliche Charakterschwäche, einfach untätig dazusitzen und auf die Hinrichtung zu warten. Nicht, daß sie so übermäßig viel Charakter hatte, dachte Mrs. Pollifax. Es war ihr nur schon immer schwer gefallen, sich widerspruchslos mit einer Gegebenheit abzufinden. Die Liste ihrer kleinen Revolten war endlos. Da war doch bestimmt noch Raum für eine mehr?

Sie lächelte und winkte Lulasch zu und setzte sich auf einen großen Felsblock in der Nähe des Abgrundes. Mit dem Rücken zu Lulasch zog sie vorsichtig das Buch unter ihrem Arm hervor. Sie hatte die Seite mit der Landkarte bereits markiert und schlug sie jetzt ohne jedes Suchen auf. Ein Tal, alpine Felsen und ein Fluß... richtig, der Fluß verlief genau dort, wo er hingehörte. Sie ging von der Annahme aus, daß ihre Himmelsrichtungen stimmten, und verglich flink den Verlauf des Flusses im Tal mit der in der Karte eingezeichneten Linie.

»Die Drina!« rief sie zufrieden aus und prägte sich den Namen ein.

Laut Maßstab der Karte war die Drina etwa fünfzehn Meilen von hier entfernt, und wenn ihr Orientierungssinn sie nicht täuschte, dann floß sie in westlicher Richtung zur Adria.

Mrs. Pollifax ging zu Lulasch zurück und erkundigte sich liebenswürdig: »Die Stadt mit dem Flugplatz - ist das Skutari, Ihre Hauptstadt?«

Sein Gesicht leuchtete auf. »Ah, ich sehe, daß Sie mein Buch wirklich lesen. Nein, sie ist nicht mehr die Hauptstadt und heißt auch nicht mehr Skutari«, sagte er. »Jetzt heißt sie Shkodra. Aber das Flugfeld ist dort, im Norden.«

»Es ist eine wahre Fundgrube«, teilte Mrs. Pollifax ihm

aufrichtig mit. »Ich hoffe, noch recht viel aus Ihrem Buch zu lernen. Entschuldigen Sie mich jetzt, aber ich glaube, ich gehe lieber wieder - diese Sonne, die Hitze...« Zimmerlich drückte sie die Hand an die Stirn und brannte schon darauf, wieder in der Zelle zu sitzen und anhand der Karte neue Berechnungen anzustellen.

Lulasch riß ihr galant die Tür auf, ehe er sich wieder auf seiner Bank niederließ.

Von dem kurzen Ausgang bedeutend erfrischt, trat Mrs. Pollifax in die Kühlhaustemperatur des Steinbaues und schloß die Tür hinter sich. »Oh, verzeihen Sie«, sagte sie, denn Major Vassovic kniete in einer Ecke auf dem Fußboden. Sekundenlang fragte Mrs. Pollifax sich, ob sie den Major beim Gebet unterbrochen hatte, aber dann fiel ihr ein, wo sie war, und sie verwarf diesen Gedanken. Die Neugier ließ sie nähertreten. »Ist das eine Yogaübung, die Sie da machen?« fragte sie.

»Zott, nein«, antwortete er verdrossen.

Mrs. Pollifax hatte inzwischen gelernt, daß Zott von dem Wort Zeus stammte und ein beliebter Ausruf in diesem Lande war. Daran zumindest hatte sich seit 1919 nichts geändert.

»Die elektrische Leitung... es existiert nur die eine - ah! Jetzt habe ich sie!« Umständlich stellte der Major sich auf und als er bemerkte, daß sie ihm noch immer zusah, sagte er: »Für meinen Wärmeziegel. Der Strom ist hier sehr schwierig.«

»Das kann ich mir denken«, pflichtete sie ihm bei. »Woher beziehen Sie denn den Strom? Doch nicht aus dem Tal?«

»Nein«, sagte er und entwirrte das Kabel, das vom Boden zu seinem Schreibtisch führte. »Wir haben, wie nennen Sie das, eine große Maschine im anderen Haus. Aber hier nur den einzigen Draht.«

»Oh, ein Dynamo. Wie schlau von Ihnen. Und das ist Ihr Wärmeziegel?« Sie streckte den Arm aus und berührte ihn.

»Ja, für den Rücken«, nickte er. »Das Leben in diesen

Steinmauern ist beschwerlich.«

Jetzt erst begriff Mrs. Pollifax. »Ach, Sie haben Rheuma!«

Er nickte grämlich. »Aufstehen, bücken, tut weh.«

»Sie armer Mann«, sagte Mrs. Pollifax mit ehrlicher Anteilnahme. »Ich weiß genau, was das heißt. Seit wann leiden Sie schon darunter?«

»Seit ich hierher versetzt wurde.«

Mrs. Pollifax runzelte die Stirn. »Haben Sie es schon mit Massage versucht?«

Er starrte sie verständnislos an, und Mrs. Pollifax sah, daß sie handeln mußte. »Ziehen Sie das Hemd aus«, befahl sie. »Ja, ziehen Sie es aus, ich tue Ihnen nichts, das ist das einzige, was wirklich hilft. Haben Sie Alkohol zum Einreiben?«

»Alkohol?« Er griff in eine Lade seines Schreibtisches und hielt unentschlossen eine Schnapsflasche hoch.

»Na, warum nicht«, sagte sie vergnügt. »Und jetzt das Hemd, bitte, und haben Sie die Freundlichkeit, sich auf den Schreibtisch zu legen - «

Entsetzt wich er zurück.

»Nein, nein. Sie mißverstehen mich. Ich will Ihnen den Rücken einreiben. Massage.« Sie kam nicht weiter mit ihm. Da ging sie zur Tür, öffnete und rief: »Mr. Lulasch, würden Sie bitte für mich übersetzen? Ich will dem Major den Rücken einreiben.«

»Was wollen Sie?« fragte Lulasch und trat ein.

»Dieser heiße Ziegel wird ihm nichts nützen. Er braucht eine kräftige Rückenmassage. Bitten Sie ihn, das Hemd auszuziehen und sich auf seinen Schreibtisch zu legen.«

Grinsend übersetzte Lulasch. Major Vassovic sagte: »Ah!« und dann »Oh?«

»Er hat Sie nicht verstanden«, erklärte Lulasch. »Er hat gemeint. Sie wollen unbedingt, daß er sich niederlegt und den

Schnaps trinkt, aber sein Befehl verbietet, im Dienst zu trinken. Er sagt, er hat keine warme Wäsche mitgebracht, weil es doch Sommer ist. Er hat nicht mit einem Steinhaus gerechnet.«

»Wir auch nicht«, murmelte Mrs. Pollifax und musterte mit kundigem Blick den Rücken. Sobald der Major quer auf dem Schreibtisch lag, krepelte sie sich die Ärmel hoch, schüttete Schnaps in die hohle Hand und trat auf ihn zu. Sie war eine erfahrene Masseuse und knetete, drückte und klatschte den Rücken des Majors mit Hingabe. Seine kleinen Protestschreie verwandelten sich bald in seliges Seufzen.

»Jetzt eine Decke«, sagte Mrs. Pollifax zu Lulasch. »Er muß noch ein paar Minuten liegenbleiben.« Lulasch nickte und kehrte mit einer Decke wieder. Mrs. Pollifax warf sie über den Major und sank in den Drehstuhl. »Das war eine gute Gymnastik«, sagte sie genüßlich.

»War gut, gut«, grunzte der Major vom Schreibtisch.

»Sie müssen beim Aufstehen sehr vorsichtig sein«, schärfte sie ihm streng ein. »Wenn die Muskeln entzündet und geschwollen sind, können sie kleine Knöchelchen verrücken, und das tut Ihnen dann so weh.«

Lulasch ging zum Trinkwassertank und brachte zwei Papierbecher.

»Gestatten Sie«, sagte er, verneigte sich und schenkte Schnaps in beide Becher.

Mißtrauisch sagte Mrs. Pollifax: »Das läßt sich wohl Spätnachmittagscocktail nennen, wie?« Sie nahm den Becher mit der rechten Hand an. Rein zufällig ließ sie die linke Hand im Bereich der Munitionslade baumeln und tastete nach dem vorstehenden Messingschlüssel.

»Halb vier Uhr«, sagte Lulasch und warf sich in den Stuhl an der gegenüberliegenden Seite des Schreibtisches. Er und Mrs. Pollifax wechselten über die schwerfällig hingestreckte Figur des Majors hinweg freundliche Blicke. »Skoal!« rief Lulasch

und hob seinen Becher.

»Skoal!« konterte Mrs. Pollifax fröhlich und zog die Schublade hinter sich auf. In der behaglichen Stille, die nun folgte, füllte sie ihre Hand mit Patronen und schob die Lade wieder zu.

Die unbeholfene Figur bewegte sich und setzte sich auf. »Ach, war das köstlich«, ächzte der Major. »Tun Sie das wieder einmal für meinen Rücken?«

Mrs. Pollifax strahlte ihn an. Sie hatte nun vier Pistolenmagazine im Schoß liegen und war von echter Menschenliebe erfüllt.

»Natürlich, Major. Zumindest, bis man beschließt, mich ins Jenseits zu befördern.«

»Jenseits?« wiederholte Lulasch überrascht.

Sie sagte munter: »Aber ja, ich bin überzeugt, daß man mich letzten Endes töten müssen. Was soll man denn sonst mit mir anfangen?«

»Aber Sie können nicht gefährlich sein!« wandte Lulasch ein.

Mrs. Pollifax zuckte die Achseln. »Kümmert das jemand? Wir leben hier ja in keiner Demokratie.«

»Erschießt man dort die Leute nicht?«

»Du liebe Güte, nein. Außer, sie haben einen Mord begangen und selbst dann - nein, in einer Demokratie wird niemand erschossen.«

Sie trank ihren Schnaps in kleinen Schlückchen. »Und dann liegt der Fall in den Händen der Geschworenen, müssen Sie wissen. Zwölf Leute sind nötig, um über die Schuld oder Unschuld eines Menschen zu entscheiden.«

Major Vassovic sah sie groß an. »Zwölf Offiziere, wollen Sie sagen.«

»Keine Spur. Zwölf Staatsbürger. Gewöhnliche Menschen. Arbeiter.«

Die beiden Männer glotzten sie ungläubig an. Major Vassovic sagte: »Aber dann würde kein Mensch jemals schuldig gesprochen werden. Wer gibt ihnen Weisungen?«

Mrs. Pollifax lächelte verzeihend. »Sie dürfen sich aufgrund der vorliegenden Beweise unbeeinflusst ihr Urteil bilden.«

Major Vassovic sah ernstlich beunruhigt aus, Lulasch machte ein gespanntes Gesicht. »Erklären Sie mir das näher«, verlangte er.

Mrs. Pollifax zögerte. Nicht, weil es ihr an Worten gebrach, sondern weil sie vier Pistolenmagazine im Schoß hielt. »Zuerst muß ich mir meine Jacke anziehen, ich friere«, entschied sie. Sie erhob sich und trat an den Hocker, über den sie die Jacke so gebreitet hatte, daß sie »Albanien - Land voll ursprünglicher Schönheit« verbarg. Sie schob die Patronen in die Tasche und zog sich umständlich die Jacke an. Dabei gelang es ihr, sich das Buch in die Achselhöhle zu klemmen. Ihre Tätigkeit erinnerte Major Vassovic an seinen eigenen Zustand, und er begann seine Uniformjacke zuzuknöpfen.

»Das geht so vor sich«, sagte Mrs. Pollifax, kehrte zum Schreibtisch zurück, nahm sich Papier und Bleistift und skizzierte einen Gerichtssaal. »Hier sitzt der Richter«, verkündete sie und zog einen Kreis, »und das ist die Geschworenenbank, hier wollen wir zwölf Kreise ziehen. Sie sind ein Geschworener, ich bin einer und der Major ist der dritte.«

»Bitte nein«, wehrte der Major erschrocken ab.

»Doch nur auf dem Papier«, besänftigte sie ihn. »Und wir nehmen an, daß Sie, Mr. Lulasch, ein Bauer sind, ich bin eine Hausfrau und Major Vassovic verkauft in einem Laden Krawatten.«

»Wie steht es um unsere politischen Verbindungen?« fragte Lulasch rasch.

»Oh, das spielt gar keine Rolle.«

»Unmöglich.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, denn hier wird über Recht und Unrecht entschieden, und uns interessiert nichts als die Wahrheit.«

»Aber die Geschworenen sind von Parteifunktionären ausgewählt?« sagte Lulasch.

»Nein«, sagte Mrs. Pollifax fest. »Sie können sich völlig frei entscheiden.«

»Zott«, rief Major Vassovic verzweifelt.

»Aber dann ist der Richter bestellt?«

»Ja«, sagte Mrs. Pollifax.

»Aha!« triumphtierte Lulasch.

»Aber der Richter hat nichts mit dem Urteil zu tun«, betonte Mrs. Pollifax. »Nicht er entscheidet, ob der Angeklagte schuldig oder unschuldig ist. Für das Urteil sind die zwölf Geschworenen verantwortlich.«

Auf der Schwelle stand General Hoong und sagte kühl: »Guten Tag, Mrs. Pollifax.«

Mrs. Pollifax drehte sich um. Ihr war bisher noch nicht aufgefallen, wie stark der General einem frischgelegten, braunen Ei ähnelte. Die Haut lag so glatt über seinen Knochen, daß sie nicht eine einzige Lach- oder Kummerfalte entdecken konnte und sie überlegte, ob er sich das Gesicht hatte spannen lassen. »Guten Tag«, antwortete sie.

Seine Nasenflügel bebten angeekelt. »Hier riecht es nach Alkohol. Soldat Lulasch, Major Vassovic, haben Sie getrunken?«

»Daran bin nur ich schuld«, griff Mrs. Pollifax ein. »Man hat mir einen kleinen Spaziergang gestattet, und ich habe einen leichten Sonnenstich erlitten. Die beiden haben mir Schnaps als Medizin angeboten.«

Sie bemerkte, daß der Blick des Generals von Lulasch zum

Major wanderte, und fuhr mit entschlossener Stimme fort:

»Ich bin froh, daß Sie hier sind, General Hoong. Ich bitte Sie um die Erlaubnis, die Kugel aus Mr. Farrells Arm entfernen zu dürfen. Haben Sie ihn heute gesehen?«

Der General sah sie an und zog die linke Augenbraue hoch.

Erleichtert bemerkte Mrs. Pollifax, daß sich dadurch über der Braue zwei Fältchen bildeten, ohne daß die Haut entzweiriß.

»Es steht fest«, sagte sie in ihrer anmaßendsten Frauenvereinsstimme, »daß er stirbt, wenn man die Kugel nicht entfernt. Das würde General Perdido sehr treffen, meinen Sie nicht? Ich glaube nicht, daß er seinen Tod begrüßen würde. Absolut nicht.«

Der Blick des Generals verweilte auf ihrem Gesicht. Genausogut hätte er einen æltenen Edelstein, einen schönen Sonnenuntergang oder den Fisch betrachten können, den er zum Abendessen verspeisen wollte.

»Ich brauche ein Messer«, fuhr sie unerschrocken fort. »Ein Messer und kochendes Wasser, um es keimfrei zu machen, und Verbandzeug. Ist das möglich?«

Diesmal war es die rechte Augenbraue des Generals, die sich hochzog. Seine Lippen bewegten sich. »Es ist möglich. Ja.«

»Gut.«

Allmählich erhellte etwas wie ein menschlicher Ausdruck die muschelartige Verschlossenheit seines Gesichts. »Sonst nichts mehr?« Hauchzarter Spott vibrierte in seiner Stimme.

»Ich glaube nicht«, erwiderte Mrs. Pollifax und überhörte den Spott geflissentlich. »Ihr Essen ist recht anständig, und mit der Zeit gewöhne ich mich auch an die Matratze. Sie ist ja nicht gerade bequem, aber fest. Ich denke wirklich, das wäre alles.«

Er verneigte sich leicht. »Das freut mich.«

»Und jetzt würde ich gern in meine Zelle gehen und mich niederlegen«, endete sie. »Entschuldigen Sie mich?«

Major Vassovic zückte sofort den Schlüssel und führte sie den Flur entlang. Als er die Zellentür für sie aufstieß, flüsterte er ihr zu: »Morgen, selbe Zeit?«

Mit dem Gefühl einer Buhlerin, die ein Stelldichein gewährt, sagte Mrs. Pollifax huldvoll: »Morgen, ja.« Sie betrat die Zelle und entdeckte, daß der Kreml verschwunden war und Farrell schlummerte.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihr geschlossen, lief sie zu ihrer Pritsche und versteckte das Buch über Albanien unter der Matratze. Dann erst zog sie aus der Tasche der handgewebten Jacke ihre Beute. Unwillkürlich dachte sie an ein Glückspaket, als sie die Gegenstände ins Licht hielt, um zu sehen, was sie zusammengerafft hatte. Sie trug sie zum nächsten Fensterschlitz und stellte fest, daß zwei für eine Pistole Marke Beretta gehörten und zwei für eine Waffe, die sich Nambu nannte.

Ausgezeichnet, dachte sie kopfnickend. Dann überlegte sie sich ein passendes Versteck und entschloß sich endlich zur Aufteilung. Ein Magazin steckte sie in ihre Handtasche, eines in ein seit Menschengedenken verwendetes Versteck in ihrer Unterwäsche, ein drittes schob sie in ein Loch in ihrer Matratze, und das vierte verbarg sie in Farrells Matratze. Da Farrell noch immer schlief, nahm sie sich Lulaschs Buch vor und schlug wieder die Landkarte auf.

»Was, keine Patienten?« fragte Farrell urplötzlich über die Zelle hinweg und wandte ihr den Kopf zu.

»Im Augenblick habe ich etwas Besseres zu tun«, antwortete sie geistesabwesend. »Lulasch hat mir eine Reisebeschreibung von Albanien geliehen, die er sehr bewundert, obwohl sie im Jahre 1919 erschienen ist. Besonders interessant daran ist die ausgezeichnete Karte dieses Landes. Er hätte wirklich daran denken und die Seite entfernen sollen.«

Farrell riß den Mund auf: »Straf mich der Himmel«, schluckte er. »Sie denken doch wohl nicht an Flucht?«

Sie fand diese Bemerkung geschmacklos und erwiderte gelassen:

»Warum nicht? Sie erwarten doch nicht von mir, daß ich meinen Lebensabend in Albanien verbringe, oder? Die Winter sind hier bitter kalt, das steht in dem Buch, und die Sommer besonders heiß. Wenn ich mich nur richtig dahintersetze, muß es für uns eine Möglichkeit geben, von hier fortzukommen. Am liebsten, ehe General Perdido zurückkehrt.«

»Wir?« wiederholte Farrell verblüfft. »Sagten Sie wir?«

Mrs. Pollifax blickte erstaunt von ihrer Landkarte auf. »Sie nehmen doch nicht im Ernst an, daß ich Sie zurücklasse!«

Farrell schüttelte den Kopf. »Hochverehrte Herzogin, es dürfte Ihrer Aufmerksamkeit entgangen sein, daß ich fast den ganzen Tag deliriert habe. Außerdem ist mein rechtes Bein gebrochen, und in meinem rechten Arm steckt eine Kugel.«

Mrs. Pollifax nickte gleichgültig. »Doch, das habe ich bemerkt. Aber ich habe um Erlaubnis gebeten. Ihnen die Kugel aus dem Arm schneiden zu dürfen, und wenn Sie noch eine Operation auf sich nehmen können, auch wenn ich weiß, daß es kein Vergnügen sein wird, dann muß Ihr Fieber sinken und zurück bleibt nur mehr das heilende Bein.«

»Natürlich, was ist schon ein gebrochenes Bein«, knurrte Farrell.

Ungeduldig wandte Mrs. Pollifax sich wieder ihrem Buch zu. »Ich sehe im Augenblick zwar noch nicht klar, aber ich hoffe, es wird mir schon etwas einfallen. Am einfachsten wäre es. Sie über den Felsen abzuseilen, aber dazu müßten wir ein Tau von zumindest hundert Fuß Länge haben. Es wäre auch besser, wir hätten eine Pistole und irgendwelche Kleidung, um uns zu tarnen, und Lebensmittel, und ich glaube, um jeden Irrtum zu vermeiden, müßten wir einen Kompaß haben, obzwar wir bei einer sternklaren Nacht -«

Farrell starrte sie an, als ob sie den Verstand verloren hätte.

Spöttisch sagte er: »Ein Seil, eine Pistole, Verkleidung, Lebensmittel und einen Kompaß - sonst noch was? Wollen Sie nicht lieber gleich eine Limousine bestellen?«

»Sie sind nicht sehr aufgeschlossen«, sagte sie gereizt.

Es war ihr erster Streit. Wütend antwortete er: »Und ich glaube, Sie fantasieren nicht weniger als ich, Herzogin, aber wenn Sie sich damit wenigstens die Zeit vertreiben können, dann wünsche ich Ihnen recht viel Vergnügen. Und jetzt verzeihen Sie, ich werde wieder schlafen, denn Schlaf ist die beste Fluchtmöglichkeit, die ich mir denken kann.«

»Feigling«, sagte Mrs. Pollifax naserümpfend, aber kaum war ihr das Wort entschlüpft, bedauerte sie es auch schon heftig. Aber es war bereits zu spät. Farrell hatte die Augen geschlossen und schnarchte leise mit halboffenem Mund. Mrs. Pollifax betrachtete ihn und überlegte, ob er wohl wußte, wie gut ihm ein Bart stehen würde.

Noch ein paar Tage, dachte sie und er wird einen wunderschönen Bart haben. Aber dann riß sie sich von ihren müßigen Gedanken los und vertiefte sich wieder in »Albanien - Land voll ursprünglicher Schönheit.«

Am Spätnachmittag erschien Major Vassovic mit kochendem Wasser, einem Taschenmesser und einem Handtuch. Mit mißbilligendem Gesicht, das bald einen ziemlich bedrückten Ausdruck annahm, erklärte er, beauftragt worden zu sein, bei der Operation zu assistieren. Mit unwirscher, nervöser Stimme wandte er sich an den schnauzbärtigen Mann, der jetzt ihre Zelle teilte. »Er heißt Adhem Nexdhet«, sagte er zu Mrs. Pollifax. »Ich habe ihm gesagt, er soll Ihnen die Kerze halten. Lulasch hat heute dienstfrei.«

»Mir soll er die Kerze halten«, überlegte Mrs. Pollifax, und die Knie wurden ihr plötzlich sehr weich. Sie legte ihre Spielkarten beiseite, stand auf und versuchte, sich der zahllosen Schiefer und Glassplitter zu erinnern, die sie im Laufe ihres Lebens aus kleinen Knien und Fingern entfernt hatte, aber sie

fand keinen Trost in dem Gedanken.

Ihr fiel nur ein einziger Rat ein, den ihr einmal ein Arzt erteilt hatte: »Weinen Sie nie für den Patienten, das soll er selbst besorgen. Helfen Sie ihm lieber.«

Mrs. Pollifax nahm Major Vassovic das Messer ab, kochte es sorgfältig aus, warf Farrell, dessen Augen offen waren, nur einen kurzen Blick zu und machte sich an die Arbeit, die ihr bevorstand.

Rasch und unbarmherzig stocherte sie in dem infizierten Fleisch nach der Kugel, denn sie wußte, daß Geschwindigkeit menschenfreundlicher war als Behutsamkeit. Als das Messer auf harten Widerstand stieß, dankte sie Gott, daß die Kugel in keinem Muskel steckte, holte mit einer raschen, brutalen Drehung des Messers die Kugel an die Oberfläche und hörte sie auf den Steinboden klirren.

Da sie nicht wußte, womit sie ihre Behandlung abschließen sollte, goß sie heißes Wasser über die infizierte Haut, und jetzt schrie Farrell doch schmerzerfüllt auf.

»Ich habe schon gedacht. Sie seien stumm«, sagte sie ihm.

»Am Berge Sinai würde man Sie nie anstellen, Herzogin.« Sein Gesicht war schweißnaß.

»Wirklich? Und dabei wollte ich mich nächste Woche bewerben. Ewig schade.«

Er grinste schwach. »Sie glauben auch immer. Sie müßten sich überall freiwillig melden, wie? Sind Sie fertig mit Ihrer Metzgerarbeit?«

»Fix und fertig.«

Farrell nickte und drehte das Gesicht zur Wand. Mrs. Pollifax begriff, was er bereits ausgestanden hatte und was ihn noch alles erwartete, und ihr Entschluß zu fliehen festigte sich. Sie konnte und durfte Farrell nicht deshalb am Leben halten, damit General Perdido ihn foltern konnte. Selbst wenn der Fluchtversuch mit dem Tode endete, war dieses Ende immer noch barmherziger als

General Perdidos geplante Verhörmethoden. In diesem Augenblick beschloß sie, den Versuch zu wagen, und damit fielen alle Zweifel von ihr ab. Jetzt ging es nicht mehr länger um das ob, sondern um das wann und wie.

Major Vassovic hatte sich zurückgezogen und ihr die Waschschüssel und mehrere Handtücher dagelassen. Mrs. Pollifax tauchte ein Handtuch ins Wasser und begann das Blut von Farrells Matratze zu waschen.

»Das haben Sie gut gemacht«, sagte Adhem Nexdheth unvermittelt. »Ohne jede Gefühlsduselei.«

Mrs. Pollifax trat überrascht einen Schritt zurück. »Dann sprechen Sie also doch englisch«, sagte sie vorwurfsvoll.

Er lachte spöttisch. »Das haben Sie doch längst gewußt, nicht wahr? Mir ist der kleine Trick nicht entgangen, den Mr. Farrell mir gespielt hat. Gestatten Sie«, sagte er und nahm ihr das Handtuch ab. »Sie sind nicht jung. Sie müssen müde sein.«

Mrs. Pollifax wich zu ihrer Pritsche zurück und setzte sich. »Dann gehören Sie also vermutlich auch der Geheimpolizei an.«

»Ja, ich bin Oberst Nexdheth von der Sigurimi.«

Mrs. Pollifax zuckte zusammen. »Ach so. Dann bekleiden Sie einen höheren Rang als der Major.« Sie seufzte. »Deshalb ist es besonders freundlich von Ihnen, zu helfen. Danke.«

Er zuckte die Achseln. »Ein guter Offizier weiß, wann er einen Befehl übergehen darf. Major Vassovic ist kein guter Offizier, bis auf seinen sklavischen Gehorsam, und der ist das Kennzeichen des Herdentiers und keines Anführers. Er hat Angst vor dem Leben.« Der Oberst wand ein Handtuch aus und griff nach einem zweiten, dabei sagte er über die Schulter: »Etwas hat General Perdido bei Ihnen übersehen, Mrs. Pollifax.«

Erschrocken sagte sie: »Wirklich? Und was ist das?«

Er wandte sich um und sah sie an. »Er weiß nicht, wie ausgezeichnet Sie in einer Krise Ihren Mann stehen.«

Es folgte ein langes Schweigen. Nexdhets Worte waren doppelsinnig, aber unter seinem unverwandten Blick wurde es Mrs. Pollifax ziemlich ungemütlich. Bisher war ihr an ihrem Zellengenossen nur der komische Schnurrbart aufgefallen, aber der Mann hatte außerdem durchdringende und intelligente Augen. So liebenswürdig wie möglich antwortete Mrs. Pollifax: »Das freut mich aber.«

»Sie sind mehr, als Sie scheinen«, sagte er lächelnd.

»Wirklich?« Jetzt war sie überzeugt, daß er ihr auf den Zahn zu fühlen suchte. »Ich habe keine Ahnung, wie ich zu sein scheine.«

»Für mich ist das ungemein interessant«, fuhr Nexdhet fort. »Auf den ersten Blick habe ich Sie unterschätzt. Für General Perdido sind Sie ein bedauerlicher Mißgriff. Jetzt frage ich mich, ob er Sie nicht auch unterschätzt haben mag.«

»Was Sie unterschätzt haben, ist meine Erfahrung in Erster Hilfe«, sagte Mrs. Pollifax mit Entschiedenheit. »Wenn es Ihnen allerdings Spaß macht, etwas anderes zu glauben -«

Die Zellentür wurde geöffnet. Der Wächter, der nicht englisch sprach, kam die Serviertabletts holen, und so fand das Gespräch zu Mrs. Pollifax' Erleichterung ein Ende. Sie legte sofort ihre Karten für ein letztes Patiencespiel auf, aber so oft sie den Blick hob, bemerkte sie, daß Oberst Nexdhet sie mit belustigter Nachdenklichkeit musterte.

Am nächsten Morgen begann Mrs. Pollifax ernsthaft ihre Pläne zu schmieden. Sobald Oberst Nexdhet aus ihrer Zelle eskortiert worden war, vermutlich zu seinem obligaten Spaziergang, holte sie aus ihrer Handtasche alles, was sich als Bestechungs- oder Tauschobjekt eignen konnte, und breitete die Gegenstände auf dem kleinen Tisch aus. Da waren einmal drei Lippenstifte, von denen zwei noch nie benützt worden waren und in eleganten, mit Schmucksteinen besetzten Hülsen steckten; eine Blechdose mit Heftpflaster, ihre Briefftasche mit fünf Dollar und dreizehn Cents; Reiseschecks im Werte von fünfzig Dollar (der Rest steckte in ihrem Koffer in Mexico-City), und ein kleiner Notizblock mit einem goldenen Bleistift. Schweren Herzens legte sie zu diesen Habseligkeiten auch ihre handgewebte Jacke und teilte die kleinen Gegenstände auf die beiden Taschen der Jacke auf. Einzig den Notizblock behielt sie. Auf einer Seite hatte sie die wenigen albanischen Wörter festgehalten, mit denen der Autor von ›Albanien - Land voll ursprünglicher Schönheit‹ sein Buch auflockern wollte. Es waren folgende Wörter:

Shkep - Fels
 Zee - Stimme
 Rhea - Wolke
 Gjume - Schlaf
 bjer - bringen
 pese - fünf
 Zgarm - Feuer
 Natee - Nacht

Ein armseliger Wortschatz für ihren Zweck, aber nachdem sie eine Stunde lang die Wörter in jeder möglichen Reihenfolge aneinandergereiht hatte, entschied sie sich für die Nachricht, die

sie in albanischer Sprache schreiben wollte, für vier Worte. Ihr Satz war mehr als primitiv, aber besser verstand sie es nicht. Sorgfältig übertrug sie die vier Wörter auf ein frisches Blatt: Nacht-Schlaf-Stimme-bringen. Darunter schrieb sie englisch weiter, da hier jeder diese Sprache zu sprechen schien: »Wir sind zwei Amerikaner hier, wer sind Sie?«

»Was treiben Sie?« fragte Farrell, der sie von seiner Pritsche aus beobachtete.

»Oh, nichts, gar nichts«, sagte Mrs. Pollifax hastig und steckte den Zettel in ihre Tasche. »Wie fühlen Sie sich?«

»Schwach, aber doch wenigstens wieder wie ein Mensch.«

Sie nickte. »Sie haben fast gar kein Fieber mehr. Ich habe Ihre Stirn befühlt, während Sie schliefen.« Die Zellentür öffnete sich ächzend, und ein Wächter trat ein. »Ich glaube, es ist Zeit für meinen Spaziergang«, sagte Mrs. Pollifax zu Farrell.

»Sie sehen wie die Katze aus, die es auf den Kanarienvogel abgesehen hat, Herzogin«, bemerkte er spöttisch. »Was immer Sie auch planen, es wird sich nicht durchführen lassen. Vergessen Sie nicht, daß wir hier in Albanien sind.«

»Ganz richtig, in Albanien, dem Land voll ursprünglicher Schönheit«, belehrte sie ihn und rauschte aus der Zelle.

Kaum hatte sie die Zellentür hinter sich geschlossen, sagte eine bekannte Stimme hinter ihr: »Da sind Sie ja, Mrs. Pollifax. Ich habe auf Sie gewartet.«

Es war Oberst Nexdhet, und genau ihm wäre sie gern ausgewichen.

Er hatte einen Feldstecher um den Hals hängen und trug ein Buch unter dem Arm. »Wir können gemeinsam spazierengehen«, sagte er.

»Sollen Sie mich bewachen?« fragte sie kalt. Sie betraten das Wachzimmer, und sie sagte herzlich: »Guten Morgen, Major Vassovic. Was macht Ihr Rücken?«

»Ah, Zoje Pollifax«, strahlte der Major sie an. »Er tut schon noch weh, aber heute nacht ich habe geschlafen wie Baby.«

»Mrs. Pollifax!« rief Lulasch, der eben eintrat und ihr die Tür offen hielt. »Bitte nehmen Sie meine Sonnenbrille.« Er zog die Brille von seiner Nase und blinzelte ihr zu: »Nicht vergessen, wir sind Geschworene, Sie und ich.«

»Was hat er damit gemeint?« erkundigte sich Oberst Nexdhet, als sie in den strahlenden Sonnenschein traten.

»Nichts Wichtiges«, versicherte Mrs. Pollifax ihm leichthin. Sie blieb kurz stehen, um sich an das grelle Licht zu gewöhnen, ehe sie weiterging. »Eine wahre Verschwendung, daß wir beiden Gefangenen von so vielen Leuten bewacht werden.«

»Wir gehen in diese Richtung«, entschied Oberst Nexdhet und deutete nach Osten. »Nein, das ist keine Verschwendung. In dem größeren Gebäude sind noch andere Gefangene.«

»Das habe ich nicht gewußt. Seit wann sind Sie schon hier, Oberst?«

»Oh, seit einigen Monaten.«

»Finden Sie es nicht sehr trostlos hier?«

»Ab und zu. Ich gehe viel spazieren, weil ich die Vogelwelt gern beobachte.« Er wies auf den umgehängten Feldstecher.

Er half ihr über eine tiefe Erdrille hinweg, und sie gingen bergauf zu dem Wald.

»Sind Sie gern Oberst bei der Sigurimi?« fragte sie.

»Das ist mein Beruf«, antwortete er achselzuckend. Dann sah er sie an und lächelte. »Sie wollen alles wissen, und das ist gut. Aber Sie mißtrauen niemandem, und das ist schlecht. Wir sind beide nicht mehr jung und nähern uns dem Ende eines langen Lebens, deshalb kann ich offen mit Ihnen reden. Ich habe in Ihnen den Wunsch festgestellt, vertrauen zu dürfen. Dieses Verlangen, sich an jemanden anzulehnen, ist eine Schwäche.«

Mit nachdenklichem Gesicht folgte Mrs. Pollifax ihm

zwischen den Bäumen nach. Sie hatte schon vergessen, daß er ihr Unbehagen eingejagt hatte. »Nein«, widersprach sie ehrlich, »da bin ich nicht Ihrer Meinung. Ich lehne mich an niemanden an, wie Sie es nennen. Ich finde nur das Bewußtsein tröstlich, unter Menschen zu sein.«

Er betrachtete sie, und wieder fiel ihm die abgeklärte Weisheit in ihren Augen auf. »Dann ist das wohl eine weibliche Eigenschaft?«

»Vielleicht. Wollen Sie damit sagen, daß Sie niemandem vertrauen?«

»Niemand, außer mir selbst.«

»Warum?« fragte Mrs. Pollifax.

Er zuckte die Achseln und half ihr über einen umgestürzten Baum. »Ein Gebot des gesunden Menschenverstandes. Vielleicht habe ich in meinem Leben schon zuviel gesehen. Ich bin dreiundsechzig. Ich habe in Albanien unter den Türken gedient und unter König Zogu.

Wir waren mit Mussolini befreundet, bis er sich in unseren Feind verwandelte und uns besiegte, und ich kämpfte damals bei der Widerstandsbewegung für den Kommunismus. Und jetzt sind es eben die Chinesen, die uns helfen.« Wieder zuckte er die Achseln. »So ist das Leben. Nichts hat Bestand außer der Idee. Sie allein ist klar, rein und von keinem Wechsel besudelt.«

Mrs. Pollifax nickte. »Ja, Sie haben zuviel vom Leben zu sehen bekommen. Zumindest von dessen bitterer Seite.«

»Auf dem Balkan, in Albanien, ist das Leben bitter«, sagte er.

Mrs. Pollifax dachte nach. »Mit Idee meinen Sie natürlich die politische Idee, also den Kommunismus. Aber stimmt es denn, daß der sich nie ändert? Denken Sie doch nur an den Stalinismus-«

»Man paßt sich an«, antwortete er. Mit trockenem Lächeln zwirbelte er seinen grotesken Schnurrbart und fragte: »Und was sind Sie, politisch gesehen?«

»Republikanerin«, bekannte Mrs. Pollifax. »Obwohl ich zweimal für Adlai Stevenson gestimmt habe. Er ist ein so bezaubernder Mann.«

»Dann passen also auch Sie sich an«, bemerkte er lächelnd. Er berührte ihren Arm und lenkte sie nach rechts. »Wir sind weit genug gegangen«, sagte er. »Wir wollen längs des Felsgrats zurückgehen. Von hier hat man einen schönen Blick, und Sie werden das Tal aus einem ganz neuen Winkel sehen.«

Sie war nun zu dankbar, einen Augenblick stehenbleiben zu dürfen. »Schön, nicht wahr?« sagte Oberst Nexdhet. »Und die Menschen dort unten, nicht größer als schwarze Ameisen.«

»Ja, ich habe sie eben auch bemerkt. Was bauen sie denn dort unten?«

»Eine Abschußrampe«, sagte er unbeteiligt. »Wenn ich Menschen aus dieser Entfernung sehe, wird mir ihre Schutzlosigkeit immer so recht deutlich. Finden Sie nicht auch?«

Eine Abschußrampe, hatte er gesagt. Eine Abschußrampe? Der Schock über diese atemberaubende Neuigkeit rieselte Mrs. Pollifax über den Rücken. Die Chinesen bauten also in Albanien eine Raketenbasis? Sie vergaß den Fehlschlag von Mexiko. Wenn sie Mrs. Carstairs die Meldung über diese Abschußrampe überbringen konnte, dann war sie als Spionin alles andere als ein Versager. Bestimmt hätte Oberst Nexdhet ihr nicht so unvorsichtig die Wahrheit verraten, wenn er nicht überzeugt davon wäre, daß sein Geheimnis und Mrs. Pollifax in Albanien bleiben würden, aber das war nur ein Ansporn mehr. Laut sagte sie abfällig: »Sie sollten lieber Straßen bauen. Wozu brauchen Sie eine Abschußrampe?«

Oberst Nexdhet reichte ihr den Arm. »Wollen wir umkehren? Die Chinesen sind sehr geduldig, Mrs. Pollifax, sie bauen für die Zukunft. Vorläufig nimmt man sie als Großmacht noch nicht ernst, aber überlegen Sie doch, wieviel sie schon erreicht haben!«

»Sicher ein sehr unternehmungslustiges Volk«, antwortete sie und überlegte, wie sie am besten das Thema wechseln konnte, ehe sich ihr auffallendes Interesse verriet. »Aber ich habe nicht einen Ihrer Vögel gesehen, Oberst Nexdhet.«

»Gerade dadurch wird die Beobachtung ja so spannend, Mrs. Pollifax«, erwiderte er ernst. »Hier oben in den Felsen nisten nur ganz wenige.«

Bald darauf traten sie wieder in die Sonnenhitze, und die Steinbauten lagen vor ihnen.

Mrs. Pollifax hatte ihre Zelle morgens um halb zehn verlassen. Es war Viertel nach fünf, als sie, von der Sonne und dem Stolz über eine Reihe winziger, geglückter Leistungen gerötet, wieder zurückkehrte.

Sie fand Farrell aufgeregt vor. »Daß Sie mir das ja nie wieder machen!« platzte er heraus, setzte sich auf seiner Pritsche auf und musterte sie wutentbrannt.

»Was denn?« fragte sie verwundert.

»Einfach den ganzen Tag lang verschwinden. Ich habe beinahe den Verstand verloren, weil ich Sie schon vor einem Erschießungskommando oder auf einer Folterbank gesehen habe. Und jetzt haben Sie die Unverfrorenheit, mit selbigem Gesicht hereinzuschlendern.«

Sie trat an seine Pritsche und küßte ihn zärtlich auf den Scheitel. »Wie lieb von Ihnen, sich um mich zu sorgen. Es tut mir leid.«

»Dann versuchen Sie wenigstens, auszusehen, als ob Sie zerknirscht wären«, herrschte er sie an. »Ich bin ein todkranker Mensch. Wo waren Sie?«

»Ach, da und dort«, sagte sie leichthin. »Ich war mit Oberst Nexdhet spazieren, habe mit Lulasch im Freien gegessen und Major Vassovics Rücken massiert. Wir haben besprochen, daß wir morgen abend eine kleine Party in der Wachstube abhalten wollen.«

»Eine Party!« explodierte Farrell.

»Ja. Lulasch kennt nämlich verschiedene Volkslieder aus den Albaner Bergen, die er mir vorsingen möchte, und Oberst Nexdhet wird ein Musikinstrument beisteuern, und Major Vassovic hat sich sogar bereit erklärt, zur Feier des Tages etwas Alkoholisches mitzubringen. So hat eines zum anderen geführt, und jetzt wird eben eine richtige Party daraus.«

Farrell starrte sie mit offenem Mund an. Nach einer Minute ließ er den Mund hörbar zuschnappen. »Also gut«, sagte er wütend, »und was bezwecken Sie wirklich damit, Herzogin?«

Sie setzte sich neben ihn und zog aus der Tasche ihrer Jacke ein Stück Fließpapier, das sie ihm auf den Schoß legte. »Damit kopieren wir die Karte aus Lulaschs Buch«, flüsterte sie. Dann zog sie eine flache, runde Metallhülse hervor und legte sie neben das Papier. »Was das ist, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen.«

Er drückte den Deckel auf und piffte leise. »Ein Kompaß! Aber wie, um alles in der Welt - und wer -«

»Ich habe ihn vom Major eingehandelt, nachdem ich ihm den Rücken durchgeknetet habe. Ich habe ihm gesagt, daß ich mich schon jetzt von meinen irdischen Gütern zu trennen beabsichtige. Er hat zwei neue Lippenstifte gekostet.«

»Ja, aber hat ihn der Tausch nicht argwöhnisch gemacht?«

Sie lächelte erinnerungsschwer. »Er hat mir als Gegengabe verschiedene Gegenstände angeboten. Es war recht lustig. Zuerst bot er mir eine alte Uhr, dann eine Füllfeder und dann diesen Kompaß, der seit Jahren schon im Wachzimmer steht, wie er sagte. Funktioniert er?«

»Bewegen tut er sich«, stellte Farrell stirnrunzelnd fest.

»Das Wachzimmer liegt im Osten, und die Wand, an die Sie sich lehnen, muß Westen sein.«

Er blickte auf. »Woher wissen Sie das?«

»Weil wir bei unserer Ankunft mit der aufgehenden Sonne geritten sind«, sagte sie. »Wir sind aus dem Westen, aus der Stadt Shkodra gekommen, wo unser Flugzeug landete. Und laut Landkarte fließt die Drina, die ich von der Felswand aus sehen konnte, von Osten nach Westen in die Adria, also muß Jugoslawien direkt hinter uns liegen.«

Endlich hatte sie seine Aufmerksamkeit erregt. Er ließ den Kompaßdeckel zuschnappen und sagte leise: »Vielleicht sagen Sie mir lieber genau, was Sie vorhaben, Herzogin, wenn es nicht schon zu spät ist, mich noch danach zu erkundigen. Sie waren ja wirklich höchst emsig.«

»Natürlich will ich es Ihnen sagen«, antwortete sie angeregt. »Schließlich bin ich ja nur ein Laie, aber dafür ein besonders entschlossener, das sage ich Ihnen lieber gleich, und ich brauche dringend Ihren fachmännischen Rat. Hat man Sie in Fluchttaktik geschult?«

»Leider nein«, antwortete er belustigt.

»Ach, wie schade! Na ja, daran läßt sich wohl auch nichts ändern.«

»Wie reizend von Ihnen, es so auszudrücken.«

»Vor allem aber glaube ich, daß ich Sie über unseren Zellennachbarn informieren muß. Ich hätte es schon längst getan, wenn Sie in besserer Verfassung gewesen wären.« Flüsternd schilderte sie ihm den Austausch von Klopfzeichen an der Wand, der sich an dem Tage vollzogen hatte, an dem Farrell vom Fels gesprungen war. »Seit damals habe ich nichts mehr gehört, aber heute nachmittag bin ich rund ums Gebäude gegangen und habe eine Nachricht durch den Mauerschlitzen unserer Nachbarzelle geworfen.«

»Eine Nachricht?« wiederholte Farrell. »Aber wir sind in Albanien, und das ist ein albanisches Gefängnis. Ich glaube kaum, daß unser unbekannter Nachbar englisch verstehen wird.«

»Es war keine sehr präzise Nachricht, aber ich habe sie aus

den wenigen Worten aus Lulaschs Buch zusammengebastelt«, erklärte Mrs. Pollifax. »Ich habe geschrieben: Nacht-Schlaf-Stimme-bringen, wenn ich mich richtig entsinne. Jedenfalls habe ich gehofft, daß unser Nachbar begreifen wird, was ich damit meine, und wir wieder irgendwie von ihm hören werden.« Im Flur wurden Schritte laut und Mrs. Pollifax riß den Kompaß und das Papier an sich, stopfte beides in ihre Handtasche und zog sich auf ihre Pritsche zurück. Sie saß unschuldig vor ihrem Patiencespiel, als die Tür sich öffnete und Adhem Nexdhet - nein, Oberst Nexdhet, fiel ihr ein - eintrat. »Hatten Sie einen angenehmen Spaziergang?« erkundigte sie sich höflich und wurde sich plötzlich mit beklemmender Deutlichkeit des eingeschmuggelten Buches unter ihrer Matratze, der in der Zelle verteilten Munition, der Lebensmittel und des Kompasses in ihrer Handtasche bewußt.

»Wie heißt dieses Spiel, mit dem Sie sich dauernd beschäftigen?« fragte er und blieb neben ihrem Tisch stehen.

»Verschiedene Arten von Patienen. Äußerst zuträglich für Geist und Nerven. Ist General Perdido schon zurück?« fragte sie gleichgültig.

»Er kommt am Donnerstagabend«, sagte Adhem Nexdhet gedankenverloren und betrachtete die vor ihr aufgelegten Karten.

Mrs. Pollifax zwang sich zu einem beschämten Lachen. »Und ich weiß nicht mal, was für einen Tag wir heute haben.«

»Dienstag.« Nexdhet ließ sich neben ihr auf die Pritsche fallen.

»Zeigen Sie mir das«, verlangte er. »Warum legen Sie die Karten kreisförmig auf?«

»Dieses Spiel heißt Uhrenpatience«, erwiderte Mrs. Pollifax und begann, ihm die Spielregeln zu erklären. Aber ihr Herz klopfte beklommen, denn wenn General Perdido am Donnerstag zurückkehrte und heute schon Dienstag war - Eile mit Weile,

dachte sie verzweifelt und fragte sich, ob Farrell sich noch an die Abschiedsworte des Generals erinnerte. Er hatte damals Fieber und starke Schmerzen gehabt und sie hoffte, er wußte nichts mehr von diesen Drohungen.

Das täte ihm angesichts dessen, was ihm bevorstand, bedeutend besser. Ihnen blieben nur mehr zwei Tage, und sie hatten beinahe noch keine Vorbereitungen getroffen! Dann fiel ihr etwas anderes ein, und sie sagte bestürzt: »Aber weshalb kommt er so bald zurück? Haben Sie ihm gesagt, daß Farrell sich genügend erholt hat, um verhört zu werden?«

Oberst Nexdhet erwiderte ihren Blick mit einem blassen Lächeln. »Ich denke, ich habe Ihnen empfohlen, keinem Menschen zu vertrauen«, erinnerte er sie sanft.

Am Mittwoch hob Mrs. Pollifax während ihres vormittäglichen Spazierganges längs des Grates zwei runde, faustgroße Steine vom Boden auf, brachte sie in die Zelle und versteckte sie. Dann lieh sie sich Lulaschs Sonnenbrille und ging auf die Föhrenguppen zu, die Farrell und sie auf den Reittieren durchquert hatten. Sie wußte genau, daß sie nichts so dringend brauchten als eine Krücke für Farrell. Es mußte eine sehr kräftige Krücke oder ein Spazierstock sein. Ohne eine solche Stütze konnten sie gleich jede Hoffnung fahren lassen, das Tal jemals zu erreichen.

»Lulasch!« rief sie über die Felsen hinweg. Er sonnte sich auf der Bank vor dem Tor und reinigte sein Gewehr. »Lulasch, mir ist eben etwas so Nettes eingefallen.« Lächelnd ging sie auf ihn zu. »Aber zuerst brauche ich Ihre Erlaubnis und Hilfe.«

»Was ist es denn?« fragte Lulasch.

»Es handelt sich um Mr. Farrell«, setzte sie ihm auseinander.

»Leider kann er nicht so wie ich Spazierengehen -«

»Man würde es ihm auch nie gestatten«, sagte Lulasch sofort.

»Das weiß ich, und es ist sehr hart für ihn, tagaus, tagein in dieser Zelle eingesperrt zu sein. Ach, Lulasch, ich würde ihm so

gern ein paar Zweige in die Zelle hängen. Frische grüne Zweige.«

Lulasch lächelte verzeihend. »Jede Frau hat Freude am Verschönern, was?«

»Ach, wie froh ich bin, daß Sie mich verstehen«, sagte Mrs. Pollifax.

»Soll ich den Major auch um Erlaubnis bitten?«

»Das kann ich für Sie besorgen«, versprach Lulasch zuvorkommend.

Major Vassovic erteilte nicht nur seine Erlaubnis, sondern kam gleich selbst mit, und so gingen sie gemeinsam auf die verstreuten Föhren zu, während Mrs. Pollifax sie auf die Schönheit des Himmels, der von einem scheußlich verwaschenen Blau war, die Einmaligkeit der Felsen und den romantischen Reiz der Landschaft aufmerksam machte. Sie redete unermüdlich drauflos, bis sie bei den Bäumen angelangt waren, worauf sie in ehrfürchtiges Schweigen versank und so lange nicht mehr den Mund auftat, bis die Männer unruhig wurden.

»Der da - oder jener?« fragte sie schließlich und berührte verschiedene Zweige. Dann blieb sie wie angewurzelt und sichtlich von einem unerwarteten Einfall betroffen stehen. »Oder meinen Sie, daß wir einen ganz kleinen Baum mitnehmen könnten?«

»Einen Baum?« wiederholte Major Vassovic erstaunt.

»Einen Baum?« kam Lulaschs Echo nach.

»Den kleinen hier, zum Beispiel. Er sieht wie ein niedlicher Weihnachtsbaum aus.«

»Aber wir haben Sommer«, machte Major Vassovic sie aufmerksam.

»Ja«, nickte Mrs. Pollifax und holte dann unbarmherzig zum coup de grâce aus. »Aber ich werde nicht - ich werde nicht mehr

da sein und Weihnachten nie mehr erleben.«

Damit war es entschieden. Lulasch bekam schmale Lippen vor Empörung. »Sie soll den kleinen Baum haben«, verkündete er.

»Natürlich«, nickte der Major und zerrte an dem Bäumchen, um die Stärke der Wurzeln festzustellen. Lulasch half ihm ein wenig, und schon war der junge Baum ausgerissen.

»Bezaubernd«, murmelte Mrs. Pollifax gefühlvoll, und mit dem Baum wie einem vierten Begleiter in ihrer Mitte, marschierten sie zu dem Steinbau zurück.

»Ja, was soll denn das?« rief Farrell, als Lulasch den Baum an die Zellenwand lehnte.

»Ist er nicht hübsch? Weihnachten im August«, sagte Mrs. Pollifax und blinzelte Farrell warnend zu, weil Oberst Nexdhet auf seiner Pritsche saß und eine Zeitung las. Aber er war schon im Begriff, sie zusammenzufalten, nickte kurz und entfernte sich mit seinem Feldstecher.

Sobald er fort war, setzte Mrs. Pollifax sich auf ihre Pritsche und sagte gereizt: »Ich bin mir in der Seele zuwider. Eben habe ich das abscheulichste Theater meines Lebens gespielt - ich, Emily Pollifax! Ich habe mich wie ein junges Mädchen benommen, war süß und hilflos und hätte beinahe mit diesen beiden Männern kokettiert, und das in meinem Alter! Abstoßend!«

»Nein!« rief Farrell grinsend.

Sie nickte. »Ich bin vor nichts zurückgeschreckt. Sie haben beinahe schon um mich geweint.«

»Doch nicht wegen dieses traurigen Exemplars eines Nadelbaumes, hoffe ich.«

»Dieses traurige Exemplar eines Nadelbaumes, mein lieber Farrell, wird in Kürze zu einer Krücke umgewandelt werden, die Ihnen helfen wird, quer durch Albanien an die Adria zu wandern«, versetzte Mrs. Pollifax beleidigt.

Farrell stieß einen Pfiff aus. »Donnerwetter, Herzogin - ich bitte tausendmal um Vergebung.« Abschätzend betrachtete er den Stamm und nickte. »Ja, der eignet sich vorzüglich.«

»Er hat zwar leider kein Querholz, aber wir können Teile der Matratze und eine Decke um die Spitze wickeln, und damit Ihren Arm schonen. Haben Sie die Landkarte schon durchgepaust?«

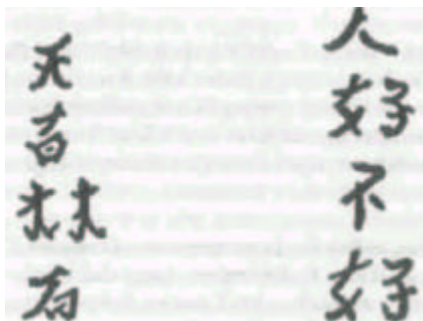
»Ja, trotz Nexdheth. Dieser Mann ist völlig unberechenbar in seinem Kommen und Gehen. Wenn er schon darauf besteht, seine Rolle als Mithäftling weiterzuspielen, dann sollte er das wenigstens überzeugender tun und mit mir leiden. Bestimmt darf er das Bad benützen, und das ist eine Bevorzugung, die ich unverzeihlich finde. Außerdem spricht er nie mit mir, er grunzt bloß.«

»Aber Sie haben die Kopie der Landkarte fertiggestellt!«

»Natürlich. Und noch etwas ist geschehen, zum Glück in Nexdheths Abwesenheit. Vor etwa einer Stunde kam das durchs Fenster geflattert.« Er zog einen Zettel aus seiner Tasche.

»Unser Nachbar!« schrie Mrs. Pollifax auf. »Dann hat er also doch geantwortet!«

»Gewissermaßen«, erwiderte Farrell und sah ihr spöttisch zu, wie sie den Zettel ans Licht hielt. In wunderschönen Schriftzeichen stand folgende Nachricht auf dem Zettel:



Am gleichen Abend entfernte sich Oberst Nexdhet, und Mrs. Pollifax setzte sich unverzüglich auf Farrells Pritsche. Sie hatte den ganzen langen Nachmittag Patienten gelegt und Berechnungen über ihre Chancen angestellt, die ihrer Verdauung keinesfalls zuträglich gewesen waren. Sie hatte auch begonnen, sich immer wieder zu kratzen und fürchtete, daß sie Läuse hatte, aber darunter litt sie nicht halb so viel wie unter dem Wissen, daß General Perdido innerhalb von vierundzwanzig Stunden erscheinen würde.

»Ist er fort?« flüsterte Farrell. Solange Adhem Nexdhet bei ihnen war, sprachen sie kaum etwas miteinander.

»Vielleicht bleibt er nicht lange aus«, warnte Mrs. Pollifax. Sie fand, daß Farrell noch genauso abgezehrt aussah, wie nach seiner Verwundung, aber seine Augen blickten lebhafter und verrieten mehr Anteilnahme, als sie seit langem bei ihm gesehen hatte.

»Gut, gehen wir die Liste durch.«

Mrs. Pollifax nickte. »Wir haben einen Baum.« Sie warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu, »aber nicht die leiseste Möglichkeit, ihn zu einem Krückstock zurechtzuschneiden.«

Sie kritzelte »Messer oder ähnliches« in ihren Notizblock.

»Weiter.«

Düster fuhr sie fort: »Wir haben Munition für Beretta- oder Nambu- Pistolen, nur leider haben wir keine Pistolen.«

Bei dieser Eröffnung verzog Farrell mißmutig das Gesicht.

»Wir haben genügend Käse und hartes Brot für zwei Leute - genaugenommen, zwei Zwerge - für zwei Tage. Aber kein Wasser.«

»Mmm.«

»Wir haben einen funktionierenden Kompaß. Zumindest

hoffen wir, daß der funktioniert. Und die Kopie einer aus dem Jahre 1919 stammenden Landkarte von Albanien. Und zwei Steine.«

»Oh, Steine!« sagte Farrell entzückt. »Aber gehen wir die Gegenstände der Reihe nach durch. Vor allem den Baum. Man wird uns kaum ein Messer oder eine Säge freiwillig in die Hand drücken. Sie haben wohl keine herumliegen sehen, die Sie, na sagen wir, klauen könnten?«

»Im Waffenschrank liegt zumindest ein Dutzend Messer herum«, sagte Mrs. Pollifax. »Aber die sind unter Glas und versperrt. Außerdem ist immer jemand bei mir, und ich glaube kaum, daß sie sich ein Messer abhandeln lassen.«

»Nein, das ist unwahrscheinlich. Ich könnte ja bitten, mich rasieren zu dürfen -«

»Die würden Ihnen das Rasiermesser garantiert wieder abverlangen.«

Er nickte, war aber nicht im mindesten entmutigt, worüber Mrs. Pollifax sehr froh war, denn ihr Mut ließ sie immer mehr im Stich.

»Die Zweige können wir im letzten Augenblick mit bloßen Händen abreißen, aber wir brauchen eine scharfe Kante für den Wipfel«, sagte er.

»Wie sollen wir denn das machen, wenn Oberst Nexdhet ständig bei uns in der Zelle ist?« fragte Mrs. Pollifax. »Ich habe gedacht - nämlich, ich habe die Steine mitgenommen, damit wir ihn im richtigen Zeitpunkt damit niederschlagen können, aber...« Ein Schauer überlief sie. »Ich bringe das nicht fertig. Können Sie das?«

»Ja.«

»Aber Sie können doch nicht einmal gehen?«

Farrell lächelte vielsagend. »Nein, aber so ganz untätig bin ich auch nicht geblieben, Herzogin. Nachts, wenn Sie und unser geliebter Spitzel geschlafen haben, war ich damit beschäftigt,

meine Kräfte zu reaktivieren. Ich stehe auf, ich mache die verrücktesten Übungen. Sehen Sie doch.« Mühsam erhob er sich und blieb aufrecht stehen, wobei er das Gewicht auf das gesunde Bein verlagerte.

»Ich werde nicht mehr schwindlig. Beim erstenmal wäre ich beinahe umgefallen, so benommen war ich. Auch meine Hände und Augen habe ich trainiert. Ja, ich kann unserem Freund schon eins über den Schädel geben, zumindest, wenn er genügend nahe an mich herankommt. Zeigen Sie mir bitte die Steine und was sonst noch von Ihren Tauschwaren übrig ist.«

»Tauschwaren«, wiederholte Mrs. Pollifax lächelnd. »Für hilfsbereite Einheimische, meinen Sie?« Sie holte den zusammengeschmolzenen Inhalt ihrer Tasche hervor. »Ein Lippenstift, ein Taschentuch...«

Er betrachtete beide Gegenstände so interessiert, als hätte er noch nie ähnliches gesehen. »Verwenden Sie immer Herrentaschentücher?« fragte er grinsend.

»Ja, schon seit mehreren Jahren. Sie haben meinem Mann gehört und sind viel größer.«

»Ausgezeichneter Knebel«, meinte er.

»Daran hatte ich gar nicht gedacht«, sagte Mrs. Pollifax erfreut.

»Das muß man aber«, murmelte er. Er hatte die Lippenstifthülse auseinandergenommen und untersuchte sie. Mit dem Finger befühlte er den Rand der Metallhülse und sagte rasch: »Zeigen Sie mir mal Ihre Steine. Sind sie spitz?«

Mrs. Pollifax neigte sich gespannt über seine Schulter. »Haben Sie vielleicht eine scharfe Kante gefunden?«

»Sie genügt nicht, fürchte ich, aber ich will versuchen, sie mit dem Stein zurechtzuschleifen. Ohne Pistole allerdings...«

»Aber wenn es uns erst gelingt, bis zum Wachzimmer zu flüchten, können wir dort so viele Pistolen stehlen, wie wir wollen«, wandte Mrs. Pollifax ein.

»Ja, und ein Messer obendrein, bloß können wir die Präparierung der Krücke nicht bis zum letzten Augenblick hinauszögern. Dann haben wir nicht mehr genügend Zeit dafür. Wir müssen sie irgendwie in der letzten Stunde, die wir hier sind, zurechtschneiden, am besten, nachdem wir unseren Spitzel bewußtlos geschlagen haben.«

»Und dabei ist er ein so freundlicher Mensch. Ich mag ihn gern«, seufzte Mrs. Pollifax. »Sie werden ihn doch nur ganz sanft niederschlagen, nicht wahr?«

»Jawohl, sanft, aber gründlich.«

»Wann sollen wir - das heißt, um welche Zeit soll es denn morgen losgehen?« fragte Mrs. Pollifax schüchtern. »Die einzige Gelegenheit bietet sich, wenn jemand die Zellentür aufsperrt und hereinkommt, Lulasch mit dem Essen, oder wer immer Dienst hat. Den schlagen wir wohl auch nieder, nehme ich an?«

»Jeden, auch Major Vassovic - irgendwie.«

»Ich könnte ja schreien oder sonst Krach schlagen, damit er nachsehen kommt«, schlug Mrs. Pollifax vor, die von Farrells Unternehmungsgeist angesteckt wurde. »So gegen sechs Uhr, was meinen Sie?«

Farrell schüttelte den Kopf. »Beim Abendessen ist es noch zu früh. Da ist es draußen zu hell. Wir wissen ja nicht, wie viele Leute in dem anderen, großen Gebäude untergebracht sind. Die könnten uns sonst im Freien entdecken.«

»Aber wenn wir warten, bis man die Kerze bringt, ist es vielleicht schon zu spät«, sagte Mrs. Pollifax ängstlich. »Dann ist vielleicht schon General Perdido hier, und er wird uns bestimmt sofort nach seiner Ankunft sehen wollen.«

»Ich werde mir etwas ausdenken«, entschied Farrell mit Bestimmtheit. »Mir geht es schon bedeutend besser. Verlassen Sie sich nur auf mich und machen Sie sich keine Sorgen.«

»Keine Sorgen«, wiederholte Mrs. Pollifax und spürte

plötzlich, daß sie zu zittern anfang, wie bei einem Schüttelfrost. Was für ein Wahnsinn, dachte sie entsetzt. Das konnte doch alles nicht wahr sein, weder Albanien noch Farrell noch General Perdido noch diese lächerliche Zelle, in die man sie gesteckt hatte - und morgen abend wollten sie mit zwei Steinen und einem in einen Krückstock verwandelten Weihnachtsbaum zu fliehen versuchen.

Das war doch alles aberwitzig, aberwitzig und sinnlos.

Der Schwächeanfall ging vorbei. Mrs. Pollifax fand ihre Selbstbeherrschung wieder und stellte erleichtert fest, daß Farrell ihre momentane Schwäche nicht bemerkt hatte. Er starrte ihre kümmerlichen Schätze an und sagte: »Nicht übel, wirklich gar nicht übel. Daß man Ihnen erlaubt hat, spazierenzugehen, und diese beiden Steine, die sie aufgelesen haben, das sind zwei echte Wunder. Kein Mensch darf mehr als zwei Wunder erbitten, den Rest müssen wir selbst besorgen.«

»Ich könnte noch um ein weiteres Wunder bitten«, sagte Mrs. Pollifax spitz. »Ach, wenn wir doch nur ein Messer hätten!«

Leider war auch bei der Party nirgends ein Messer zu sehen.

Gabeln gab es, von denen Mrs. Pollifax unverzüglich zwei zu sich steckte, und verschieden große Löffel, aber keine Messer, nicht mal stumpfe. Vielleicht wäre Mrs. Pollifax ohne den Raki, den Lulasch aus dem Weinkeller gestohlen hatte, wieder entmutigt geworden.

Lulasch und Major Vassovic hatten dem Raki sichtlich schon vorher zugesprochen. »Trinken Sie mit uns«, forderte Lulasch sie mit glänzenden Augen auf.

»Gern«, antwortete Mrs. Pollifax und erstaunte die beiden nicht wenig, als sie ihr Glas mit einem Zug leerte. »Es ist ganz besonders reizend von Ihnen, diese Party für mich zu geben«, sagte sie bewegt.

»Nehmen Sie eine Olive«, bot Lulasch ihr verlegen an. »Und trinken Sie noch Raki.«

»Aber es ist kein Messer da«, machte Mrs. Pollifax ihn aufmerksam.

»Wozu brauchen Sie ein Messer?«

»Ich esse Oliven immer mit dem Messer«, erklärte Mrs. Pollifax zuversichtlich.

Major Vassovic schüttelte den Kopf. »Wir haben keine. Versuchen Sie es mit der Gabel.«

Ergeben schickte Mrs. Pollifax sich in die Absage und trank eben ihr zweites Glas Raki, als Oberst Nexdhet mit einem Käsegericht und einem Instrument eintrat, das wie eine Zither aussah. Mrs. Pollifax reagierte zwiespältig auf sein Kommen. Sie mißtraute ihm unsäglich, fand ihn als Mensch aber sehr sympathisch.

»General Hoong kommt auch«, eröffnete der Oberst. »Anscheinend liebt er Partys.«

»Dann singe ich lieber, ehe er hier ist«, sagte Lulasch und setzte sich sofort mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden. Der Oberst zupfte an den Saiten des sonderbaren Instruments, und Lulasch begann eine wehmütige Melodie in Moll zu singen.

Major Vassovic schneuzte sich geräuschvoll, nachdem Lulasch geendet hatte, und Mrs. Pollifax versuchte schnell irgendwie abzulenken, bevor sie alle sentimental wurden. Ihr selbst war gar nicht traurig zumute. Ganz im Gegenteil, der Raki hatte sie leichtsinnig und ein bißchen angriffslustig gemacht. Sie wandte sich an Oberst Nexdhet und sagte würdevoll, aber mit schwerer Zunge: »Oberst Nexdhet, ich habe über Ihr Land nachgedacht und bin zu dem Schluß gelangt, daß es unmoralisch von Ihnen war, es an China zu verschenken.«

Betroffen fragte Lulasch: »Er hat uns an China verschenkt?«

Der Oberst sagte streng: »Nicht ich persönlich, Soldat Lulasch.«

»Wer war es dann? Das würde mich wirklich interessieren! Wer hat uns an China verschenkt?«

Der Oberst zuckte die Achseln. »Die Russen sind abgezogen und die Chinesen sind an ihre Stelle getreten.«

Major Vassovic hob den Blick und sagte linientreu: »Wir haben die Hilfe Chinas gebraucht. Wir haben uns dankbar und freiwillig diesem Land anvertraut.«

Lulasch zog ein beleidigtes Gesicht. »Mich hat kein Mensch danach gefragt, ob ich damit einverstanden bin. Sie vielleicht, Major? Was unser Land braucht, ist ein George, ein George...« Hilfesuchend wandte er sich an Mrs. Pollifax. »Wie hat der nur geheißen, von dem Sie mir erzählt haben?«

»Washington.«

»Richtig, George Washington. Und ich will Ihnen noch was verraten, Herr Oberst. Wenn mich jemand fragen sollte, wem man dieses Land geben soll, dann sage ich: Gebt es Mrs. Pollifax!«

»Oh, vielen Dank, Lulasch«, sagte sie gerührt.

Oberst Nexdhet sagte nachsichtig: »Lulasch, Sie haben zuviel Raki getrunken.«

Die Tür öffnete sich und General Hoong trat in großer Galauniform ein. An seiner Brust funkelten die Orden, in seinem Gürtel steckte die Pistole.

»Auf die Demokratie!« brüllte Lulasch, und leerte sein Glas.

General Hoong sah sich um, und schließlich blieb sein Blick auf Lulasch haften. Angewidert sagte er: »Soldat Lulasch, Sie sind betrunken.« Dann verneigte er sich vor Mrs. Pollifax mit den Worten: »Ich bin zu Ihrer Party erschienen und habe als Beitrag eine Flasche Wodka mitgebracht.«

Atemlos fragte Mrs. Pollifax: »Haben Sie ein Messer, um die Flasche zu öffnen?«

»Ein Messer? Nein, einen Korkenzieher«, sagte der General mißbilligend.

»Vassovic, öffnen Sie den Wodka.«

»Wird sofort geschehen, General!« brüllte Major Vassovic.

General Hoong zog seine Pistole und feuerte sechs Schuß in die Zimmerdecke. »Jetzt kann die Party beginnen«, verkündete er, nahm neben Mrs. Pollifax Platz und erklärte: »Ich liebe es, wenn es bei einer Party laut zugeht.«

»Ja, das verleiht ihr erst den festlichen Anstrich«, gab sie zu, ohne den Blick von der Pistole zu reißen, die auf seinen Knien lag. »Was für eine interessante Waffe, General«, bemerkte sie.

»Da sie leergeschossen ist, dürfen Sie sie begutachten«, antwortete er herablassend. »Es ist eine japanische Pistole, Marke Nambu.«

»Was für ein Zufall«, murmelte Mrs. Pollifax und hielt die Waffe bewundernd ans Licht. Nachdem sie sich daran sattgesehen hatte, legte sie die Pistole vorsichtig auf die Platte des zwischen ihnen stehenden Schreibtisches.

»Wodka gefällig?« schlug General Hoong vor.

»Ach, ja, ein Schlückchen«, sagte sie, und während er sich vornüberneigte, fegte sie die Nambu mit einer einzigen Handbewegung in ihre Handtasche.

»Jetzt singe ich das nächste Lied!« schrie Lulasch, langte nach der Zither, die auf Nexdhets Knien lag, zupfte auf gut Glück an den Saiten und begann lauthals zu singen.

»Achmet Bey, der Schöne! Oh! Oh! Achmet Bey!

Achmet, der Sohn des Bergadlers...«

Mrs. Pollifax sah dem zutiefst bestürzten Major Vassovic sofort an, daß es sich um ein umstürzlerisches Lied handelte. Sie rückte dichter an General Hoong heran und sagte: »Ich finde es ganz reizend von Ihnen, daß Sie an unserer kleinen Feier teilnehmen.«

Seine leeren Augen sahen sie an. »Ein General ist immer allein«, sagte er.

»Aber General Perdido wird bald zurückkommen, und dann

können Sie gemeinsam allein sein.«

Er rümpfte die Nase. »Perdido ist ein Barbar.«

Mrs. Pollifax dachte nach und nickte. »Ja, das stimmt.«

General Hoong seufzte. »Ich bin nicht glücklich.«

»Das tut mir wirklich leid«, sagte Mrs. Pollifax aufrichtig.
»Ich kann Sie natürlich nur zu gut verstehen. Sie führen hier oben ein sehr isoliertes Leben. Haben Sie irgendwelche Hobbys?«

»Ich habe eine Freundin.«

Mrs. Pollifax schluckte diese ungeschminkte Erklärung hinunter und nickte etwas mühsam. »Ja, damit läßt sich die Zeit natürlich schon vertreiben.«

»Und ich schreibe Gedichte.«

»Nein, was Sie nicht sagen. Ich würde gern eines davon lesen.«

»Meine jüngste Schöpfung habe ich noch im Gedächtnis. Ich will das Gedicht für Sie rezitieren.«

»Ja, bitte«, sagte Mrs. Pollifax und wünschte das Ende von Lulaschs endlosem Lied herbei.

General Hoong schloß die Augen und begann mit sonorer Stimme:

*Bleicher Mond, von weißen Wolken zerrissen.
Spindel des reinsten Lichtes.
Verzückt. Zeitlos.
Ohne Herz, dem Kummer fremd.
Ich blicke auf und wünsche
meine Seele hätte kein Herz und wäre ohne Kummer.*

»Das ist ja bezaubernd«, sagte Mrs. Pollifax.

»Ja«, antwortete er ernst.

»Ich hatte ja keine Ahnung, daß Sie so empfindsam sind, General Hoong, und daß Sie so entsetzlich leiden. Sie machen den Eindruck, völlig über Ihrem Beruf zu stehen.«

»Ich leide«, verkündete er energisch.

»Dann müssen Sie sich einen anderen Beruf suchen«, drängte sie mitfühlend. »Bestimmt sind Sie für eine Tätigkeit geeignet, wo sie keine Menschen erschießen oder schlagen oder zu Tode foltern müssen.«

»Beruf?« sagte er stirnrunzelnd. »Beruf?« Er seufzte und trank sein Glas leer. »An meinem Beruf ist nichts auszusetzen. Meine Freundin ist es, die mich derart leiden macht.« Er versank in Schweigen und starrte finster ins Leere.

Lulasch war endlich bei seiner letzten Strophe angelangt.

»Jetzt sind Sie an der Reihe, uns ein Lied aus Ihrem Land zu singen«, sagte er zu Mrs. Pollifax.

Major Vassovic rülpste diskret. »Pr-Prachtidee.« Er erhob sein Glas.

Oberst Nexdheth grinste spöttisch. »Nun, Mrs. Pollifax?«

Mrs. Pollifax ließ sich nicht einschüchtern, erhob sich und verneigte sich vor General Hoong. »Gestatten Sie?«

Der riß sich mühsam aus seinen düsteren Gedanken. »Wie? O ja, ich liebe es, wenn es bei einer Party laut zugeht.«

»Auf die Vereinigten Staaten von Amerika!« schmetterte Mrs. Pollifax. Sie blieb leicht schwankend stehen und sang eine Strophe aus »Gott schütze Amerika«. Und damit zog sich Mrs. Pollifax unter dem Vorwand, müde zu sein, von der Party zurück. Die Pistole des Generals trug sie in ihrer Handtasche, aber ein Messer hatte sie noch immer nicht beschaffen können.

»Ich habe es versucht«, sagte Mrs. Pollifax, die auf der Kante von Farrells Pritsche saß und ihn traurig ansah. »Ich habe versucht, ein Messer zu stehlen, aber die Pistole war alles, was ich mitgehen lassen konnte.«

Farrell bewunderte die Waffe unverwandt. »In diesem Augenblick, Herzogin, haben sich die Chancen für unseren Ausbruch gewaltig verbessert.«

»Aber Messer ist es keines«, sagte sie untröstlich. »Natürlich läßt sich ein Baumwipfel mit einer Pistole abschießen, aber einen Krückstock kann man damit nicht anfertigen.«

»Trotzdem ahnen Sie nicht, um wieviel besser ich mich jetzt fühle«, erwiderte Farrell. »Bringen Sie mir die Munition.«

Nachdem Farrell die Pistole geladen hatte, tätschelte er sie liebevoll und steckte sie unter seine Matratze. »Und jetzt empfehle ich Ihnen zu schlafen, denn wir haben einiges vor uns.«

In diesem Augenblick kam Oberst Nexdhet in die Zelle, und Mrs. Pollifax bemerkte, daß Farrell sie vielsagend anstarrte. Fragend zog sie die Augenbrauen hoch. Langsam und ausdrucksvoll wanderte sein Blick zu Nexdhet, der seinen Rock auszog, um sich schlafen zu legen. Mrs. Pollifax' Augen folgten Farrells Blick und weiteten sich vor Überraschung. Oberst Nexdhet hatte in einem Halfter an seinem Gürtel ein Messer stecken.

»Unser drittes Wunder«, sagte Farrell leise.

Mrs. Pollifax wagte kaum, daran zu glauben, aber da sie ein praktischer Mensch war, sagte sie auf der Stelle: »Sie oder ich?«

Beschämt wies Farrell auf sein Bein. »Sie, fürchte ich.«

Mrs. Pollifax nickte. Sie schob ihren Tisch fort, gähnte gekonnt, kratzte sich am Bein - bestimmt waren es Läuse und legte sich nieder. »Gute Nacht, Oberst Nexdhet«, sagte sie honigsüß. »Es war ein reizender Abend, nicht wahr?«

»Wie?« sagte er überrascht. »Ach ja, gute Nacht.« Er nickte Farrell flüchtig zu und streckte sich auf seiner Pritsche aus.

Farrell begann sanft zu schnarchen. Sie glaubte nicht eine Sekunde, daß er schlief. Dann kamen auch von Nexdhet laute Schnarchtöne. Aus dem Flur oder dem Wachzimmer war kein

Laut zu hören. Langsam setzte Mrs. Pollifax sich auf. Dabei raschelte die Matratze noch lauter als gewöhnlich. Sie blieb einige Minuten aufrecht sitzen, bis sie ganz sicher war, daß das Schnarchen genauso gleichmäßig wie vorher war. Dann stand sie auf und wartete abermals, ehe sie sich Nexdhets Pritsche näherte. Sie war schon bei ihm angelangt, als sie die beinahe unbezwingliche Lust überfiel, zu kichern. Ihr war eben eingefallen, daß sie als Kind in einer Schulaufführung eine Rolle gespielt hatte, in der sie wie ein Gespenst dahingleiten mußte. Streng rief sie sich zur Ordnung und beugte sich über Nexdhet. Er atmete und schnarchte regelmäßig weiter. Ihre Hände griffen nach seinem Gürtel und sie fummelte an dem Halfterriemen, den sie behutsam nach oben zog. Sobald das geschehen war, sank sie auf ein Knie, stützte mit einer Hand den Halfter ab, legte die andere um den Messergriff und zog an. Mühelos glitt das Messer in ihre Hand. Nexdhet hatte sich noch immer nicht bewegt, und nach kurzem Zaudern schlich Mrs. Pollifax zu Farrells Pritsche.

Er schnarchte unverändert, aber seine linke Hand streckte sich ihr offen entgegen und schloß sich um das Messer, das sie hineingelegt hatte. Dann drehte er sich zur Seite, wandte ihr den Rücken zu. Mrs. Pollifax wußte, daß er das Messer unter seiner Matratze versteckte.

Sie kehrte zu ihrer eigenen Pritsche zurück und sank, trotz raschelnder Füllung, erleichtert darauf nieder. Zwei Minuten später war sie schon eingeschlafen.

Als Mrs. Pollifax am Morgen erwachte, wußte sie sofort, daß der Tag der Entscheidung angebrochen war. Sie lag da und dachte gelassen, beinahe neugierig darüber nach, denn in jedem Leben kam unweigerlich einmal der Augenblick, in dem man sich damit abfinden mußte, daß einem die Zukunft völlig entglitten war und nun unwiderruflich vom Glück, vom Schicksal oder von Gott abhing. Man konnte nichts anderes tun, als sich fügen und sein Bestes tun. Würden sie und Farrell in vierundzwanzig Stunden die gleichen Steinmauern anstarren oder frei sein, ja, würden sie den nächsten Tag überhaupt noch erleben?

Farrell schlief tief. Sekundenlang beneidete sie ihn um seine Ruhe, bis ihr einfiel, daß er nachts seine gymnastischen Übungen machte.

Auch Oberst Nexdhet schlief, und plötzlich mußte sie an das Messer denken, und Angst überfiel sie. Er mußte bald aufwachen, und dann würde er das Messer vermissen und natürlich sofort wissen, daß sie oder Farrell es an sich genommen hatten. Wer sonst hätte es ihm aus einer versperrten Zelle stehlen können? Warum, zum Kuckuck, hatte sie das nicht schon gestern abend überlegt! Sie hatten sich so dringend ein Messer gewünscht, und als Nexdhet damit hereinspaziert kam, hatten sie darin prompt das dritte Wunder gesehen.

»Dabei kann das unser Verderben sein«, dachte sie.

Als hätte er ihre Gedanken gefühlt, setzte Nexdhet sich auf, gähnte und rieb sich die Augen. Er nickte ihr zu und glättete mit einer Hand seinen aufgezwirbelten weißen Schnurrbart. Mrs. Pollifax bot ihre ganze Selbstbeherrschung auf, um nicht auf die leere Scheide zu blicken und betete, daß Oberst Nexdhet nicht Gedanken lesen konnte. Dann stand Nexdhet auf, streckte sich und griff nach seinem Rock, der am Fußende der Pritsche lag.

Während Mrs. Pollifax ihm zitternd zusah, hob er den Rock auf, beklopfte eine Tasche und fuhr mit beiden Armen in die Ärmel. Gesehen hat er den leeren Halfter zumindest nicht, dachte sie aufgeregt und wartete darauf, daß er nach dem Dolch tasten würde. Aber er tat es nicht. Statt dessen bückte er sich und schnürte seine Schuhe zu.

Farrell setzte sich kerzengerade auf. Auch er blickte rasch zu Oberst Nexdhet hin und sah dann Mrs. Pollifax ängstlich an, die den Kopf schüttelte. Im gleichen Augenblick erklangen Schritte im Flur, Schlüssel rasselten, die Tür öffnete sich, und der Wächter Stefan kam mit dem Frühstück. Nexdhet wechselte ein paar kurze Worte mit ihm, dann ging er.

Stefan zog sich zurück und ließ die Servierbretter in der Zelle. »Er hat nicht bemerkt, daß es fehlt?« flüsterte Farrell.

»Vorläufig noch nicht. Und nachdem er die Zelle verlassen hat, kann er auch nicht mehr uns die Schuld zuschieben.«

»Eins zu Null für uns.« Farrell stand auf, schwankte gefährlich, aber winkte sie aus dem Weg. »Jetzt zeige ich Ihnen, was ich heute nacht gemacht habe, während Sie geschlafen haben.« Halb kroch, halb humpelte er zu dem Baum, der an der Wand lehnte. Er packte den Baum beim Wipfel und hob die obersten dreißig Zentimeter so säuberlich ab, wie ein Zauberer ein Kaninchen aus dem Zylinder hebt.

»Du liebe Güte!« rief Mrs. Pollifax angenehm überrascht.

»Ich habe ein Ende ausgehöhlt und das andere zugespitzt, daß die beiden Teile quer ineinanderpassen. Immerhin ist es ein Anfang, und später werden wir die Zweige abreißen. Glauben Sie, daß Sie etwas zum Auspolstern finden könnten?«

Mrs. Pollifax nickte. »In meiner Matratze ist ein hübsches Loch.

Zum Schlafen ist es weniger bequem, aber wie dazu geschaffen, die Füllung herauszurupfen. Wissen Sie, daß wir auf Roßhaar geschlafen haben? Vielleicht juckt es uns deshalb so

sehr.« Sie zerrte die Füllung bereits aus ihrer Matratze und wand daraus ein Bündel für die Querleiste seines Krückstockes.

»Was wollen Sie über das Roßhaar ziehen?«

»Mein Unterkleid, und mit ihm hat es eine besondere Bewandnis.«

»Wie, bitte?«

»Sicherheitsnadeln!« sagte Mrs. Pollifax triumphierend. »Ich war nie sehr geschickt im Nähen, und beide Träger sind nur mit Sicherheitsnadeln festgesteckt.«

»Ich segne Ihre Unordentlichkeit!« sagte Farrell tief beeindruckt.

»Wenn Sie mich unordentlich nennen, leihe ich Ihnen die Nadeln nicht«, versetzte sie beleidigt.

»Na schön, dann Ihren bezaubernden Mangel an Hausfraulichkeit.«

»Das klingt bedeutend besser. Und wenn Sie jetzt den Kopf umdrehen, ziehe ich mein Unterkleid aus.«

»Ich sehe weg. Geben Sie das Zeug lieber mir zum Befestigen, denn Sie können jeden Moment zu Ihrem Spaziergang beordert werden.«

»Jetzt dürfen Sie sich umdrehen«, sagte Mrs. Pollifax und überreichte ihm das Unterkleid, die Sicherheitsnadeln und das Roßhaar, worauf sie sich beide zum Frühstück setzten. Brot und Käse verschwanden automatisch in Mrs. Pollifax' Handtasche, und so blieb ihnen nur der dünne Haferbrei. Am nahrhaftesten aber fand Mrs. Pollifax das Wissen, daß sie heute ihr Schicksal selbst in die Hände nehmen wollten. Heute war es soweit. Ihre Ängste hatten sich verflüchtigt. Alles war besser als stumpfe Ergebnislosigkeit, und allmählich versetzte die Aussicht auf ihren Fluchtversuch sie in beinahe übermütige Stimmung. Sie räusperte sich. »Glauben Sie immer noch, daß wir die Dunkelheit abwarten sollten?«

»Alles andere halte ich für puren Selbstmord.«

Mrs. Pollifax legte ihren Löffel nieder und nickte. »Stimmt. Aber welche Richtung sollen wir einschlagen? Von hier aus, meine ich. Sicher werden unsere Wächter voraussetzen, daß wir den Weg benutzen, auf dem wir gekommen sind.«

»Bestimmt, aber haben Sie einen besseren Vorschlag?« fragte Farrell hänselnd.

Sein Spott war verständlich. Natürlich wäre es sehr raffiniert, sich nach Osten, also ins Landesinnere zu wenden, und General Perdido dadurch erst einmal in der verkehrten Richtung suchen zu lassen, aber schließlich müßten sie doch in großem Bogen zurückkehren zum Meer und hätten damit letzten Endes nichts gewonnen als einen gewaltigen Umweg. Und für den war Farrell noch nicht kräftig genug. Es war an sich zweifelhaft, ob er die Kraft besaß, irgendeinen Weg zu gehen, aber die Vorstellung, ihn zurückzulassen, war Mrs. Pollifax unerträglich. Sie mußten es gemeinsam oder gar nicht versuchen.

Niedergeschlagen antwortete sie: »Nein, leider nicht.«

»Dann brauchen wir also Dunkelheit und sehr viel Glück«, lächelte er. »Sie können es sich immer noch anders überlegen. Ich meine, ob Sie mich in dieses gewagte Abenteuer mit einbeziehen wollen. Ich wäre sehr erleichtert, wenn Sie mich hier ließen.«

»Kommt gar nicht in Frage«, wehrte Mrs. Pollifax entschieden ab.

»Wenn es mir allein glücken sollte, was ich bezweifle, wäre ich nach gelungener Flucht zutiefst unglücklich, also wäre die Flucht sinnlos.«

Sie stand auf, denn die Tür wurde aufgestoßen und Lulasch trat ein. »Guten Morgen, Lulasch. Darf ich jetzt ins Freie?«

»Ja, Zoje Pollifax. Das war doch eine hübsche Feier gestern, nicht wahr?«

»Wunderschön«, antwortete sie mit mehr Fröhlichkeit, als sie

empfand, und ging.

Heute bewachte sie überhaupt niemand, und Mrs. Pollifax fand, das sei eine gute Gelegenheit, zur Abschußrampe zurückzukehren, um sich besser darüber zu informieren. Eigentlich fand sie es beunruhigend, daß man ihr soviel Freiheit einräumte. Zwar war es angenehm, aber es bewies auch, wie sicher sich ihre Entführer fühlten.

Sie fragte sich, wer von ihnen wohl naiver sei, sie oder ihre Gegner, aber leider ließ sich das erst nach vollzogener Flucht feststellen.

Noch nie hatte das Leben verlockender ausgesehen als angesichts ihres vielleicht sehr nahen Todes, und Mrs. Pollifax ertappte sich dabei, wie sie die Erde, den Himmel und die Wolken lange und innig betrachtete.

Sie bahnte sich ihren Weg durch das Geröll und stieg entschlossen zum Wald auf. Bei den Bäumen angelangt, hielt sie an, um Luft zu holen und sich zu orientieren. Sie und der Oberst hatten hier den Wald betreten, waren dann bergab gegangen und etwa eine halbe Meile weiter wieder auf den Felsen gestoßen. Sie wollte deshalb den gleichen Weg wählen, den Oberst Nexdhet ihr gezeigt hatte.

Mrs. Pollifax trocknete sich die feuchten Schläfen mit dem Taschentuch und setzte ihre Wanderung fort. Sie war nur wenige hundert Yards in den Wald gegangen, als sie vor sich ganz sonderbare Geräusche vernahm. Die Geräusche kamen ihr bekannt vor, paßten aber nicht in die freie Natur, und deshalb konnte sie trotz größter Anstrengung die Ursache dieser Geräusche nicht entdecken. Das hastige Kreischen drang zwischen zwei hohen Felsblöcken hervor.

Maßlos neugierig blieb Mrs. Pollifax stehen und schlich dann auf Zehenspitzen über den Nadelteppich zu den Felsen. Eine Stimme zerriß die Stille des Waldes, aber das Schnarren blieb unverändert hörbar.

»Nebengeräusche!« dachte Mrs. Pollifax erfreut. Natürlich, das waren Nebengeräusche. Jemand hatte hier im Wald ein Radio in Betrieb.

Die blecherne Stimme verstummte, und zu Mrs. Pollifax' Überraschung begann eine lebendige Stimme hinter den Felsen zu sprechen. Mrs. Pollifax steckte den Kopf zwischen die beiden Felsblöcke und blinzelte durch das spärliche Licht auf den Mann, der in dieser kleinen Höhle vor ihr auf der Erde hockte. »Ja, Oberst Nexdhet!« stammelte sie. Er sprach in ein Telefon, nein, in ein Funkgerät, korrigierte sie sich, und beim Klang ihrer Stimme ließ er das Gerät fallen wie glühende Kohle.

»Mrs. Pollifax!« Sie hatte ihn sichtlich bei einer Heimlichkeit ertappt, und er starrte sie wütend an. Dann hob er das zu Boden gefallene Funkgerät auf, sprach einen Schwall fremder Worte hinein und schob den Apparat dann in eine Nische im Felsen.

»Was suchen Sie hier? Wieso sind Sie heute im Wald?« herrschte er sie an, kroch aus der Höhle und stellte sich neben sie.

Verächtlich sagte sie: »So also geben Sie Ihre Meldungen an General Perdido durch! Und wenn Sie das hier draußen und so verstohlen tun, dann informieren Sie ihn nicht nur über Mr. Farrell und mich, sondern auch über General Hoong. Sie sind nichts weiter als ein bezahlter Spitzel, Oberst Nexdhet. Schämen Sie sich!«

Er sah sich noch einmal nach seiner Höhle um, dann packte er Mrs. Pollifax energisch beim Arm. »Ich bringe Sie in Ihre Zelle zurück«, sagte er streng.

»Bestimmt haben Sie General Perdido eben mitgeteilt, daß sich Mr. Farrell strahlender Gesundheit erfreut und es kaum erwarten kann, den General wiederzusehen, wie? Und daß gestern abend eine Party stattgefunden hat, bei der unter der Wirkung des Raki subversive Lieder gesungen wurden. Sie enttäuschen mich zutiefst, Oberst Nexdhet!«

Er sagte kein Wort und preßte die Lippen fest aufeinander. Sie gelangten an den Waldrand und traten in den blendenden Sonnenschein hinaus. Er half ihr über das Geröll hinweg und führte sie mit festem Griff auf die beiden Gebäude zu. Lulasch und Major Vassovic waren beide im Wachzimmer, aber er würdigte sie keines Blickes, sondern schob Mrs. Pollifax in ihre Zelle und verschloß die Tür hinter ihr. Sie hörte, wie er im Wachzimmer knappe Befehle erteilte.

»Der macht ein Gesicht, als hätte ihm etwas die Suppe versalzen«, bemerkte Farrell vergnügt.

Mrs. Pollifax sagte empört: »Oberst Nexdhet ist nichts weiter als ein bezahlter Spitzel. Der bespitzelt seine eigenen Leute.«

»Was bringt Sie zu dieser Behauptung?« fragte Farrell nachsichtig.

»Einerlei, jedenfalls hüten Sie sich vor ihm. Er ist nicht vertrauenswürdig.« Mit freundlicherer Stimme setzte sie hinzu: »Ich erzähle Ihnen alles, wenn wir erst von hier fort sind - falls uns das jemals gelingt, aber vergessen Sie nicht, er ist nicht vertrauenswürdig.«

»Aber ich habe ihm nie über den Weg getraut«, warf Farrell nicht zu Unrecht ein. »Er ist doch Oberst der Geheimpolizei, oder nicht?«

»Ja«, sagte Mrs. Pollifax unglücklich. Sie setzte sich auf ihre Pritsche. Der endlose, unselige und nervenzerreißende Tag, der vor ihnen lag, ließ ihren Optimismus schwinden, und sie hätte am liebsten geweint. Statt dessen holte sie ihr Kartenspiel hervor und mischte.

Zu Mittag brachte nicht Lulasch, sondern der Wächter, der kein Englisch sprach, ihnen das Essen, und als er ging, versperrte er sorgfältig die Tür hinter sich. Sonst kam niemand zu ihnen. Der Nachmittag schlich dahin. Mrs. Pollifax spielte jede Patienceart, die sie kannte, dann fing sie wieder von vorn an, bis sie die Karten schon nicht mehr sehen konnte.

Das Abendessen wurde gebracht, und nun erschien auch Oberst Nexdhet. »Guten Abend«, sagte er freundlich, als wäre nichts geschehen. »Wir bereiten uns auf General Perdidos Rückkehr vor. Er kommt gegen halb neun mit dem Flugzeug an und wird gegen neun oder halb zehn hier eintreffen.«

»Wie interessant«, erwiderte Mrs. Pollifax wohlgezogen. Bis dahin war es schon ganz finster. Ausgezeichnet. »Wie spät ist es jetzt, Oberst Nexdhet?«

»Halb sieben.«

Überrascht sah sie ihn an. »Ich dachte immer, wir essen um fünf, obwohl ich es nie genau gewußt habe. Ist es wirklich schon so spät?«

Hölzern antwortete er: »Für gewöhnlich wird Ihnen das Essen auch um fünf Uhr gebracht. Heute abend haben wir uns verspätet, weil wir zu wenig Personal haben. General Hoong und Lulasch sind General Perdido entgegengefahren, dadurch sind nur ich, Major Vassovic und Stefan hier, und die beiden Wachtposten im Nebengebäude.«

Mrs. Pollifax sah Farrell an.

In leichtem Ton fuhr Nexdhet fort: »Und wenn Sie den Krückstock fertiggestellt haben, an dem Sie arbeiten - und ich rate Ihnen, zögern Sie nicht länger - wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir mein Messer zurückgeben wollten. Ich hänge sehr daran, und es wäre mir lieber. Sie würden es nicht mitnehmen.«

Sie starrten ihn fassungslos an. Es dauerte eine volle Minute, ehe sie den Sinn seiner Worte begriffen hatten. »Wie, bitte?« stotterte Mrs. Pollifax.

»Sie wissen?« sagte Farrell ungläubig.

»Selbstverständlich.«

»Woher?«

Oberst Nexdhet zuckte die Achseln. »Mein Beruf bringt es mit sich, daß ich über alles unterrichtet bin.«

Mrs. Pollifax blickte ihn verwundert an. »Sie wissen alles und wollen uns nicht verraten?«

»Wie könnte ich?« fragte er unschuldig. »Mir ist nicht das geringste von Ihren Plänen bekannt. Und selbst wenn ich davon wüßte, bin ich gänzlich unbewaffnet, wie Sie sehen, während Sie nicht nur im Besitz meines Dolches, sondern auch einer geladenen Nambu-Pistole sind.«

»Das wissen Sie auch?« Farrell schnappte nach Luft.

Mrs. Pollifax bekam ganz enge Augen und holte tief Atem. »Oberst Nexdhet«, sagte sie, »was haben Sie heute vormittag wirklich im Wald gemacht?«

»Ich bedaure unendlich, daß Sie mich überraschten, Mrs. Pollifax. Es täte unser aller Sicherheit bedeutend besser. Sie wüßten nichts davon.«

»Was haben Sie denn im Wald gesehen, Herzogin?« fragte Farrell.

»Ich weiß nicht recht«, sagte sie unschlüssig, ohne den Blick vom Oberst zu wenden. »Ich muß zu einem falschen Urteil gelangt sein. Ich hatte den Eindruck, daß er im Wald auf eine Stimme aus dem Radio gehört und dann geantwortet hat. Er war ganz verstört, daß ich ihn dabei gesehen habe, hat mich sofort zurückgebracht und die Zelle abgesperrt.«

»Er war im Wald - heimlich?«

Sie nickte. »Unter zwei Felsblöcken versteckt.«

Farrell zog hörbar die Luft ein. »Hinter jenen Bergen liegt Jugoslawien, und im Osten ist Bulgarien. Beide befinden sich innerhalb des Funkbereiches.« Farrell sah Nexdhet forschend an und brach plötzlich in Gelächter aus. »Mein Gott!« schnaufte er, »Sie sind ein russischer Agent.«

»Was ist er?« fragte Mrs. Pollifax mit erstickter Stimme.

»Natürlich! Die Russen haben ihn zurückgelassen, damit er sie über die Rotchinesen auf dem laufenden hält.«

Oberst Nexdhet ging zur Tür, legte das Ohr daran und lauschte.

»Niemand ist da«, sagte er und kam zurück, »aber würden Sie die Güte haben, leiser zu sprechen?«

»Ich bitte um Vergebung«, sagte Farrell. »Begreifen Sie nicht, Herzogin? Er ist der einzige, der hier Spaziergänge unternimmt. Beobachtungen der Vogelwelt, haben Sie gesagt. Er steht mit jemandem jenseits der Berge in Funkverbindung.« Zu Nexdhet sagte er: »Aber weshalb helfen Sie uns?«

Nexdhet seufzte. »Das Wort Hilfe will ich gar nicht hören. Ich helfe Ihnen nicht.«

Mrs. Pollifax platzte plötzlich heraus: »Aber natürlich haben Sie uns geholfen, Oberst Nexdhet! Der Dolch - den haben Sie mit voller Absicht gestern abend zu sich gesteckt. Bisher haben Sie ihn nie getragen. Und Sie hatten ihn ausgerechnet bei sich, nachdem wir erörtert haben, wie dringend wir ein Messer brauchen!«

Der Oberst zuckte zusammen. »Bitte, Mrs. Pollifax...«

»Und Sie waren es, der uns sagte, daß General Perdido am Donnerstagabend kommt, sonst hätten wir das niemals gewußt.«

»Herzogin«, mahnte Farrell streng, »einem geschenkten Gaul schaut man nie ins Maul. Er hat uns ausdrücklich erklärt, daß er uns nicht hilft.«

»Und ein russischer Agent sollte uns auch nicht helfen«, setzte sie vorwurfsvoll hinzu. »Warum?«

»Ja, warum wirklich?« fragte Farrell. »Wenn man bedenkt, wieviel wir schon über Sie wissen -«

Der Oberst seufzte: »Viel zuviel, da haben Sie ganz recht. Na schön, dann will ich nur soviel sagen.« Er zögerte und überlegte seine Worte sorgfältig. »Man hat Sie nach Albanien gebracht, weil man Sie verdächtigt, das Versteck eines abhanden gekommenen Berichtes über Aktionen der Kommunisten in Lateinamerika zu kennen.«

»Oh?« sagte Mrs. Pollifax interessiert.

»Rotchina liegt sehr viel daran, diese Meldung abzufangen. Die Chinesen würden alles tun, um zu verhindern, daß Amerika erfährt, in welchem Maße sie bereits Südamerika infiltriert haben. Darüber hinaus interessiert sie die Meldung noch aus einem anderen Grunde: China möchte gern erfahren, welche Pläne Rußland in Lateinamerika verfolgt.«

»Ah«, sagte Farrell.

»Die Sowjetunion ihrerseits möchte gern erfahren, welchen Einfluß Rotchina bereits in Südamerika hat.«

»Mmmm«, murmelte Farrell.

»Vor die Wahl gestellt, ob Rotchina oder Amerika diesen Bericht lesen soll, würde es die Sowjetunion unbedingt vorziehen, daß die Meldung in die Staaten gelangt.«

Verdutzt sagte Mrs. Pollifax: »Aber beide Länder sind doch kommunistisch!«

Trocken erwiderte Oberst Nexdhet: »Sie schneiden da ein Thema an, das - hm - äußerst delikat ist, Mrs. Pollifax, und über das ich mich nicht weiter auszulassen wünsche. Sagen wir einfach, daß zwischen Rotchina und der Sowjetunion gewisse Konflikte bestehen. Auf russischer Seite hegt man gewisse Befürchtungen -«

»Rußland fürchtet sich vor Rotchina mehr als vor Amerika!« stieß Mrs. Pollifax hervor.

»In mancher Hinsicht, ja. Das sogenannte Gleichgewicht der Mächte muß um jeden Preis gewahrt bleiben.«

Farrell nickte. »Das verstehe ich. Aber welche Garantien haben wir, daß nicht irgendwo die Russen uns auflauern, um uns in ein russisches Gefängnis zu stecken?«

Nexdhet hob die Achseln. »Keinerlei Garantien, Mr. Farrell.«

Farrell überlegte lange. »Ich fürchte, wir werden ihm vertrauen müssen«, sagte er zu Mrs. Pollifax.

Sie lächelte. »Sollen wir, Oberst? Sie haben mir wiederholt geraten, niemandem zu vertrauen.«

Er antwortete mit ernstem Lächeln. »Diese Warnung halte ich auch jetzt aufrecht, Mrs. Pollifax, denn Sie dürfen nicht vergessen, daß ich mit von der Partie sein werde, die Sie nach Ihrer Flucht einzufangen versuchen wird.«

Mrs. Pollifax überlegte seine Worte und nickte. »Dann könnten Sie uns vielleicht im Ernstfall noch einen Liebesdienst erweisen - uns erschießen?«

»Wenn man Sie faßt, könnte ich es mir nicht leisten, Sie überleben zu lassen«, antwortete er einfach.

»Danke, mehr darf man nicht verlangen.«

Nexdhet stand auf. »Weiter helfe ich Ihnen nicht. Als Gegenleistung bitte ich Sie nur, mich mit Ihrem Stein nicht hier zu treffen.«

Er zeigte auf seinen Hinterkopf. »An dieser Stelle trage ich nämlich als Erinnerung an eine alte Verletzung schon eine Stahlplatte.«

»Dann wollen wir Sie lieber nur knebeln«, versprach Farrell, zog das Messer hervor und begann, die Zweige vom Baumstamm zu schneiden.

»Mit dem Herrentaschentuch?«

Farrell grinste. »Vor Ihnen kann man nichts geheimhalten. Haben Sie hier Ihr eigenes Mikrofon?«

»In meiner Pritsche verborgen, ja. Sie müssen sich deshalb aber nicht ängstigen, ich habe heute nachmittag die Bänder gelöscht.«

Mrs. Pollifax aber mußte immer noch über Oberst Nexdhet nachdenken und plötzlich platzte sie neuerlich heraus: »Da ist doch auch diese Abschußrampe!« Sie wandte sich an Farrell. »Ich habe Ihnen nichts davon erzählt, weil Sie noch gefiebert haben und im Schlaf etwas ausplappern hätten können, aber vor

einigen Tagen ist der Oberst mit mir spazierengegangen, und dabei sind wir rein zufällig zu dieser Raketenbasis gelangt.« Sie sah den Oberst an: »Ich sollte sie sehen.«

»Was sehen?« explodierte Farrell.

Sie nickte. »Die Rotchinesen bauen keine Meile von hier entfernt eine Raketenbasis.«

»Du lieber Gott!« rief Farrell.

Nexdhet sah sie verlegen an, »Ein kleines Detail, aber ein lebenswichtiges, denn Ihr Land sollte China nicht unterschätzen.« Er lächelte trocken. »Wir unterschätzen Rotchina schon längst nicht mehr.«

»So lange wissen Sie schon, was wir vorhaben?« fragte Farrell.

Nexdhet lächelte. »Als ich Sie zum erstenmal sah, hätte ich keinen Penny für Sie gegeben. Ein schwerverwundeter Mann, eine Frau, die nicht mehr jung ist - ich hielt Ihre Fluchtpläne für hoffnungslos naiv, was sie immer noch sind. Erst als ich Mrs. Pollifax zusah, wie Sie Ihnen die Kugel aus dem Arm entfernte, beschloß ich, alles, was in meiner Kraft steht, für Sie zu tun. Sie beide waren es wert, daß man auf Sie setzt.« Er wandte sich an Mrs. Pollifax und sagte lächelnd: »Gewalt und Lächerlichkeit gehen immer Hand in Hand. Möchten Sie mich jetzt noch daran erinnern, wie gefährlich Sie beide für mich geworden sind? Natürlich liegt es in meinem ureigensten Interesse, daß keiner von Ihnen jemals von Perdido verhört wird.«

Mrs. Pollifax schüttelte den Kopf. Ihr Blick fiel auf den Mauerschlitze, und sie sprang auf. »Es dunkelt schon«, sagte sie gepreßt zu Farrell. »Ist die Krücke fertig?«

»Ich polstere sie eben«, sagte er, stand auf und probierte den Krückstock aus. »Nicht übel.«

Mrs. Pollifax öffnete ihre Handtasche und zog die Steine und den Knebel hervor. Dann holte sie die Munition für die Beretta, die Landkarte und den Kompaß aus den verschiedenen

Verstecken und legte den Käse vom heutigen Abendessen dazu. Stirnrunzelnd betrachtete sie die kleine Sammlung, als Farrell leise sagte: »Pst, ich glaube, sie kommen die leeren Servierbretter holen.«

Um die Steine zu verbergen, setzte sie sich eben in dem Augenblick darauf, als Major Vassovic schlüsselrasselnd eintrat, »'n Abend«, sagte er.

Nexdhet grunzte. Er hatte eine Zeitung hervorgezogen, hinter der er sich verschanzte. Farrell nickte. Er hatte seine Krücke unter dem Bett versteckt, aber der fehlende Baum mußte auffallen, und Mrs. Pollifax beschloß, den Major abzulenken. »Was macht Ihr Rücken?« fragte sie. Dann sah sie, daß er eine Kerze trug, und ihre Augen wurden groß. »Aber Sie werden doch nicht - Sie werden unsere Zelle doch nicht schon so früh beleuchten?« stotterte sie.

»Sehr beschäftigt heute«, erwiderte der Major und steckte die Kerze in den Metallring. »Später keine Zeit mehr.«

Farrell blickte entsetzt auf, während Nexdhet seine Zeitung beiseite legte und Mrs. Pollifax mit aufreizender Bosheit ansah. Mit sinkendem Herzen begriff Mrs. Pollifax, daß sie auf den Steinen saß, mit denen sie den Wächter bewußtlos schlagen sollte. Nun war der Augenblick gekommen und keiner von ihnen war vorbereitet.

Enttäuschung und Wut über die veränderte Tageseinteilung stiegen in ihr auf. Es war noch nicht dunkel. Bisher war die Kerze nie so zeitig gebracht worden. Es konnte nicht später als acht Uhr sein, aber nun würde man die Zellentür erst wieder aufsperrn, um General Perdido einzulassen, und sie hockte wie eine Bruthenne auf den Steinen, die Farrell haben mußte, wenn er Major Vassovic damit überfallen wollte.

»Farrell muß es tun«, sagte sie sich vor. »Nur er weiß, wie man so etwas macht.« Aber Farrell saß ohne Steine an der gegenüberliegenden Seite der Zelle.

»Ich kann das nicht«, dachte sie empört. Was würde denn der Klub der Gartenfreunde oder der Pastor ihrer Kirche von ihr denken.

Major Vassovic hatte der Zelle den Rücken gekehrt und zog ein Streichholz aus seiner Hemdentasche. Im nächsten Augenblick würde er es an der Wand anreißen, die Kerze anzünden und sich dann umdrehen. »Ich kann nicht«, wiederholte sie sich trotzig.

Er fuhr mit dem Streichholz über die Wand und Mrs. Pollifax sah das Flämmchen aufflackern. »Ich habe in meinem Leben noch keinen Menschen überfallen«, hielt sie sich vor. »Nie, nie, nie.«

Mit dem Stein in der Hand stand Mrs. Pollifax von ihrer Pritsche auf, ging auf Major Vassovic zu und schlug ihn auf den Kopf. Zu ihrer bodenlosen Überraschung sackte er augenblicklich zusammen und lag wie ein leeres Kleiderbündel auf dem Fußboden. »Um Himmels willen«, sagte sie und starrte ihn mit prickelndem Gruseln an.

»Braves Mädchen«, sagte Farrell, griff unter seiner Pritsche nach seiner Krücke und humpelte hinüber, um sich den Major anzusehen.

»Ausgeblasen wie eine Kerze.«

»Hoffentlich habe ich seinen Rücken nicht verletzt«, sagte Mrs. Pollifax beklommen. »Es ging ihm schon so viel besser.«

»Ganz bestimmt nicht«, versicherte Nexdhet ihr höflich.

»Was geschieht jetzt?«

Farrell hob Vassovics riesige Schlüssel vom Boden und warf sie in die Handtasche von Mrs. Pollifax. »Was geschieht jetzt?« wiederholte er. »Wir rufen den anderen, den Stefan herein, und um die Herzogin zu schonen, werde diesmal ich zuschlagen.«

»Oh?« sagte Mrs. Pollifax begehrt. »Eigentlich war es ziemlich spannend.«

»Gewöhnen Sie sich das schnellstens wieder ab. Der Teufel soll mich holen, wenn ich in Ihnen den Appetit erwecke, Männer auf den Kopf zu schlagen. Da, helfen Sie mir, den Major in eine glaubhaftere Stellung zu rücken. Wir sagen, er ist bewußtlos geworden. Entschuldigen Sie, Nexdhet«, setzte er grinsend hinzu. »Ist schon verdammt komisch, das alles vor Ihren Augen zu tun.«

»Aber er hilft uns nicht, er sieht bloß weg«, erinnerte Mrs. Pollifax die beiden. »Jetzt?« Farrell hatte hinter der Zellentür Stellung bezogen. Den Stein hielt er in der gesunden Hand. Als er nickte, stieß sie einen gellenden Schrei aus, dann hielt sie den Atem an und rief markerschütternd: »Wache! Wache!« Sie rannte zur Tür und hämmerte mit den Fäusten dagegen.

Eilige Schritte erklangen im Flur, und die unversperrte Zellentür wurde aufgestoßen. Stefan rannte herein, Farrell trat einen Schritt nach vorn und schlug ihn nieder. Auch Stefan sank zu Boden. »Sie haben ganz recht, es macht wirklich Spaß«, sagte Farrell.

»Ich suche draußen nach einem Strick, um ihn zu fesseln«, sagte Mrs. Pollifax und hastete ins Wachzimmer. Erst als sie dort anlangte, fiel ihr ein, daß sich vielleicht jemand in diesem Raum aufhalten könnte. Sie nahm sich vor, in Zukunft überlegter zu handeln, und sperrte sofort die Haustür ab, damit keine weiteren Wachen sie überraschen konnten. Sie stöberte die Schreibtischladen durch, fand ein paar Schnüre und brachte sie Farrell.

Nexdhet sagte: »Ich halte es wirklich für besser, daß Sie mich jetzt auch fesseln, ehe ich in Versuchung gerate, es mir anders zu überlegen, oder bevor General Perdido auftaucht. Ich bin überrascht, wie unruhig ich allmählich werde.«

»Offen gestanden, bin ich auch etwas nervös«, bekannte Farrell grinsend. »Daran ist die Herzogin schuld. Sie benimmt sich wie eine überaus charmante Amateurin. Das ist beunruhigend. Das ist beunruhigend. Legen Sie sich, Kumpel.«

Dankbar legte Nexdhet sich nieder und Farrell begann, ihn an Major Vassvoc und Stefan zu binden. »Ich werde Sie knebeln, aber nicht bewußtlos schlagen. Sie müssen eben den Ohnmächtigen mimen«, erklärte ihm Farrell. »Sind Sie ein guter Schauspieler?«

»Nein, aber ich bin als ausgezeichnete Sigurimi-Mann bekannt.«

Farrell kicherte. »Na, hoffentlich bewahrt Sie das vor allen Folgen. Und, Nexdhet - vielen Dank.«

Der Oberst lächelte schwach. »Ersparen Sie mir nur die lästige Aufgabe, Sie zu erschießen, mehr verlange ich nicht.«

Farrell schob ihm den Knebel in den Mund und band ihn sorgfältig fest. Über die Schulter hinweg fragte er Mrs. Pollifax: »Wohin rennen Sie jetzt schon wieder?«

»Ich suche eine Beretta. Und es ist schon beinahe dunkel!« Damit verschwand Mrs. Pollifax wieder. Diesmal nahm sie ihre Handtasche mit, um das Wachzimmer auszuplündern. Dank der Schlüssel des Majors fand sie eine Beretta und eine zweite Nambu und wollte sicherheitshalber ihren Munitionsvorrat ergänzen, aber diesmal war das Schloß fest versperrt. »Ein Jammer«, murmelte sie und wandte sich wieder zum Flur.

Jetzt mußte sie etwas tun, was sie schon seit Tagen gequält hatte, nämlich ihre Neugier wegen des Zellennachbarn stillen, der an die Wand geklopft hatte. Auf Zehenspitzen schlich sie an ihrer eigenen Zelle vorbei und den Flur entlang. Sie war nicht überzeugt, daß Farrell diese Extratour gutheißen würde. Sie steckte den Schlüssel ein und öffnete die Tür zu einem dunklen, schrankartig kleinen Raum. Unsicher stand sie an der Schwelle und blinzelte ins Innere.

In der gegenüberliegenden Ecke raschelte es, und instinktiv erkannte Mrs. Pollifax, daß sich dort etwas bewegte. Plötzlich spie die Finsternis einen Umriß, einen Geist, einen grauen Dschinn in wallenden, grauen Gewändern aus, der sich

unzählige Male vor ihr verneigte und eifrig mit melodischem Singsang auf sie einredete.

Mrs. Pollifax unterbrach ihn: »Nicht jetzt, bitte! Wir wollen versuchen zu flüchten. Flüchten«, sagte sie ihm. »Möchten Sie mit uns kommen?«

Er hörte auf zu sprechen und betrachtete sie mit größtem Interesse.

Für einen Asiaten war sein Gesicht erstaunlich lang und von einem geradezu europäischen Schnitt. Sein Mund war schmal und verzog sich in den Winkeln zu einem maskenhaft freundlichen Lächeln, seine Augen glänzten kindlich und wiesen nur über den Lidern die Andeutung eines asiatischen Zuges auf. Zwischen den geschürzten Lippen und den blinzeln den Augen sah er - tja, geistig zurückgeblieben aus, dachte Mrs. Pollifax, eher wie ein als Mann verkleidetes zufriedenes Kind.

»Kommen Sie«, sagte sie wie zu einem Kind, und zerrte ihn am Ärmel. Er folgte ihr widerspruchslos. Seine Augen blickten lebhaft und wißbegierig. Bei ihrer eigenen Zelle angelangt, sagte Mrs. Pollifax mit gekünstelter Munterkeit: »Schauen Sie, was ich gefunden habe.«

»Du liebe Zeit«, antwortete Farrell und starrte den kleinen Mann neben ihr an. »Ja, wer ist denn dieser komische Vogel?«

»Unser Nachbar. Bestimmt kann Oberst Nexdhet uns sagen, wer er ist.« Sie sahen beide den Oberst an, der sich mit aller Kraft von seinem Knebel und den Stricken zu befreien suchte. Farrell neigte sich über ihn und zog ihm den Knebel aus dem Mund.

»Nein«, sagte Nexdhet heiser. »Nein, ich verrate Ihnen nicht, wer er ist. Und Sie dürfen ihn unter keinen Umständen mitnehmen.«

»Mitnehmen!« Allmählich begriff Farrell, und vor Entsetzen blieb er stumm. »Sie können doch nicht im Ernst - Sie haben doch nicht die Absicht -«

»Warum nicht?« fragte Mrs. Pollifax.

»Aber wer ist er denn? Sie wissen doch überhaupt nichts von ihm. Herrgott, Herzogin, vielleicht ist das ein wilderer Kommunist als General Perdido selbst.«

»Dann wäre er doch nicht eingesperrt.«

»Wer weiß. Vielleicht hat er die Freundin eines großen Tiers verführt oder versucht, einen Staatsstreich zu organisieren. Er ist Chinese, nicht wahr? Er muß eine wichtige Stellung bekleidet haben, sonst wäre er nicht hier.«

»Ich höre Ihnen nicht mehr länger zu«, sagte Mrs. Pollifax beleidigt.

»Von unheilbarer Vertrauensseligkeit«, bemerkte Oberst Nexdhet vom Fußboden her. »Jetzt aber sind Sie verrückt.«

Farrell war ratlos. »Noch etwas dürfen Sie nicht übersehen, Herzogin. Wenn er nicht englisch spricht, begreift er doch nicht, daß wir fliehen, und wenn es ihm dann klar wird, beginnt er sicher im ungünstigsten Augenblick laut zu brüllen. Vielleicht will er gar nicht fliehen.«

»Unsinn, jeder will fliehen«, sagte Mrs. Pollifax geringschätzig.

»Haben Sie ihm erklärt, wie riskant die Sache ist? Vielleicht weiß er sich etwas Besseres, als vor einem Exekutionskommando zu enden«, gab Farrell ihr zu bedenken.

»Miesmacher.«

»Da haben wir wieder ihr zartes Gewissen«, sagte Farrell resigniert zu Nexdhet.

»Bringen Sie ihn sofort in seine Zelle zurück«, befahl Nexdhet. »Und vergessen Sie nicht, ich weiß, wer er ist.«

»Und Sie wollen es uns nicht sagen?«

»Um keinen Preis!« In diesem Punkt schien Nexdhet nicht mit sich reden lassen zu wollen.

Beide betrachteten ihn nachdenklich, bis Farrell sich aus

seinen Überlegungen riß und sagte: »Zum Teufel, Herzogin, schließlich ist unser ganzes Vorhaben verrückt. Nehmen Sie ihn mit, verdammt noch mal, wir können nicht endlos Zeit verlieren.«

Wortlos übergab Mrs. Pollifax ihm die beiden Pistolen und half ihm, den Oberst wieder zu knebeln. »Okay, gehen wir«, sagte Farrell forsch, und sie traten in den Flur hinaus. Der Dschinn ließ Mrs. Pollifax' Ärmel nicht los. Farrell versperrte die Zellentür von außen und steckte die Schlüssel wieder Mrs. Pollifax zu. »Sie können sie später wegwerfen«, sagte er und humpelte ins Wachzimmer. »Wie sollen wir diesen Ihren bedauerlichen Fehltritt denn nennen?«

»Unseren Dschinn«, sagte Mrs. Pollifax prompt. »Er erinnert mich an einen Dschinn aus Aladins Wunderlampe. Natürlich ist er kleiner.«

Auf seine Krücke gestützt, sperrte Farrell die Außentüre auf und öffnete sie. »Im großen Haus brennen nur zwei Lampen«, sagte er.

»Wollen wir?«

Galant hielt er die Tür für Mrs. Pollifax und ihr Findelkind offen, und sie gingen an ihm vorbei in die schwüle Nacht. »Wir sind draußen, wir sind frei, wir sind nicht mehr gefangen«, dachte Mrs. Pollifax und schöpfte tief Luft. Eben wollte sie wieder ausatmen, als rechts von ihr eine beißende Stimme sagte: »Aber, aber, da kommen ja meine drei Häftlinge, und weit und breit kein Wächter in Sicht! Offenbar bin ich im richtigen Zeitpunkt aus Peking zurückgekehrt.«

General Perdido war wieder da.

»Zurück - ins Wachzimmer«, bellte General Perdido und zog seinen Revolver aus dem Halfter. »Das soll Vassovic den Kopf kosten. Lulasch, sehen Sie nach, was die mit Vassovic angestellt haben. Wird's bald!«

Während der General seine Befehle brüllte und seine Aufmerksamkeit dadurch für Sekunden abgelenkt wurde, hob Mrs. Pollifax den Arm und schleuderte die Zellschlüssel weit in das Dunkel.

Ängstlich wartete sie auf das metallische Aufklatschen auf den Steinen, aber weder ihre Armbewegung, noch das Geräusch fiel jemandem auf, und Mrs. Pollifax' Zuversicht stieg. Sie hätte nicht genau sagen können, weshalb ihr Mut zurückkehrte. Am ehesten wohl, weil der General doch etwas hätte bemerken müssen, und daß er es nicht getan hatte, bewies, daß er auch kein Unmensch war. Ein Mann, der brüllend Befehle erteilte und aus der Dunkelheit vorschnellte, konnte leicht in den Ruf übermenschlicher Fähigkeiten gelangen, überlegte sie. Diese Zellschlüssel bekam er jedenfalls nicht wieder, und falls es ein zweites Paar gab, dann würde es eine gewisse Zeit dauern, ehe es gefunden wurde.

So waren sie höchst ruhmlos wieder im Wachzimmer gelandet und standen wie drei schlimme Kinder vor dem Schreibtisch, hinter dem der General Platz genommen hatte. Verzweifelt versuchte Mrs. Pollifax zu überlegen. Die Stromversorgung war primitiv. Es gab nur eine einzige Leitung, hatte der Major ihr gesagt. Es wäre wunderbar, wenn sie irgend etwas anstellen könnte, um einen Kurzschluß zu erzeugen. Leider besaß sie wieder einmal kein Messer und kannte sich mit elektrischen Leitungen überhaupt nicht aus.

»Was seid ihr doch für Narren«, zischte der General. »Nie hätte ich euch das zugetraut. Es wird mir ein besonderes

Vergnügen sein. Sie dafür zu bestrafen, Mr. Farrell. Und was Sie anbelangt, Mrs. Pollifax - ja, was gibt es, Lulasch?»

Lulasch erschien im Flur und erwiderte verstört Mrs. Pollifax' Blick.

»Ich kann nicht hinein«, sagte er. »Die Zellentüren sind abgesperrt.«

Der General fluchte leise vor sich hin und riß gereizt eine Lade nach der anderen auf. »Hier sind sie nicht, einer von den dreien muß sie bei sich haben. Visitieren Sie sie.«

Mrs. Pollifax erschrak zutiefst, denn eine Leibesvisitation hätte zwei Pistolen ans Tageslicht gebracht. Trotzig sagte sie: »Ich habe die Schlüssel bei mir gehabt, aber ich habe sie weggeworfen. Draußen, in der Dunkelheit.«

Der General stand auf, ging um den Schreibtisch herum, hob langsam einen Arm und schlug Mrs. Pollifax mit aller Kraft ins Gesicht.

Lulasch machte ein verzweifelteres Gesicht. Farrell rief wütend: »He!«

Taumelnd und leicht benommen hörte Mrs. Pollifax den General versprechen, daß dies nur der Anfang dessen sei, was sie noch zu erwarten hatten. Jetzt machte auch der Dschinn den Mund auf.

Seine Augen liefen hurtig und gespannt von Mrs. Pollifax zum General. Der General antwortete ihm in fließendem Chinesisch, und der Dschinn nickte zufrieden.

»Los, Soldat Lulasch - untersuchen Sie sie«, befahl General Perdido barsch.

Lulasch tauschte einen langen Blick mit Mrs. Pollifax, aber sie wußte nicht, ob sie eine Entschuldigung oder eine Bitte in seinen Augen sah. Bedächtig ging er auf Farrell zu und stand vor ihm.

»Drehen Sie sich, bitte, um und legen Sie beide Hände an die

Wand.«

Es dauerte eine volle Sekunde, ehe Mrs. Pollifax begriff, daß Lulasch breit vor Farrell stand und ihn damit sowohl vor General Perdido verbarg als auch vor dessen Pistole deckte. Ein sonderbares Lächeln spielte um Lulaschs Lippen, als er Farrell in die Augen sah. »Schneller«, sagte er, »oder ich erschieße Sie.«

Farrell begriff. Eine Hand zuckte rasch zu seiner Rocktasche, mit der anderen hielt er Lulasch fest. Über Lulaschs Schulter schoß er auf den General und versetzte Lulasch dann einen leichten Schlag mit dem Knauf über den Kopf. Der Schuß hallte ohrenbetäubend in dem kleinen Zimmer wider. Lulasch und der General stürzten zu Boden.

»Gehen wir«, sagte Farrell und humpelte an seinem Krückstock zur Tür. Der Dschinn aber war als erster dort, und die drei flohen in die Nacht hinaus. Oder vielleicht war fliehen nicht das passende Wort, dachte Mrs. Pollifax, als Farrell stolpernd über das Geröll humpelte und pausenlos seine Ungeschicklichkeit verfluchte. Sie kehrte um, nahm seinen Arm und sie arbeiteten sich zu den Bäumen empor. »Ich fürchte, ich habe ihn nur verletzt«, zischte Farrell wütend zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Ich wollte ihn töten, aber bestimmt habe ich ihn nur in die Schulter oder in den Arm getroffen.«

»Jedenfalls ist er zu Boden gestürzt«, erinnerte Mrs. Pollifax ihn.

»Er ist hinter dem Schreibtisch verschwunden.«

»Nichts als instinktiver Selbsterhaltungstrieb. In wenigen Minuten wird er die Wunde verbunden haben und wieder zu Atem gekommen sein, und dann ist er uns auf den Fersen.«

»Ja«, sagte Mrs. Pollifax grimmig und überlegte unwillkürlich, daß sie ohne den gehbehinderten Farrell schon den Schutz der Bäume erreicht hätten. Sie überlegte diesen

Gedanken mit großer Gründlichkeit und ohne jede Selbsttäuschung, erwog den Unterschied, der sich für beide in ihren geringeren Chancen ergeben würde und gestattete sich flüchtige Gewissensbisse über ihre menschliche Schwäche. Dann schob sie diesen Gedanken ein für allemal von sich. »Da sind wir«, sagte sie erleichtert, als sie im Schutz der ersten Föhren anlangten.

»Mein Gott, die Esel!« keuchte Farrell. »Sehen Sie nur!«

Jetzt, da ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erkannte Mrs. Pollifax, worauf er zeigte. Zwei Esel waren an einen Baum angebunden und knabberten an der dünnen Grasnarbe, die sich zwischen Schutthalden und Felsblöcke schob. »Glück«, flüsterte sie.

»Wenn das kein Wunder ist!« knurrte Farrell und humpelte zu den Tieren hin. »Aber natürlich mußten die Esel irgendwo stecken, nachdem der General erst angekommen ist.«

»Und wir haben kein Messer, um sie loszuschneiden«, jammerte Mrs. Pollifax.

»Fühlt sich wie ein doppelter Knoten an«, murmelte Farrell und zerrte daran. »Packen Sie in der Mitte an.«

Der Dschinn stand abwartend daneben, ohne ihnen zu helfen. Als die Tiere losgebunden waren, trat er vor, griff nach den beiden Stricken und bedeutete Mrs. Pollifax und Farrell mit Gesten, aufzusteigen.

Im gleichen Augenblick vernahm Mrs. Pollifax aus dem Hintergrund einen Schuß und erstarrte. »Sie sind hinter uns her!«

»Nicht die Nerven verlieren, vielleicht signalisieren sie damit bloß zum Hauptgebäude um Hilfe. So steigen Sie doch auf, damit wir fortkommen!«

Mrs. Pollifax raffte sich zusammen und hörte sich gefaßt sagen: »Nein, mich bekommen Sie nicht noch einmal auf diese gräßlichen Tiere. Ich glaube, daß der Weg, oder was es auch ist,

rechts von uns verläuft, und diesen Weg dürfen wir nicht benutzen, aber wie soll ich das dem Dschinn denn klarmachen? Er muß aufsitzen, ich übernehme die Führung. Wir müssen den Grat finden und daran entlang gehen - er ist unsere einzige Hoffnung.« Sie zerrte bereits an den Stricken und setzte dem Dschinn mit überstürzter Zeichensprache auseinander, was geschehen sollte. Schließlich stieg er auf, und mit beiden Leitseilen in der Hand, machte Mrs. Pollifax sich auf die Suche nach dem Felsgrat. Sie hatten keine Zeit zu verlieren. Die Rufe erklangen schon dicht hinter ihnen. Die Esel zockelten mit aufreizender Langsamkeit dahin. Ohne Taschenlampe vermochte Mrs. Pollifax nur die größeren Felsblöcke zu erkennen und sie stolperte ständig über Steine, die aus dem Erdreich ragten. Kein Mond stand am Himmel. Das Sternenlicht reichte knapp aus, daß sie zwischen einem Felsblock und einem Baum unterscheiden konnte.

Mrs. Pollifax war darüber um so verzweifelter, als die Suche nach ihnen bestimmt bestens organisiert war. Der Felsabbruch, an dem sie mittlerweile längst hätten anlangen müssen, zeigte sich nirgends, und die Felsblöcke lagen so unselig verstreut, daß sich Mrs. Pollifax bald fragte, ob sie nicht durch das ständige Ausweichen einen Kreis beschrieben hatte und sich jetzt wieder dem Ausgangspunkt näherte.

Es war kein beflügelnder Gedanke.

Unbarmherzig zerrte sie an den Leitseilen und beschleunigte ihre Schritte. Es zeigte sich, daß sie den Zeitpunkt dafür nicht glücklich gewählt hatte. Ihr rechter Fuß tastete ins Leere, suchte nach einem Halt, senkte sich in Erwartung festen Bodens und fand keinen. Mit erschrecktem Aufschrei fiel sie nach vorn. Die Leitseile hielt sie noch immer fest. Da sie nirgends auf Widerstand stieß, der sie abfangen konnte, schoß sie kopfüber ins Leere und zog Männer und Esel nach.

Es war kein tiefer Sturz. Eben als sie glaubte, ihr letztes Stündlein habe geschlagen, verfiel sich ihre Jacke an etwas

Spitzem, das ihren Sturz jählings unterbrach, und sie entdeckte, daß sie kläglich an einem knirschenden, ächzenden Ast hing, der jeden Augenblick zu brechen drohte. Mrs. Pollifax hatte endlich den Grat gefunden und war darüber hinausgeschritten. Zum Glück hatte sie auch einen verkümmerten Ast gefunden, der im rechten Winkel zur Steilwand wuchs. Wohin sie sich allerdings von hier aus wenden sollte und wo Farrell, der Dschinn und die Esel waren, das wußte sie nicht. »Teufel!« stieß jemand neben ihr aus.

»F-F-Farrell?« stotterte Mrs. Pollifax überrascht.

»Du lieber Himmel, Sie sind auch da?«

Im gleichen Augenblick hörten sie beide die etwas vorwurfsvolle, aber melodiöse Stimme des Dschinn, und das leise, verängstigte Schreien der Esel. »Aber wo sind wir?« rief Mrs. Pollifax.

»Besser, wir wissen das nicht zu genau«, sagte Farrell mit Nachdruck.

»Ich glaube. Sie sollten vorerst einmal zu uns kommen. Unter mir ist Felsboden und was ist unter Ihnen?«

Nervös antwortete Mrs. Pollifax. »Ein Ast und - ich glaube, sonst gar nichts. Nur Luft.«

»Nicht aufhören zu reden, damit ich Sie finden kann. Diese verdammte Finsternis.«

Mrs. Pollifax begann, Gedichte aus ihrer Schulzeit aufzusagen und versuchte nicht daran zu denken, was geschehen mußte, wenn dieser Ast nachgab, oder Farrell sie nicht retten konnte. Als eine Hand sie am Knöchel packte, entschlüpfte ihr ein erleichtertes Schluchzen.

»Sie liegen auf einem Ast«, sagte er ihr, als ob sie das nicht längst wüßte. »Kriechen Sie äußerst vorsichtig, ganz behutsam in die Richtung, aus der ich spreche. Versuchen Sie nicht, sich aufzusetzen und machen Sie keine jähen Bewegungen. Ich halte Sie mit beiden Händen an den Knöcheln fest und werde ganz

sanft anziehen. Ich glaube, ich kann Sie halten, falls der Zweig nachgibt.«

»Sie glauben?« wiederholte Mrs. Pollifax und hätte gern hysterisch gelacht, denn wenn der Ast samt ihr nachgab, mußte ihr Kopf unweigerlich am Fels zerschmettern, egal, wie fest Farrell ihre Knöchel auch hielt. Aber sie gehorchte und lernte dabei, wie geschmeidig sie ihre Hüften heben und schieben konnte, wenn ihr Leben davon abhing. Nach zehn Minuten, die ihr wie Stunden erschienen, stieß sie mit den Zehen gegen den festen Felsvorsprung, auf dem Farrell kniete. Als sie endlich neben ihn zu knien kam, gestattete sie sich den Luxus eines kurzen Schwächeanfalls.

»Wir scheinen auf ein ziemlich kleines Felsband gefallen zu sein«, erklärte Farrell ihr.

»Sie haben Ihr Bein doch nicht wieder verletzt?« wagte sie zu fragen.

»Ich bin auf einen Esel gestürzt. Der Dschinn hat nicht soviel Glück gehabt. Er ist auf den ersten Esel gefallen und der zweite auf ihn. Aber es ist ihm nichts geschehen. So ein Wahnsinn! Schätzungsweise dürften wir aber nur etwa zwanzig Fuß abgestürzt sein!«

»Nicht mehr?« staunte Mrs. Pollifax und dann wurde sie stocksteif, weil über ihnen Stimmen laut wurden.

»Zurück«, wisperte Farrell ihr zu. »In der Wand ist eine kleine Nische unter einem Felsvorsprung. Finden Sie den einen Esel und halten Sie ihm das Maul zu, ich übernehme den zweiten.«

»Und der Dschinn?«

»Der Teufel hole den, der versteht uns nicht, also kann er auch nicht helfen. Wenn wir ihn sehen könnten, würde er bestimmt wieder Bücklinge und Kratzfüße machen.«

Mrs. Pollifax fand einen Esel, tastete sich zu seinen Lippen und umklammerte sie mit beiden Händen. Die Esel waren in die

kurze Höhle gekrochen und ließen keinen Platz für Menschen übrig. Mrs. Pollifax kroch fast auf die Tiere, als sie hörte, wie der General mit streitsüchtiger Stimme Befehle brüllte. Perdido lebte also - Farrell hatte recht behalten. Ein kräftiger Scheinwerfer leuchtete von oben in den Abgrund und Mrs. Pollifax preßte die Augen zu und hoffte, dadurch noch kleiner zu werden. Dann wanderte der Lichtkegel den Grat entlang und die Stimmen verklangen, als sich der Suchtrupp entfernte.

Die unerträgliche Spannung wich von Mrs. Pollifax, und gleich darauf war sie fest eingeschlafen.

Es war der Dschinn, der sie mit leiser Berührung an der Schulter weckte. Der Bauch des einen Esels hatte ihr als Kopfkissen gedient, und als sie den Kopf hob, bemerkte sie ungläubig, daß sie die ganze Nacht durchgeschlafen hatte. Im Osten wurde der Himmel schon deutlich heller. Im ersten Dämmerlicht sah sie, wie entsetzlich schmal das Felsband war, auf das sie gefallen waren. Unter ihren Schuhen fiel die Wand schroff zum Tal ab, daß ihr der Atem stockte.

Selbst der Zweig, der sie aufgefangen hatte, sah nicht kräftiger als ein Arm aus. Farrell bemerkte ihr Entsetzen und sagte grinsend:

»Die Götter waren uns gnädig, wie?«

Mrs. Pollifax antwortete mit einem Frösteln. »Der Dschinn hat seine Ärmel gespendet, um den Eseln damit die Mäuler zu verbinden«, erklärte er. »Bis vor einer Stunde waren ab und zu Stimmen zu hören. Vermutlich wird die Nachricht von unserer Flucht jetzt per Funk in ganz Albanien verbreitet. Gehen wir lieber schleunigst, bevor es hell wird und die Suche von neuem beginnt.«

»Gehen?« sagte Mrs. Pollifax ungläubig. »Gehen, sagen Sie? Wohin?«

»Also nach oben ist's ausgeschlossen«, sagte er spöttisch. »Und möchten Sie hier den Rest Ihres Lebens verbringen?

Außerdem bekomme ich Hunger.«

Mrs. Pollifax griff automatisch nach ihrer Handtasche, hielt aber ein, als sie Farrell den Kopf schütteln sah.

»Ihre Handtasche hat weniger Glück gehabt«, sagte er. »Ich habe mich bereits umgesehen. Die ist weg. Dort unten, vermutlich.«

»Wenn ich mir bloß die Zähne putzen könnte«, nörgelte Mrs. Pollifax plötzlich, und darin drückte sich ihre krasse Unzufriedenheit mit der Lage aus. Sie beugte sich ganz wenig vor - mehr wagte sie nicht, weil sie nicht schwindelfrei war - und blickte ins Tal hinab. Ihr erster Gedanke war, daß Farrell Selbstmordabsichten hegen mußte, wenn er annahm, sie könnten eine solche Wand bezwingen, aber schließlich waren ihre Neugier und ihr Interesse stärker als ihre Ablehnung. Die Wand fiel nicht senkrecht ab, sondern verlief fast unmerklich schräg. Da gab es lawinenartige Schutthalden, dann kurze Steilhänge, weitere Geröllmulden, bis der Fels unten in den grünen Abhang mündete, auf dem sie beim Spaziergehen Ziegen hatte grasen sehen. »Aber das schaffen Sie nie mit Ihrem Bein«, wandte sie ein. »Unmöglich.«

Farrell grinste. »Sie vergessen etwas. Das Gehen fällt mir schwer, aber kein Mensch geht über eine Wand. Man hangelt sich mit dem Gesicht zum Fels nach unten. Dazu braucht man die Hände und die Arme, aber nicht die Beine. Kommen Sie, brechen wir auf.«

»Oh, diese unbeschwerten Frühaufsteher«, dachte Mrs. Pollifax, aber dann wurde ihr klar, daß hier nicht das Temperament, sondern das Alter ausschlaggebend war. Farrell war jünger und anpassungsfähiger.

Mrs. Pollifax fühlte sich in diesem Augenblick überwältigend müde und uralt. Ein Exekutionskommando erschien ihr als das reinste Vergnügen im Vergleich zu diesem Abstieg, selbst wenn die Wand nicht senkrecht war.

Spitz sagte sie: »Schön, und wer übernimmt die Führung? Sie oder der Dschinn?«

»Weder - noch«, erwiderte Farrell gleichmütig. »Ich muß Ihnen nämlich leider gestehen, daß ich dem Dschinn nicht traue. Wer weiß, ob er nicht mitgekommen ist, um uns zu bespitzeln. Ich spreche seine Sprache nicht und weiß nicht, was er im Wachzimmer zu General Perdido gesagt hat. Ich weiß überhaupt nichts von ihm. Also werden Sie den Anfang machen, dann kommt der Dschinn und ich bilde die Nachhut, weil ich bewaffnet bin.«

Udenkbar, lächerlich, entschied Mrs. Pollifax entrüstet. Mit zusammengebrochenen Zähnen schob sie sich nach vorn und ließ die Füße über die Felskante baumeln.

»Nicht so, umdrehen«, befahl Farrell unerbittlich. »Lassen Sie sich mit dem Gesicht zum Felsen vom Ast hängen und tasten Sie mit den Füßen nach einem Stützpunkt.«

»Prächtig«, sagte sie erbittert. »Wenn ich wieder daheim bin, kann ich im Zirkus auftreten.«

»Falls Sie jemals heimkommen«, sagte Farrell mit Nachdruck, und seine Worte übten eine belebende Wirkung auf sie aus. Ihre Wut machte sie tollkühn, und sie klammerte beide Hände um den Ast und ließ sich zitternd in den Abgrund hängen. Und der Abgrund war sehr tief. Farrell zischte ihr von dem Felsband Weisungen zu: »So - jetzt haben Sie es.«

Was sie hatte, wie Farrell es ausdrückte, war ein unter ihrem Fuß schüchtern hervorragender Stein, aber sie vermochte Farrells Begeisterung darüber nicht zu teilen. Sie blinzelte unter sich auf den Stein, dann tiefer ins Tal hinab, überlegte, daß von diesem Stein ihr Leben abhing und krallte sich noch entschlossener an den Ast.

»Nein, nein. Sie müssen loslassen«, sagte er.

»Der Stein trägt mich nie«, sagte sie aufsässig. »Doch, Sie müssen nur mit beiden Händen nach der kurzen kleinen Wurzel

fassen, die dort oben aus dem Felsen wächst.«

»Da bleibe ich lieber bei meinem Ast, herzlichen Dank.«

»Wie viele Jahre?« fragte Farrell niederträchtig.

Er hatte nicht unrecht. Sie mußte sich für oben oder unten entscheiden, und da jede Richtung ihren gewaltsamen Tod herbeiführen konnte, war es am vernünftigsten, sie versuchte gleich den Abstieg. Mit einer Hand tastete sie nach der Wurzel, mit der anderen umklammerte sie noch immer den Ast. Dann schloß sie die Augen.

»Eins, zwei, drei... los!« hauchte sie. Sie zog die linke Hand vom Ast, ertrug heldenmütig die grauenhafte Sekunde, in der sie völlig frei im Leeren zu schweben schien, und dann hing sie mit beiden Händen an der Wurzel, und ihre Füße stemmten sich auf den darunterliegenden Stein. Vorsichtig öffnete sie die Augen und stellte fest, daß sie noch lebte. Mehr als das, ihre Lage hatte sich sprunghaft verbessert, denn statt vom Ast ins Leere zu hängen, drückte sich ihr ganzer Körper jetzt dicht an die Felswand, die eben schräg genug war, ihr ein gewisses Gefühl der Sicherheit vorzutäuschen.

Sie konnte sogar ein kleines Loch im Fels sehen, in dem ihre Hände beim nächsten Schritt Halt finden konnten. Mrs. Pollifax begann, die Technik des Bergsteigens zu erfassen.

Auf diese Weise stiegen die drei zentimeterweise ins Tal hinab.

Allmählich verfärbte sich die Felswand vom Perlgrau der Morgendämmerung zu dunklem Gold, als die Sonne sie entdeckte. Es wurde bereits verhängnisvoll hell, als sie die letzte Etappe, einen rührend leicht zu überquerenden Schuttkegel, erreichten. Hier machten sie halt, um Atem zu holen und zu sehen, wo sie waren.

Sie standen auf einer dürftigen Weide, auf der es im allgemeinen von Ziegen wimmelte, wie Mrs. Pollifax bei ihren Spaziergängen auf dem Kamm des Felsens gesehen hatte. Diese

Weide lag knapp über einer anderen und dann noch einer, und jede kippte wie betrunken zum Boden des flachen, trockenen Tales. Jetzt waren keine Ziegen da, und Mrs. Pollifax ließ den Blick nach Westen schweifen und sah, daß dort die Hütte der Ziegenhirten stand. Es war eine kleine, primitive Steinhütte ohne Fenster. Dann schnappte sie hörbar nach Luft, denn in der offenen Tür stand eine Frau, die sich kaum von den Schatten der Felswand abhob.

»Was haben Sie?« fragte Farrell.

Stumm zeigte Mrs. Pollifax nach unten.

Farrell stützte sich auf seine Krücke und griff mit einer Hand in seine Tasche.

»Nein«, sagte Mrs. Pollifax gedehnt. »Sie dürfen sie nicht erschießen. Überhaupt kann sie um diese Zeit nicht allein sein. Bestimmt sind noch andere in der Hütte.«

»Sie hat uns gesehen«, brummte Farrell. »Jetzt heißt es sie oder wir, Herzogin.«

»Überzeugen wir uns doch wenigstens, ob sie allein ist«, bat Mrs. Pollifax. »Dann könnten wir sie doch einfach fesseln und knebeln, nicht wahr? Ein Schuß wäre meilenweit zu hören.«

Farrell zog die Hand aus der Tasche und seufzte. »So von Frau zu Frau, wie? Na, wie Sie wünschen, Herzogin. Jetzt ist schon alles egal.«

Nervös ging Mrs. Pollifax vor den beiden zur Hütte.

Die Frau sah genauso zeitlos und gelassen aus, wie die Felsen rund um sie. In ihrem aufmerksamen, sonnenverbrannten Gesicht lebten einzig die Augen. Als sie nur mehr etwa zwei Fuß von der Tür entfernt waren, blieb Mrs. Pollifax stehen, lächelte mit blassen Lippen und zeigte auf die Berggipfel. Dann zeigte sie auf sich und Farrell. »Inglese«, sagte sie.

Der gleichmütige Blick der Frau wanderte zum Felsen empor, kehrte zu Mrs. Pollifax zurück, um deren zerrissenes Kleid und die handgewebte Jacke zu mustern und blieb kurz an Farrells Krücke und dem wallenden Gewand des Dschinns hängen. Dann drehte sie sich mit jäher Bewegung der Hütte zu, und Mrs. Pollifax stockte der Atem. Aber die Frau blieb stehen, hielt das Ziegenfell in der Tür zur Seite und winkte ihnen, ihr zu folgen. Wieder ging Mrs. Pollifax voran. Sie hatte bemerkt, daß Farrells Hand schon in der Tasche steckte. In der Hütte herrschte Dämmerlicht, und nur in der Mitte des Lehmbo­dens brannte ein kleines Feuer. Das erste, was Mrs. Pollifax sah, war ihre Handtasche, die neben dem Herd auf der Erde lag, und da wurde ihr bewußt, daß ihr Abstieg seit längerer Zeit beobachtet worden war. Die Frau sprach mit den beiden Männern, die neben dem Feuer hockten. Der jüngere war ein etwa fünfzehnjähriger Junge, der ältere ein großer, kräftiger Mann mit grimmigem Schnurrbart und glühenden Augen. Die drei unterhielten sich einige Minuten lang. Das Gespräch verlief nicht hitzig, und zwischen den einzelnen Sätzen gab es immer wieder nachdenkliches Schweigen. Mrs. Pollifax hätte gern gewußt, ob Farrell oder der Dschinn genauso unruhig waren wie sie, als sie es stumm geschehen lassen mußte, daß über sie gesprochen wurde, ohne daß sie etwas davon verstehen konnte. Es gab keine Ketten, die sie hier festhielten, und doch hatte die Frau sie einfach dadurch, daß sie sie gesehen hatte, in der Hand. Ob sie wohl die Frau und ihre Angehörigen erschießen würden? »Ich

bin für das alles zu alt und zu weich«, dachte sie.

Plötzlich stand der ältere Mann auf, ging zur Tür, schob das Ziegenfell beiseite und trat ins Freie. Mrs. Pollifax und Farrell sahen einander verschreckt an. Auch der Junge war aufgesprungen, holte Schemel herbei und forderte sie mit einer Handbewegung zum Sitzen auf. »Was halten Sie davon?« fragte Mrs. Pollifax Farrell leise.

»Ich weiß nicht«, sagte Farrell, humpelte zur Tür und spähte hinaus.

Die Frau hatte drei hölzerne Schüsseln herbeigetragen und füllte sie mit etwas, das wie klumpige Hafergrütze in Unmengen von Öl aussah. Mit höflichem Lächeln nahm Mrs. Pollifax ihre Schüssel entgegen und setzte sich. Auch Farrell kam zurück und setzte sich neben den Dschinn. »Ich weiß nicht«, sagte er nochmals.

Mrs. Pollifax nickte und löffelte den honigsüßen Brei aus. Was hatten die drei Männer besprochen? Wohin waren sie gegangen?

Sie wußte es nicht und konnte nur abwarten. Es war die Frau, die den nächsten Schritt tat. Sie ging zu einer Truhe in einer Ecke des Raums und holte verschiedene Kleidungsstücke hervor. Erstaunt fragte Mrs. Pollifax, ob diese Leute ihnen vielleicht helfen wollten.

Sie drehte sich zu Farrell um, den sichtlich die gleiche Unsicherheit quälte. Die Frau hatte einen schäbigen, spitzen Filzhut aus der Truhe geholt und setzte ihn dem Dschinn auf. Dann hielt sie abschätzend die lose geschnittene Volkstracht der albanischen Gebirgsleute an Farrells Körper. Mrs. Pollifax gab sie zwei Unterröcke und ein unwahrscheinlich weites Wollkleid, das mit geklöppelten Spitzen verziert war. Sie wies auf die Decke, die eine Ecke des Raumes abteilte.

»Na?« rief Mrs. Pollifax und sah Farrell strahlend an.

»Könnte sich noch immer um eine Falle handeln«, wandte er

ein.

»Das will ich nicht gehört haben«, sagte sie hoheitsvoll, zog sich hinter die Decke zurück und zog sich um.

Wenige Minuten später waren die drei wieder um das Feuer versammelt. Ihr Aussehen hatte sich grundlegend verändert. Am glaubhaftesten sah Farrell mit seinem unrasierten Kinn aus. Er wirkte gefährlich und rasch entflammbar wie ein Räuber. Der Dschinn hatte sich wenig verändert. Er war immer noch klein, erinnerte an einen Vogel und trotzte jeder Verkleidung. Wie Mrs. Pollifax aussah, wußte sie nicht, aber unter so vielen Unterröcken war ihr schrecklich heiß.

Die Frau streckte Mrs. Pollifax die Handtasche entgegen und ihre Finger streichelten das weiche, dunkelblaue Kalbsleder. Impulsiv öffnete Mrs. Pollifax ihre Tasche, entnahm ihr die Pistole samt Munition, den Kompaß, die Landkarte, die Lebensmittel und die Spielkarten und gab die leere Tasche der Frau zurück. »Behalte sie«, sagte sie lächelnd. »Sie paßt nicht zu diesem Kleid. Ich verwende lieber die Säcke. In jedem Unterrock ist einer«, erklärte sie Farrell.

Sie zeigte der Frau, wie der Verschuß der Tasche funktionierte, und die Frau sah ihr überrascht und dann hingerissen zu. Sie hatte ein ungemein anmutiges Lächeln. Auch die handgewebte Jacke drängte Mrs. Pollifax ihr auf und konnte nur hoffen, daß die Frau sie einige Zeit nicht außerhalb der Hütte anziehen würde.

Jetzt erschien der Junge in der Tür und Mrs. Pollifax sah, daß sein Vater sie nicht angezeigt, sondern bloß seine Ziegen geholt hatte. Er hatte sie zur Tür getrieben, wo sie sich blökend zusammendrängten.

Mit seinem Hirtenstab trieb der Mann sie noch dichter an die Schwelle. Der Junge wandte sich den dreien zu und begann aufgeregt gestikulierend darzustellen, was die Familie beschlossen hatte.

Zuerst zeigte er auf die Felswand und bekreuzigte sich, so daß Mrs. Pollifax erfaßte, daß General Perdidos unheimliche Bergfestung in der ganzen Umgebung bekannt und verhaßt war. Dann zeigte er auf die Sonne und schien ausdrücken zu wollen, daß sie rasch wieder fortgehen mußten, ehe Leute zur Hütte kamen. In ihren neuen Kleidern - er zeigte auf sie und rieb die Wolle zwischen den Fingern, um zu verdeutlichen, daß er Kleider meinte - konnten sie vielleicht unbehelligt zur Straße gelangen.

»Straße?« fragte Farrell verdutzt.

Mrs. Pollifax nickte. »Von hier aus ist sie nicht zu sehen, aber von oben habe ich sie bemerkt. Ich schätze, daß sie in einer Entfernung von etwa fünf Meilen die Ebene in Nord-Süd-Richtung durchquert.«

Nun ging es darum, den Talboden unbemerkt zu erreichen, aber der Junge war noch nicht zu Ende. Alle Weiden rundum konnten deutlich von den Häusern oben eingesehen werden. Wenn Mrs. Pollifax und der Dschinn sich in Ziegen verwandelten, konnten sie gemeinsam mit der Herde abziehen, ohne entdeckt zu werden.

»In Ziegen verwandeln«, sagte Mrs. Pollifax ungläubig. Bestimmt hatte sie die Gesten mißverstanden. Aber wieder ließ der Junge sich auf Hände und Knie nieder und kroch diesmal in die Mitte der dicht beisammenstehenden Herde.

»Du lieber Gott«, sagte Mrs. Pollifax schwach.

Der Junge stand wieder auf, zeigte auf Farrells Bein und schüttelte den Kopf. Dann nahm er seinem Vater den Hirtenstab ab und drückte ihn Farrell in die Hand. Als Antwort kroch nun der Vater auf Händen und Knien.

Farrell grinste. »Jetzt sollten Sie Ihr Gesicht sehen, Herzogin.

Begreifen Sie? Von oben wird es aussehen, als ob der Alte und sein Sohn die Ziegen auf die Wiese treiben, wie sie das jeden Morgen um diese Zeit tun. Ein Mann und ein Junge gehen

fort, ein Mann und ein Junge kehren wieder heim. Beim Fortgehen aber werde ich der Hirte sein, während er genau wie Sie und der Dschinn zur Ziege wird. Verdammt hochherzig von ihm, das muß ich schon sagen. Und an irgendeiner passenden Stelle trennen sich die beiden dann von uns.«

Mrs. Pollifax wünschte sich wieder auf das Felsband zurück. Dort oben hatte sie sich in die Zelle zurückgewünscht. Was werde ich denn noch alles durchstehen müssen? fragte sie sich empört. Sie ließ nur eine einzige Bemerkung fallen und die war kurz und bündig: »Verdammt!«

»Sie nehmen ganz eindeutig schlechte Gewohnheiten an, Herzogin«, grinste Farrell.

Der Dschinn duckte sich schon zwischen die Ziegen. Seine neue Rolle schien ihn nicht zu berühren. Er blinzelte einmal über die Schulter zurück, und seine Augen funkelten genauso gespannt wie immer. Unglücklich sank Mrs. Pollifax auf die Knie und kroch zwischen die Ziegen. »Treiben Sie sie um Himmels willen langsam an«, bat sie ihn.

Farrell ergriff den Hirtenstab, und der Junge stieß einen kehligen Ruf aus, und langsam setzte sich die Herde, deren Kernstück Mrs. Pollifax, der Dschinn und der Hirte bildeten, in Bewegung.

Die Hauptarbeit leistete der Junge, der hin und her rannte, um die Ziegen dicht beisammen zu halten. Schon das Kriechen auf allen vieren fiel Mrs. Pollifax schwer, aber der mörderische Gestank der Ziegen war ihr nahezu unerträglich. Ab und zu hielten Farrell und der Junge die Herde an, damit die drei Luft schöpfen konnten. Der Boden wurde immer abschüssiger, das weiche Gras spärlicher, und scharfe Kieselsteine schnitten sie in die Knie, und sobald sie den Schatten der Felsen hinter sich hatten, stach die Sonne unbarmherzig.

Schon für ein Kind wäre es mühsam gewesen, so lange auf allen vieren zu kriechen, für eine Frau ihres Alters war es einfach eine Zumutung. Mißmutig kroch Mrs. Pollifax etwa eine

Stunde lang zu Tal, aber endlich bemerkte sie, daß die Herde angehalten hatte und ein Hirtenstab sie leise berührte. Sie blickte auf und sah in Farrells Gesicht. »Sie dürfen wieder aufstehen, Herzogin«, sagte er.

»Man kann uns vom Felsen nicht mehr sehen. Wir haben das Tal erreicht.«

Er sah erschöpft und bleich aus. Mrs. Pollifax rappelte sich mühsam auf und musterte Farrell: »Wo ist Ihre Krücke?«

»Der Mann hat sie.«

Der Dschinn sah so frisch und vergnügt aus, daß Mrs. Pollifax ihn beinahe haßte. Sie tat einen Schritt nach vorn und wäre beinahe gefallen, erlangte aber ihr Gleichgewicht wieder und sah ihre aufgeschürften Knie wütend an. Da sie jedoch immer auf Manieren gehalten hatte, drückte sie trotzdem dem Jungen und seinem Vater, die ihnen ohne Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit geholfen hatten, herzlich die Hand.

»Det«, sagte der Mann immer wieder und wieder und zeigte nach Westen.

Mrs. Pollifax vermutete, daß das Wort Meer bedeutete, und nickte lächelnd. Auch Farrell schüttelte den beiden die Hände, und der komische kleine Dschinn setzte zu seinen unzähligen Verneigungen an. Der Mann und der Junge kehrten zur Herde zurück, und Mrs. Pollifax, Farrell und der Dschinn blieben allein.

Sie standen am Fuße der letzten Bodenwelle inmitten eines ausgetrockneten Bachbettes. Hinter ihnen erhoben sich terrassenförmig die Weiden, die in dem alles überragenden Fels gipfelten. Vor ihnen dehnte sich das flache, trockene Tal, das bereits in der Hitze flimmerte. Gegen Süden lag, kaum sichtbar, etwas, das eine Reihe von Felsen oder ein Dorf sein mochte. Es gab fast keine Bäume.

»Tja«, sagte Mrs. Pollifax unsicher, und dann schien ihr alles zuviel zu werden, und sie schlug eine Rast vor.

»Kommt nicht in Frage«, lehnte Farrell rundweg ab. »Sicher werden die Berge schon durchkämmt, und anschließend wird man uns im Tal suchen.«

Sie nickte. Die kahle Landschaft bot keinerlei Versteckmöglichkeiten, und sie war todmüde, aber immerhin waren sie bis hierher gelangt, und irgendwo im Westen lag die Straße. Sie blickte den Dschinn an, der ihr boshaft zu grinste. Farrell folgte ihrem Blick und seufzte tief: »In diesem Schädel steckt nichts als Stroh. Da haben Sie sich einen schönen Trottel mitgenommen, Herzogin.«

Stirnrunzelnd erwiderte sie: »Ich weiß nicht, vielleicht ist er gar nicht so dumm, wie er tut.«

»Jeder normale Mensch wäre jetzt müde oder halbtot vor Angst. Dieser Kerl aber kann nichts als grinsen. Na ja, jetzt haben wir ihn schon am Hals. Also gehen wir.«

Sie blieben im Schutz des Bachbettes, denn sie wußten auch ohne viele Worte, daß sie trotz ihrer landesüblichen Kleidung auffallen mußten.

Die Sonne war glühend heiß, und Mrs. Pollifax wurde immer schlapper. Sie stolperte im Panzer ihres Wollkleides und der zwei Unterröcke dahin, und wieder war ihre Müdigkeit so groß, daß sie beinahe nichts mehr empfand. Sie sehnte sich nach Wasser, das sie nicht hatten, und nach etwas Grünem an Stelle dieser öden heißen Augustlandschaft, die sie umgab. Sie merkte auch, wie mühsam Farrell humpelte. Einzig der Dschinn sah aus, als befände er sich auf einem Morgenspaziergang. Allmählich bedauerte sie es ehrlich, diesen unanständig zähen Menschen befreit zu haben.

Sie stießen derart unvermittelt auf die Straße, daß Farrell durch die Zähne zischte und sich rasch hinter einem Felsblock zu Boden fallen ließ. Der Dschinn ahmte ihn augenblicklich nach, und Mrs. Pollifax setzte sich dankbar neben die beiden. Die Straße war immerhin noch etwa eine halbe Meile entfernt, aber sie wimmelte von Männern. Sie trugen alle gestreifte

Sträflingskleidung, waren in der Länge von etwa einer Meile auf die Straße verteilt, und klopfen und schleppten in stumpfer Ergebenheit Steine. Bedeutend beunruhigender jedoch war die Anzahl der Aufseher. Mrs. Pollifax erkannte sie leicht, denn sie saßen auf großen Steinen, hatten ihre Gewehre über die Knie gelegt. Einige lagen faul im Schatten eines großen, schwarzen Autos. Die Straße war schnurgerade und verschwand am südlichen Horizont, während sie sich im Norden allmählich zu jenen Felsen emporwand, von denen sie geflohen waren. Über diese Straße war der General vom Flughafen gekommen, aber angesichts der unzähligen Menschen erwies sie sich als unbezwingliche Hürde. »Was sollen wir tun?« flüsterte Mrs. Pollifax hilflos.

Farrell strich sich mit der Hand über die Augen. Unrasiert, mit blutunterlaufenen Augen und so entsetzlich fahl, wie er heute aussah, bot er einen fürchterlichen Anblick. Mrs. Pollifax bemerkte, daß seine Hand zitterte, und ihr graute bei der Vorstellung, welche Schmerzen er zu ertragen hatte. Mit brüchiger, wütender Stimme sagte sie: »Was für ein verdammt Pech, jetzt müssen wir die Dunkelheit abwarten, ehe wir die Straße überqueren können. Einen ganzen langen Tag hier ohne Wasser festsitzen! Feine Bescherung.«

Lieber Farrell, dachte sie, armer Farrell, und dann schweifte ihr Blick über ihn hinweg, und sie erstarrte. Ihre entsetzte Miene zwang Farrell und den Dschinn, sich ebenfalls umzudrehen. Keine ganze Meile von ihnen entfernt und deutlich im strahlenden Sonnenlicht sichtbar, kam ein halbes Dutzend Männer über die Ebene hinter ihnen. Was ihren Blick jedoch angezogen hatte, war das Aufblitzen eines Spiegels, auf das prompt Blinksignale von einem bewachsenen Vorgebirge zu ihrer Rechten antworteten. Die Suche nach ihnen war im Gange, und die Gegend wurde systematisch durchkämmt.

Plötzlich stand der Dschinn auf.

»Hallo!« schrie Farrell und griff nach ihm.

»Setzen- setz dich!« schrie Mrs. Pollifax und vergaß völlig, daß er sie nicht verstehen konnte.

Aber der Dschinn wich ihren Händen aus, setzte über den Fels und rannte direkt auf die Straße und die Menschen zu. »Straf mich Gott«, stammelte Mrs. Pollifax.

»Ich habe Ihnen gesagt, daß ich ihm nicht traue«, herrschte Farrell sie an. Fluchend zerrte er die Pistole aus der Tasche. Seine zittrigen Hände hantierten ungeschickt an der Sicherung, und wie gelähmt von Sonne, Durst, Erschöpfung und Panik sah Mrs. Pollifax ihm zu, als er die Pistole auf dem Felsblock aufstützte. Unklar war ihr bewußt, daß sie den Schuß verhindern mußte, denn sie waren bereits von drei Seiten umzingelt, und es hatte keinen Sinn mehr, den Mann jetzt noch zu töten. Und doch rührte sie keinen Finger, um Farrell abzuhalten. Der Dschinn rannte so schnell er konnte, und da sie darauf bestanden hatte, den Dschinn mitzunehmen, traf sie sein Verrat wie ein persönliches Versagen. Sie hatte kein Recht, seine Erschießung zu vereiteln, sie empfand sogar die gleiche Wut und Enttäuschung wie Farrell, daß alle ihre Strapazen umsonst gewesen waren.

Farrell fluchte neuerlich und ließ die Pistole sinken. »Zu spät«, stöhnte er. »Meine Hand zittert. Verflucht, verflucht.«

Seine Stimme klang, als weinte er, deshalb vermied sie es geflissentlich, ihn anzusehen. Statt dessen starrte sie durch Staub und Hitze zum Dschinn hin, der sein Tempo verlangsamt hatte und sich den Wachen näherte. Gleich darauf hatte er ein Gespräch mit ihnen begonnen. »Natürlich, er ist ja Chinese«, fiel ihr bedrückt ein, und dieses Land wurde von den Chinesen beherrscht, also behandelten sie ihn mit Ehrerbietung. Vielleicht waren die Wachen selbst auch Chinesen. Sie sah sich um; die Männer im Tal rückten sehr zielsicher näher. Einige rannten sogar. Ihr Blick wanderte zu den Bergen, und sie konnte die Leute erkennen, die das Blinksignal gegeben hatten. Auch sie hasteten jetzt über den Abhang. In wenigen Minuten mußten die

beiden Gruppen bei ihnen aufeinanderstoßen.

»Nun?« sagte Farrell erbittert, hielt die Pistole vielsagend hoch und sah sie an.

Gefaßt antwortete sie: »Ja - ja, das ist wohl wirklich der einzige Ausweg. Bloß - Sie müssen entschuldigen, aber ich kann das nicht, das werden Sie für mich tun müssen.«

Rauh sagte er: »Klar. Aber ich flehe Sie an, Herzogin, begreifen Sie, daß ich es nur tue, um Ihnen Schlimmeres zu ersparen. Verstehen Sie das?«

»Natürlich.«

»Weil Sie mir nämlich verdammt ans Herz gewachsen sind, wissen Sie.«

»Danke«, quittierte sie ernsthaft. Der Dschinn und ein Aufseher mit einem Gewehr stiegen in den großen schwarzen Wagen, der an der Straße parkte. Der Aufseher übernahm das Lenkrad, der Dschinn saß neben ihm. »Sie kommen«, sagte sie beklommen. »Beeilen Sie sich lieber.«

Farrell nickte und fuhr sich mit der Zungenspitze über die aufgesprungenen Lippen. Mit einer Hand hob er die Pistole und versuchte, ohne zu zittern, auf Mrs. Pollifax' Herz zu zielen. »Ist das wirklich die beste Stelle?« fragte sie neugierig. »Wirkt ein Kopfschuß nicht rascher?«

»So schweigen Sie doch«, stöhnte Farrell, und seine Hand mit der Pistole wackelte.

Mrs. Pollifax saß aufrecht da und faltete steif die Hände im Schoß.

Wie beim Fotografen, dachte sie. Wieder hob Farrell die Pistole und zielte. Sie wünschte, er würde sich beeilen, denn schon raste der Wagen inmitten einer Staubwolke auf sie zu, aber sie hatte Angst, ihn nochmals abzulenken. Sie sah, wie Farrell die Schweißtropfen über Nase und Stirn rollten. Farrell hob den Ellbogen, um sich die Augen zu wischen und legte geduldig ein drittes Mal an.

Aber es war zu spät. Der Wagen hatte sie bereits erreicht, der Dschinn sprang mit einem Satz aus dem geöffneten Auto und schlug Farrell die Pistole aus der Hand. Mit leisem Ächzen verbarg Farrell das Gesicht in den Händen. Er war völlig erledigt. Mittlerweile hatte der Dschinn die Pistole in Anschlag gebracht und bedeutete ihnen beiden einzusteigen.

Mrs. Pollifax rührte sich nicht von der Stelle und betrachtete ihn aus leeren Augen, während ihr tausend Anklagen und einige Schimpfworte durch den Sinn zogen, die er als Chinese ja doch nicht verstanden hätte. Wortlos und müde stand sie auf und beugte sich über Farrell. »Kommen Sie, wir müssen einsteigen.« Und dann flüsterte sie ihm zu: »Ich habe immer noch die Beretta bei mir.« Ohne einen Blick für den Dschinn ging sie an ihm vorbei und nahm im Fond Platz. Es war ein Rolls-Royce. »Uralt und bestens für Begräbnisse geeignet«, stellte sie fest.

Farrell sank neben ihr im Fond nieder, und der Aufseher knallte den Schlag zu. Diesmal schob der Dschinn sich hinter das Lenkrad und ließ den Motor an, während der Wächter sich neben ihn setzte und sein Gewehr zwischen die Knie klemmte. Als der Motor gleichmäßig schnurrte, wandte der Dschinn den Kopf und lächelte den Aufseher freundlich an. Seine Augen waren glänzend und unergründlich.

»Falscher Halunke«, dachte Mrs. Pollifax, als sie sein Lächeln bemerkte.

Mit einer einzigen, zügigen Bewegung hob der Dschinn die Pistole hoch, die er Farrell abgenommen hatte, und überraschte Mrs. Pollifax, daß er den Wachposten zwischen die Augen schoß. Der Soldat sackte in seinem Sitz zusammen, da lehnte sich der Dschinn über ihn, öffnete den Schlag und stieß den Toten hinaus. Dann rutschte er hinter den Volant zurück und sagte über die Schulter weg in knappem, fehlerfreiem Englisch: »Jetzt hauen wir aber lieber schleunigst ab.«

Die Überraschung war so vollkommen, daß im ersten Augenblick weder Mrs. Pollifax noch Farrell ein Wort herausbringen konnten.

Dann löste sich etwas wie ein Schnaufen von Mrs. Pollifax' Lippen, und von Farrell kam ein heftiges Grunzen. Der Dschinn hielt plötzlich an, und der Ruck erweckte sie zum Leben. »Wer, zum Teufel, sind Sie?« fragte Farrell.

»Und warum haben Sie uns nicht gesagt, daß Sie englisch sprechen?« schloß Mrs. Pollifax sich an.

»Habe nicht gewagt, euch zu vertrauen - tut mir leid«, sagte der Dschinn über die Schulter, und als der Wagen wieder auf der Straße stand, fuhr er fort: »Ich weiß nicht, wie lange wir im Auto bleiben können. Im ganzen Land gibt es nur etwa vierhundert Wagen, aber dafür sind Telefone und Straßensperren vorhanden. Und ich bin kein besonders guter Fahrer. Habe genau aufpassen müssen, welche Knöpfe der Wachposten betätigt hat, damit ich das Ding starten konnte. Das ganze Armaturenbrett strotzt von Knöpfen.«

Während er sprach, duckte er sich entschlossen über das Lenkrad und Mrs. Pollifax griff nach Farrells Arm, denn sie hatte den Tachometer erblickt.

»Das sind Kilometer, keine Meilen, Herzogin. Wir sind in Europa.«

Trotzdem erschien ihr das Tempo beängstigend. Mrs. Pollifax sah aus dem Heckfenster, und schon verschwanden die Wachposten, die arbeitenden Sträflinge und die Suchmannschaft in der Ferne.

»Diese Straße führt nach Shkodra«, sagte Farrell mit seiner alten Lebhaftigkeit. »Dorthin wollen wir doch nicht, oder?«

»Wir besitzen nämlich eine Landkarte«, klärte Mrs. Pollifax

den Dschinn auf. »Zwischen uns und Shkodra dürften zwei Dörfer liegen, und im Westen ist der Skutari-See, an dessen Südspitze Shkodra liegt. Möchten Sie die Karte sehen?«

»Sie folgen uns«, fiel Farrell ihr heftig ins Wort. »Verdammt, sie haben eines der vierhundert Staatsautos organisiert.« Er sah zum Heckfenster hinaus und Mrs. Pollifax folgte seinem Beispiel. Er hatte recht. Schon sah sie die erste Staubwolke.

»Drei bis vier Meilen hinter uns«, sagte der Dschinn nach einem Blick in den Rückspiegel. »Keine Zeit zum Kartenlesen. Ich meine, wir bleiben so lange wie irgend möglich im Wagen, der bewegt sich nämlich rascher als sechs Beine, von denen eines gebrochen ist. Benzin ist zum Glück genügend im Tank.« Er trat den Gashebel durch, und der Wagen schoß vorwärts.

»Hundert Stundenkilometer«, dachte Mrs. Pollifax unglücklich und hätte gern die Augen geschlossen, wenn sie es nur gewagt hätte. Die Landschaft raste wie ein hastig abgespulter Film an ihnen vorbei: Olivenbäume, vereinzelte Gehöfte und Brunnen verschmolzen ineinander. Im gleichen Augenblick vernahm Mrs. Pollifax ein anschwellendes, unbestimmtes Geräusch, blickte aus dem Fenster und sah ein kleines Flugzeug, das einen Bogen beschrieb und sie ziemlich niedrig ein zweites Mal überflog. »In Shkodra hat man auch schon von uns gehört«, sagte Farrell verbissen.

»Wir müssen aussteigen«, meinte der Dschinn. »Aber wo und wie, weiß ich wirklich nicht.«

Das wußte Mrs. Pollifax auch nicht, aber sie begriff sofort, daß es nicht genügen würde, das Auto zu verlassen, wenn ihnen ein zweiter Wagen folgte und sie aus der Luft beobachtet wurden. »Ein Unfall«, sagte sie plötzlich.

»Wie?«

»Ein Unfall. Können Sie das Auto nicht zum Überschlagen bringen und dann anzünden? Dann glauben unsere Verfolger wenigstens ein paar Minuten lang, daß wir noch im Wagen

sind.«

Beide Männer überlegten schweigend, dann sagte der Dschinn:

»Sie haben wohl keine Streichhölzer bei sich, wie?«

»Zwei«, antwortete Farrell.

»Und Sie sagen, rechts, also westlich von uns liegt ein See?«

»Ja.«

Der Dschinn hatte einen Pfad bemerkt, der von der Straße nach Shkodra abzweigte und verlangsamte das Tempo mit kreischenden Bremsen so weit, daß er in den Weg einbiegen konnte. Der Wagen schlitterte grauenhaft, und Mrs. Pollifax schlug mit dem Kopf gegen die Decke. Sie fuhren auf ein dichtes Wäldchen zu.

»Das dürfte die beste Stelle sein«, sagte der Dschinn. »Die Bäume sind unsere Tarnung. Ich gebe Ihnen einen Vorsprung, Farrell - so heißen Sie doch, nicht wahr? Bestimmt hat keiner von uns die Kraft, den Wagen umzustürzen, aber ich versuche, gegen einen Baum zu fahren. So wie wir stehen, fangen Sie zu rennen an.«

Kaum standen sie unter den Wipfeln, bremste er und riß den Wagenschlag neben Farrell auf. »Raus«, sagte er, »und laufen Sie geradeaus in dieser Richtung.« Er zeigte mit der Hand. »Beeilen Sie sich, so gut es geht!«

»Ich auch?« fragte Mrs. Pollifax.

Der Dschinn schüttelte den Kopf. »Raus, aber Sie warten auf mich. Sie müssen mir helfen.«

Sie verließen den Wagen und Mrs. Pollifax stand unsicher da und starrte Farrell nervös nach, der um sein nacktes Leben humpelte.

Dann hörte sie den Motor des Rolls aufheulen. Der Dschinn gab Vollgas. Dann prallten Baum und Auto zusammen. Der Dschinn war im letzten Augenblick unverletzt abgesprungen

und suchte hastig nach den Streichhölzern, die Farrell ihm gegeben hatte. Sie rannte zu ihm, um zu helfen. »Wie? Wo?« rief sie.

Mit zitternden Händen zerrte er an dem Tankverschluß. Mrs. Pollifax drehte daran und hob die Kappe ab. »Laufen Sie«, sagte der Dschinn und zündete eines der Streichhölzer an.

Unfähig, zu widersprechen, gehorchte Mrs. Pollifax. Sie blickte erst zurück, als sie die Explosion hörte und dann tat sie es nur, um zu sehen, ob der Dschinn noch lebte. Er rannte wohlbehalten mit mehr Vitalität, als sie aufbringen konnte, und sie beneidete ihn. Gemeinsam gelangten sie hinter der Baumgruppe ins offene Gelände und entdeckten dort Farrell.

Die Gegend bot nicht die geringste Tarnungsmöglichkeit, und sobald sich herausstellte, daß sie nicht tot im Wagen lagen, wußte General Perdido, daß sie nicht weit sein konnten. In einiger Entfernung sah Mrs. Pollifax das Dach einer Hütte, wieder ein ausgetrocknetes Bachbett und einen Stall, in dem die Ziegen oder Hühner nachts untergebracht waren. Ein Gegenstand in der Ecke dieses Stalles erregte ihre Aufmerksamkeit. Es war ein zweirädriger, primitiver Holzkarren, der bis oben mit Heu gefüllt war.

»Da«, flüsterte sie, und stumm bewegten sie sich auf diesen Karren zu, ohne genau zu wissen, was sie mit ihm anfangen sollten.

Zum Glück stand der Karren nicht im Blickwinkel der Hütte, in der vermutlich die Bauern wohnten, und er war rundum das einzige, was sie verbergen konnte. Da standen sie und starrten ihn ziemlich dumm an, bis Mrs. Pollifax begriff, daß Farrell und der Dschinn völlig erschöpft waren und es an ihr war, die Lage in die Hand zu nehmen.

»In den Karren«, rief sie und zerrte das Heu heraus. »Rasch, beide.«

»Und Sie?« fragte Farrell.

»Die wissen nicht, daß ich Bauernkleider trage«, sagte sie und hoffte aus ganzem Herzen, daß sie nicht irrte. »Außerdem suchen sie nach drei Menschen.« Rücksichtslos stapelte sie das Heu über die beiden. »Um Himmels willen, rührt euch nicht.«

Einer antwortete mit einem Niesen.

»Und nicht niesen«, befahl sie wütend. Das Flugzeug kreiste über dem Wäldchen, in dem sie den Wagen verlassen hatten, und sie bemerkte erst jetzt, daß sich über den Bäumen eine schwarze Rauchwolke erhoben hatte. Dann brannte also der Wagen noch, aber die Überreste würden bald genügend abgekühlt sein, um eine Durchsuchung zu gestatten. Jedenfalls konnte sie nicht unbegrenzte Zeit hierbleiben. Mrs. Pollifax betrachtete den Karren prüfend, ließ den Blick über die Gegend schweifen und stieß dann den Stein unter den Rädern fort. Sie holte tief Atem, griff nach der Deichsel und zog an.

Sie befand sich mitten in der Wiese, als ein zweites Flugzeug über ihr hinwegflog. Mrs. Pollifax blickte auf, und ihr Herzschlag beschleunigte sich. »Ein Wasserflugzeug«, dachte sie aufgeregt.

»Und wo es Wasserflugzeuge gibt, muß auch Wasser sein.«

Wasser!

Nachdem Mrs. Pollifax zehn Minuten lang vom Karren geschoben worden war und ihn weitere zehn Minuten lang gezogen hatte, mußte sie sich eingestehen, daß sie weder ein Ochse noch jung genug war, die Arbeit eines Ochsen zu leisten. Der Boden war uneben, und nachdem er vorher wenigstens die Rücksicht besessen hatte, abschüssig zu sein, hatte er jetzt begonnen anzusteigen. Am entmutigendsten aber war das Maisfeld, das sich vor ihr ausbreitete.

Die Vorstellung, es umgehen zu müssen, war niederschmetternd.

Mrs. Pollifax hielt an, legte die Deichsel nieder, wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn und sagte laut und verzweifelt:

»Ich kann euch einfach nicht mehr ziehen.«

Als erster tauchte der Dschinn aus dem Heu auf. »Ganz richtig«, sagte er knapp. »Farrell hat eine Ruhepause auch dringend nötig. Am besten, wir kriechen in den Mais und rasten ein wenig.«

Das war eine sehr schlechte Idee. Mrs. Pollifax wußte es, und der Dschinn wußte es sicher auch, denn falls das brennende Auto General Perdido abgelenkt hatte, dann bestimmt nicht für lange.

Und doch gab Mrs. Pollifax zu, daß sie keine andere Möglichkeit hatten. Erschöpft, wie sie war, konnte sie einfach nicht mehr weiter, und selbst ihr Denken war abgestumpft. Es strengte sie schon an, auch nur den Vorschlag des Dschinns zu überlegen, und jeder Instinkt sagte ihr, daß ein klarer Verstand nötig war, um es mit der Verschlagenheit des Generals aufzunehmen. »Ja«, sagte sie nur, trat zurück und überließ es dem Dschinn, Farrell aus dem Heu zu helfen.

Farrell sah aus wie ein Gespenst, aber zumindest war er

geistesgegenwärtig genug, die Lage mit einem Blick zu erfassen und zu sagen: »Wir dürfen keine Halme knicken, wenn wir ins Feld kriechen. Und der Karren kann hier nicht stehen bleiben.«

Die glänzenden Vogelaugen des Dschinns funkelten wie immer halb spöttisch, halb neugierig. Er schob beide Hände in die Ärmel, verneigte sich und sagte: »Gehen Sie nur, ich bringe den Karren weg und verwische beim Zurückkommen Ihre Spuren.«

Gemeinsam stolperten Farrell und Mrs. Pollifax in das Maisfeld.

Jeder stützte den anderen, ohne selbst sehr sicher auf den Beinen zu stehen. Schließlich ließen sie einander los und sanken wortlos zu Boden.

»Verdammter Dreck«, brummte Farrell. »Übrigens bin ich hungrig.«

Mrs. Pollifax erhob sich so weit, um in die tiefen Taschen ihres ersten Unterocks greifen zu können. Sie zog eine Pistole, die Landkarte, den Kompaß und schließlich eine Schnitte harten Brotes und ein kleines Stück Käse hervor. »Viel ist es nicht, und wir müssen etwas für später lassen«, mahnte sie.

»Später«, sagte Farrell träumerisch. »Nichts kommt mir weiter entfernt vor, als ›später‹.«

Sie hörten, wie der Dschinn nach ihnen suchte, den Schritt verhielt und seine Suche fortsetzte. Umsichtig schob Mrs. Pollifax seine Portion beiseite, steckte den Rest Käse und Brot wieder in ihren Sack, griff nach der Pistole, um sie ebenfalls einzustecken.

Es war jedoch nicht der Dschinn, der auf sie hinabsah, sondern der Posten Stefan, der General Perdido begleitet hatte. Er glotzte sie mit halboffenem Mund aus ungläubigen Augen und mit völlig blödem Gesicht an. Für den Bruchteil einer Sekunde war Mrs. Pollifax genauso überrumpelt wie er, dann begriff sie, daß sie die Pistole in der Hand hielt, hob sie, ohne zu

überlegen hoch, legte an, wie ihr Vetter John sie das vor Jahren gelehrt hatte, und drückte ab.

Auf Stefans Brust breitete sich ein großer Blutfleck aus. Langsam gaben seine Knie nach, und er fiel vornüber auf den Boden. Er bewegte sich nicht mehr. Farrell griff bereits nach seiner Krücke und kämpfte sich auf die Füße. Mrs. Pollifax sagte fassungslos: »Ich habe ihn erschossen. Ich habe einen Menschen erschossen.«

»Im nächsten Augenblick hätte er uns beide mit Vergnügen umgelegt«, keuchte Farrell, der nun aufrecht stand. »Um Himmels willen, sitzen Sie nicht da wie angewurzelt, Herzogin. Man muß den Schuß meilenweit gehört haben.«

Der Dschinn jedenfalls hatte ihn gehört. Plötzlich war er wieder bei ihnen, kniete neben dem Toten nieder, nahm ihm die Pistole ab und durchwühlte seine Taschen.

»Jedenfalls wissen sie jetzt, daß wir leben«, sagte Farrell wütend.

»Ach, was gäbe ich darum, wenn ich laufen könnte!«

»Ich habe ihn gesehen und mußte mich verstecken«, sagte der Dschinn ganz betäubt. »Ich habe euch nicht mehr warnen können.«

Er zog Mrs. Pollifax am Arm, und automatisch tat sie ein paar Schritte, dann drehte sie sich um und starrte den Toten an, aber Farrell packte sie und zwang sie, nach Westen zu schauen. »Niemals zurücksehen«, sagte er rauh.

Dann verstand er sie also in seiner bärbeißigen, mitfühlenden Art.

Sie traten in den Pinienwald, der jenseits des Maisfeldes lag, aber die Bäume schirmten sie nur von der Sonne, nicht aber von der Hitze ab. Und doch war es angenehm unter den Pinien.

Plötzlich sagte der Dschinn: »Ich rieche Wasser«, begann steifbeinig vorauszutaumeln und überließ es Mrs. Pollifax sich zu fragen, wie man Wasser denn riechen könnte. Sie blieb bei

Farrell, der so bleich war, daß sie Angst um ihn hatte. Wenn vor ihnen wirklich der See lag - und auf Grund der Karte konnte es sich nur um ihn handeln -, mußten sie knapp an der jugoslawischen Grenze und dicht an der Freiheit sein. Der Dschinn war weit vor ihnen und winkte mit beiden Armen. »Seht doch!« sagte er.

Mrs. Pollifax hob den Kopf und sah das Wasser in der Sonne glitzern. Wasser, in dem man baden, das man trinken konnte, in dem man den überhitzten Körper abkühlen und die ausgedörrte Kehle erfrischen konnte. Wasser- sie wollte durch das Unterholz des Ufers stolpern und im Wasser untertauchen, aber sofort packte der Dschinn sie am Arm und hörte das Geräusch des Flugzeuges. »Hier herum«, sagte er und führte sie wieder in den Wald und längs des Seeufers nach Norden.

Skutari-See, entsann sie sich aus dem Buch... zweihundert Quadratmeilen, ein großer See, der zur Hälfte zu Jugoslawien gehörte... In geringer Höhe dröhnte das Flugzeug über den See und schwenkte nach Norden ab, und der Dschinn blieb stehen, legte einen Finger an die Lippen und hielt Mrs. Pollifax am Arm. Sie und Farrell warteten. Der Waldboden stieg sanft an und lag nun höher als das Wasser, das links von ihnen funkelte und vom Ufer aus nun schwerer zu erreichen war. Offenbar war dem Dschinn etwas eingefallen, denn er zog sich die Schuhe aus, band sie sich um den Hals und ging den Weg zurück.

Bald darauf bemerkte sie überrascht, daß der Dschinn durch das seichte Wasser auf sie zugewatet kam. Er schien etwas zu suchen.

Sie sah ihm teilnahmslos zu, denn die Müdigkeit hatte jede Neugier in ihr ausgelöscht. Minuten oder Stunden später berührte der Dschinn ihren Arm, und sie und Farrell folgten ihm ans Ufer. Er deutete auf das Wasser und zeigte ihnen, daß sie sich setzen und vom Ufer ins seichte Wasser springen sollten. Ergeben gehorchte Mrs. Pollifax. Dann führte er sie einige Meter zu einem alten Baum zurück, der mit verfaulenden

Wurzeln über dem Wasser hing. Hier war kein Strand. Das Wasser schlug gegen das ausgewaschene Ufer und hatte im Laufe der Jahre Treibgut angeschwemmt. Der Dschinn zerteilte die Zweige einer Sumachstaude, die aus den knorrigen Wurzeln wuchs, und sagte leise: »Es ist nicht besonders trocken, aber dafür ist genügend Platz für uns drei.«

»So?« sagte Mrs. Pollifax, und setzte dann erregt hinzu: »Wird das den anderen nicht auch einfallen?« und bedauerte ihre Worte sofort, denn im Leben gab es nirgends Sicherheit, und sie staunte über sich selbst, daß sie vom Dschinn eine Garantie verlangt hatte. Der aber antwortete ihr nicht, und sie war ihm dankbar dafür. Statt dessen schob er einen dicken Stamm beiseite, der angeschwemmt worden war, und half Farrell, kniend in die winzige Uferhöhle zu kriechen. Sie folgte, und schließlich kam auch der Dschinn nach, schob die Zweige der Staude sorgfältig zurecht und zog den Baumstamm an seinen alten Platz.

Die kleine Höhle war nicht trocken, aber wenn die Erde auch feucht war, so gab es doch wenigstens keine Pfützen. Die Decke war so niedrig, daß sie alle auf dem Bauch liegen mußten. Farrell ganz innen, Mrs. Pollifax in der Mitte und der Dschinn neben dem Eingang. Hier war es eng, dunkel und wunderbar kühl. Mrs. Pollifax fühlte, wie ihr die Augen zufielen.

Es war kein Geräusch, das sie weckte, sondern die Ahnung einer nahen Gefahr. Sie hob den Kopf, um das Gebrumm des Motors besser zu hören. Das war kein Flugzeug, sondern ein Motorboot, und es hielt sich so dicht am Ufer, daß es nur wie durch ein Wunder nicht auffuhr. Sie lag stocksteif und halbtot vor Angst, daß sie gleich entdeckt werden würden. Nun befand sich das Boot in der Höhe ihres Verstecks, glitt an ihnen vorbei, und hinter ihm schäumten die Wellen auf.

Das Wasser kam wie ein Schwall, hob das Treibgut vor ihrer Höhle hoch, bog Zweige und Äste beiseite und drang in ihr winziges Versteck. Eben noch hatte Mrs. Pollifax zum Eingang

der Höhle hingesehen, und schon war sie völlig und rettungslos von dem Wasser überspült, das ihre Höhle vom Boden bis zur Decke überschwemmte. »Das also ist das Ende«, dachte sie und zwang sich, den Atem anzuhalten. Als ihre Lungen gebieterisch nach Luft verlangten, schluckte sie Wasser und bäumte sich in Todesangst auf. Sie riß den Kopf hoch und fühlte mit beinahe schmerzlicher Deutlichkeit, daß wieder Luft in ihre Lungen drang. Hustend und keuchend begriff sie, daß das Wasser verebbt war. Sie hatte knapp Zeit, tief Atem zu holen, als auch schon die nächste Überschwemmung folgte.

Nur langsam glättete sich die Oberfläche des Sees wieder.

Sie hatten es überstanden. Farrell lag auf der Seite und deutete nur mit dünnem Grinsen an, daß er noch am Leben war. Der Dschinn spie in weitem Bogen das Wasser aus.

»Beinahe«, sagte Mrs. Pollifax.

Der Dschinn nickte nur.

»Ich habe Hunger«, sagte der Dschinn.

Nur mit großer Anstrengung begriff Mrs. Pollifax, daß er nichts von ihrer kärglichen Mahlzeit abbekommen hatte, und sie tastete ihre Unterröcke ab. Traurig zog sie ein durchweichtes Stück Käse hervor und gab es dem Dschinn. Das Brot hatte sich in seine Bestandteile aufgelöst und war nicht mehr zu finden. Auch die Pistole war naß, also kaum mehr zu gebrauchen.

Das Flugzeug kehrte wieder und das Motorboot ebenfalls, und in den folgenden zehn Minuten kämpfte jeder stumm und allein gegen das Ertrinken an. Es gab auch fast keine Pausen mehr, denn mehrere Polizeiiboote hatten unmißverständlich begonnen, die Seeufer abzusuchen. Jahrhunderte vergingen - wann sind wir hier hereingekrochen, fragte Mrs. Pollifax sich, um eins oder zwei Uhr? -, und jedes Jahrhundert ließ sie kälter und nasser zurück. In was für einer fernen Welt hatte sie sich danach gesehnt, kühles Wasser zu trinken und darin zu baden?

Wo früher Sonnenkringel den Baumstamm vor der Höhle

beschieden hatten und in die Höhle gedrungen waren, lag nun immer tiefer werdendes Zwielficht. Farrell sagte zum Dschinn: »Wir müssen bald aufbrechen.«

Sie konnte das Gesicht des Dschinns schon nicht mehr sehen, aber seine Stimme wiederholte: »Aufbrechen?«

Mrs. Pollifax drehte den Kopf zu Farrell. Er sagte entschieden: »Unbedingt. Ich schlage vor, wir stoßen den Baumstamm draußen ins Wasser, klammern uns an ihn und überqueren so den See. Wenn wir Glück haben, und der Wind nicht gegen uns ist und wir noch genügend kräftig sind, landen wir vielleicht in Jugoslawien.«

Mrs. Pollifax bewunderte seine Spannkraft, die ihn noch Pläne schmieden ließ, nachdem sie alle beinahe ertrunken waren, und dann fiel ihr auf, daß seit Beginn der Flucht immer einer die Führung übernommen hatte, wenn die beiden anderen nicht mehr konnten.

Wie erstaunlich, dachte sie, nahm sich zusammen, um mitzutun, und hörte sich sagen: »Ja, natürlich, genau das müssen wir tun.«

Sieben Worte, und eines schwieriger als das andere, aber sie brachte sie heraus.

»Patrouillenboote«, warnte der Dschinn müde.

»Denen müssen wir eben ausweichen. Und falls sie starke Scheinwerfer haben - können Sie schwimmen, Herzogin?«

»Schlecht.«

»Ich auch schlecht«, meldete sich der Dschinn.

»Dann müssen wir uns entweder hinter oder unter dem Stamm verstecken, oder -«

Oder entdeckt und gefaßt werden, vollendete Mrs. Pollifax schweigend, und wandte sich an den Dschinn. »Wir wissen noch immer gar nichts von Ihnen. Sie haben uns nicht einmal gesagt, wie Sie heißen.«

»Wenn Sie unbedingt einen Namen hören wollen, täte es Smith sehr gut.«

Bei dieser Frechheit kehrten Mrs. Pollifax' Lebensgeister wieder, und sie versetzte eisig: »Der Meinung bin ich nicht, außer, Sie heißen tatsächlich Smith.«

»Kein Mensch heißt Smith«, brummte Farrell. »Zumindest nicht in meinen Kreisen.«

»Es ist viel, viel besser, wenn Sie meinen Namen nicht kennen«, antwortete der Dschinn. »Besser für Sie, falls Sie General Perdido wieder begegnen sollten. Bedeutend sicherer. Er würde sich gar nicht freuen, wenn Sie meinen Namen wüßten.«

»Ich dachte an Ihre Familie«, erklärte Mrs. Pollifax vorwurfsvoll.

Der Dschinn stieß beinahe ein Gekicher aus. »Sie sind eine Seele von einem Menschen, aber die werden schon vor zwei Jahren die Totenmesse für mich haben lesen lassen. Ich bin schon sehr lange tot, Mrs. - Pollifax, nicht wahr?«

»Ja«, sagte sie, gänzlich verwirrt. »Na ja, ist ja sinnlos zu zanken.«

»Richtig, brechen wir auf«, erinnerte Farrell. »Machen Sie den Anfang?«

Der Dschinn schob die Zweige und das tote Laub fort, das sich nach der letzten Welle wieder am Ufer abgelagert hatte, und kroch hinaus. Nach wenigen Minuten legte er ihr eine eiskalte Hand auf die Schulter. »Alles klar«, flüsterte er. »Am anderen Ufer sind einige Lichter, aber von denen trennen uns Meilen. Im Augenblick sind keine Polizeiboote zu hören oder zu sehen.«

Mrs. Pollifax machte sich entschlossen daran, sich in Bewegung zu setzen, und nach beträchtlicher Mühe gelang es ihr, sich aufzurichten und sich durch die kleine Öffnung ins Freie zu zwingen.

Langsam folgte Farrell und schob sein gebrochenes Bein und

die Krücke vor sich her. Draußen war es stockdunkel. Man sah nur ein paar vereinzelte Sterne und ein halbes Dutzend Lichter am jenseitigen Ufer. Die Luft war samtweich. Das regelmäßige Motorengeräusch eines Bootes war in der Ferne zu hören. Sonst war es still.

Der Dschinn rang mit dem Baumstamm, der genügend groß war und genügend weit aus dem Wasser ragte, um ihnen ausreichende Deckung zu gewähren, andererseits aber eben deshalb besonders schwer zu besteigen war. »Sitzen wir vorläufig rittlings auf«, schlug der Dschinn vor. »Wir können mit Händen und Füßen paddeln, und wenn ein Boot kommt, lassen wir uns hinuntergleiten und verbergen uns dahinter.«

Wenn drei erschöpfte Menschen jedoch einen nassen, runden Baumstamm besteigen wollen, dann ist das nicht nur schwierig, es ist beinahe undurchführbar. Kaum hatte einer ihn erklommen, fiel der andere ins Wasser, und sie zogen den Stamm schließlich ins seichte Wasser zurück und setzten sich alle gleichzeitig.

»Alle Mann an Bord?« fragte der Dschinn.

»Jawohl«, seufzte Mrs. Pollifax und dachte insgeheim, wie hungrig, wie schläfrig, wie durchfroren und wie hundemüde sie war.

»Verdammt, los endlich«, sagte Farrell wütend. Behutsam paddelten sie den Stamm aus dem Schatten und in die Brise, die im Norden, ihrem Zielgebiet Jugoslawien, aufgekommen war.

Am Morgen des gleichen Tages teilte Peattie in Washington, D. C., Carstairs mit, daß er aus Peking Meldung über General Perdido erhalten hatte.

»Kommen Sie gleich rüber«, sagte Carstairs und hängte auf. Als er sich zurücklehnte und sich eine Zigarette anzündete, fiel sein Blick auf den Kalender, und er stellte fest, daß seit der von ihm genannten ›Affaire Pollifax‹ acht Tage verstrichen waren.

»Herein«, rief er. »Also, was bringen Sie mir, Peattie?«

Peattie setzte seine Brille auf. »Es scheint, daß General Perdido zwar in Peking gewesen ist, aber erst am 24. August, also fünf Tage, nachdem Ihre Mrs. Pollifax und Mr. Farrell entführt worden sind.«

»Fünf Tage später«, sagte Carstairs stirnrunzelnd. »War jemand bei ihm?«

»Nein, er kam ganz allein.«

»Dann sind Mrs. Pollifax und Farrell also vermutlich weder nach Kuba noch nach China gebracht worden.«

»Vielleicht wird es Sie interessieren«, fuhr Peattie fort, »daß er in China mit einer Düsenmaschine angekommen ist, die er in Athen bestiegen hat.«

»Athen!« rief Carstairs wie elektrisiert aus. Er beugte sich vor und fluchte kurz und herzhaft. »Das Mittelmeer - der Balkan - daß ich nicht sofort an Albanien dachte -«

Peattie nickte und setzte fort: »Bis zur Wochenmitte weilte er in Peking, das er gestern mit einer Privatmaschine mit unbekanntem Ziel verlassen hat. Allerdings haben wir aus verlässlicher Quelle erfahren, daß die Maschine Kurs auf - na, was meinen Sie -«

»Albanien?«

»Richtig, Albanien genommen hat. Ihre Freunde aber waren

nicht bei ihm und sind offensichtlich nie in Peking gewesen.«

Carsairs drückte seine Zigarette aus. »Nein, anscheinend nicht. Sonst noch etwas?«

Peattie lächelte wie einer, der noch eine Trumpfkarte im Ärmel weiß. »Ich habe Erhebungen angestellt. General Perdido ist gestern abend tatsächlich in Albanien gelandet und zwar in Shkodra, worauf er mit einem Wagen unverzüglich ins Gebirge weitergefahren ist.«

»Wirklich hochinteressant«, sagte Carstairs. »Fünf Tage nach dem Menschenraub fliegt der General also von Athen nach Peking, hält sich dort mehrere Tage auf und fliegt dann nach Albanien. Das kann eine Menge bedeuten, aber genauso gut auch gar nichts.«

Peattie nickte. »Wir wissen bedauerlich wenig über Albanien, seit es unter rotchinesischen Einfluß gelangt ist, aber es hält sich ein hartnäckiges Gerücht, daß in den nordalbanischen Alpen eine äußerst primitive Steinfestung besteht, die ursprünglich von Räubern erbaut wurde und praktisch uneinnehmbar ist. Dort sind ihre politischen Gefangenen untergebracht, die streng geheim gehalten werden. Und genau in diese Berge ist der General verschwunden.«

»Ist Ihr Informant verlässlich?«

»Ein ehemaliger Priester, dessen Kirche geschlossen worden ist.«

Carstairs schüttelte den Kopf. »Es besteht nicht die leiseste Hoffnung, daß die beiden noch am Leben sind, aber es gibt eine Möglichkeit nachzuweisen, daß man sie in diese Festung gebracht und dort getötet hat?«

»Dort drüben lassen sich sehr schwer Erhebungen anstellen«, sagte Peattie. »Eine Nachricht würde vermutlich wochenlang brauchen. Außerdem steht diese Bergfestung nicht gerade im besten Ruf. Mein Informant sagte mir, daß die Katholiken sich bekreuzigen, so oft der Name der Festung fällt. Man erwähnt ihn

nur flüsternd, und es heißt, kein Mensch hat sie noch lebend verlassen.«

»Ich habe schon begriffen«, sagte Carstairs verdrossen und fuhr dann sanfter fort: »Ich möchte wissen...«

»Was denn?«

»Mich interessiert diese Festung.« Er stand auf, entschuldigte sich und kehrte nach einer kurzen Unterredung mit Bishop in sein Büro zurück. »Mir kam da ein Einfall«, erklärte er. »Ich habe ein privates Wasserflugzeug angefordert, das sich über den albanischen Alpen verfliegen soll. In einer Stunde müßte es an Ort und Stelle sein.«

»Aufklärung?«

Carstairs nickte. »Absolut inoffiziell, natürlich, aber ich gebe Ihnen jede Nachricht sofort weiter. Und vielen Dank, daß Sie vorbeigekommen sind«, sagte Carstairs und erhob sich.

Nachdem Peattie gegangen war, vertiefte Carstairs sich wieder in seine Arbeit und ging dann zum Mittagessen. Es war zwei Uhr vorbei, als er in sein Büro zurückkam, wo ihn Bishop mit einem Radiogramm empfing. Es war der Bericht des Piloten, der einen Abstecher in die albanischen Alpen gemacht hatte. Mit freiem Auge hatte er nirgends ein Gebäude entdeckt, auf das Carstairs' Beschreibung gepaßt hätte, aber die Fotos sollten sofort, nachdem sie entwickelt waren, abgesandt werden. Aufgefallen war dem Piloten jedoch das rege Treiben, das er in einem Gebiet bemerkt hatte, das im Osten von den Alpen, im Süden von Shkodra und im Westen vom Skutari-See begrenzt wurde. Er hatte eine große Schar von Männern das Gelände zu Fuß abstreifen sehen und eine dichte Rauchwolke bemerkt, die aus einem Wald aufgestiegen war. Offensichtlich war hier ein Öl- oder Benzintank in Brand gesetzt worden.

Außerdem patrouillierte ein auffallend großes Aufgebot von Polizeibooten auf dem Skutari-See.

Carstairs überlegte stirnrunzelnd, ob und was dieses

Massenaufgebot zu bedeuten hatte. Schon griff er nach dem Hörer, um Peattie anzurufen, als der von selbst in sein Büro trat.

»Das ist soeben durchgegeben worden«, sagte Peattie ohne jede Einleitung. »Irgend etwas ist in Nordalbanien los. Einer unserer Agenten hat sein Schweigen gebrochen, um uns diese Meldung zu schicken. Verdammt riskant für ihn. Da, lesen Sie selbst, kommt frisch aus dem Dechiffrierzimmer.«

Carstairs griff nach dem Blatt und las:

GENERAL PERDIDO GESTERN ALBANIEN
ANGEKOMMEN. ERLITT NACHTS GEHEIMNISVOLLE
SCHUSSVERLETZUNG. LEITET HEUTE GROSSE
SUCHAKTION GEGEN STAATSFENDE, DIE MIT WAGEN
AUS BERGFESTUNG AUSGEBROCHEN. ANZAHL DER
FLÜCHTLINGE UNBESTIMMT, ZWEI WACHEN TOT.
EINER DER FLÜCHTLINGE ANGEBLICH AMERIKANER.
GRUPPE VERMUTLICH NOCH AM LEBEN. BEWEGT
SICH IN WESTLICHER ODER NORDWESTLICHER
RICHTUNG ZUR KÜSTE.

Mit einem Satz war Carstairs aufgesprungen und rannte zur Wandkarte. »Wer diese Leute auch sein mögen, wir müssen Ihnen jede erdenkliche Hilfe gewähren«, sprudelte er hervor. »Wenn das Gerücht behauptet, daß einer von Ihnen Amerikaner ist, besteht immer noch Aussicht, daß es Farrell sein könnte, aber selbst wenn er es nicht ist, könnten diese Leute uns wertvolle Informationen geben. Sehen Sie sich die Karte an, schauen Sie doch, wie verdammt nahe Jugoslawien liegt, dorthin werden sie sich wenden, das ist ihre einzige Chance. Bishop«, brüllte er ins Fernschreibzimmer, »verbinden Sie mich mit Fiersted vom Außenamt.« Zu Peattie sagte er: »Wenn Fiersted uns die Erlaubnis der jugoslawischen Regierung erwirkt, können wir einige unserer Leute längs der Grenze aufstellen, die nach den Flüchtlingen Ausschau halten. Unsere Leute können um Mitternacht dort sein - spätestens Mitternacht!« schwor er.

Gegen Mitternacht trieben Mrs. Pollifax, Farrell und der

Dschinn nicht mehr auf dem Skutari-See. Und in Jugoslawien waren sie auch nicht. Ein unseliger Wind hatte sie in die Gegenrichtung nach Süden und damit tiefer nach Albanien abgetrieben, und als es Mittemacht schlug, hockten sie hinter einer Steinmauer in der Stadt Shkodra am Süden des Skutari-Sees. Hoch über ihnen erhoben sich die Mauern einer romantischen Burg. In der schwülen Nachtluft schwamm der Mond und beleuchtete unscharf die nassen Papierfetzen, die einmal ihre Landkarte gewesen waren, und bei diesem Licht bemühte Mrs. Pollifax sich, aus den nicht verronnenen Linien ihrer Landkarte zu lesen.

»Dieses verdammte Wasser sieht aus wie ein Fluß«, sagte der Dschinn wütend. »Es kann nicht mehr zum See gehören. Wir haben die Strömung deutlich gefühlt, und jedes stehende Gewässer wäre bei dieser Hitze schon vor einem Monat vertrocknet.«

Es stimmte schon, was er sagte, wäre der Mond nicht hinter den Wolkenschleiern vorgetreten, wäre ihr Stamm schnurstracks aus dem See, an der Burg auf dem Berg vorbei und in dieses unbekannte Gewässer geschwommen. Nur mit Mühe hatten sie ihn ans Land gepaddelt und verbargen sich jetzt im Schatten einer uralten, gepflasterten Allee und suchten verzweifelt nach einem rettenden Einfall. Der Stamm war in der Finsternis fortgeglitten, und sie waren in der Stadt gestrandet, der sie ihre erste Bekanntschaft mit Albanien verdankten. Ob das ein Fortschritt war oder nicht, ließ sich schwer entscheiden.

»Da ist eine Linie«, sagte Mrs. Pollifax und blinzelte kurzsichtig auf die Karte. »Sie verläuft von Shkodra zur Adria, aber nirgends steht, daß dieser Strich ein Fluß ist.«

»Ich habe jedes Wort des Originals kopiert«, sagte Farrell beleidigt.

»Natürlich, aber es war eben doch eine sehr kleine Karte. Aber die Linie ist da, sehen Sie?« Sie ließ das Stück Papier im Kreis gehen, und die beiden Männer überzeugten sich selbst.

Mrs. Pollifax nahm das nasse Blatt wieder an sich und vertiefte sich noch einmal darin. »Man muß eines bedenken«, sagte sie leise.

»Der Landweg vom Skutari-See bis zur Küste scheint ziemlich lang zu sein. Ich schätze ihn auf zehn bis zwanzig Meilen, und wir müßten die gesamte Strecke zu Fuß zurücklegen. Diese komische Linie schlängelt sich ein bißchen, aber jedenfalls endet sie in der Adria. Hoffentlich ist sie wirklich ein Fluß. Wenn wir ein Boot hätten...«

»Wenn wir ein Boot hätten, und wenn das ein Fluß ist und wenn er in die Adria mündet -«

Der Dschinn brach ab, ohne seinen Satz zu beenden, und sie schwiegen alle still und überlegten die vielen Wenns. Nach kurzer Pause sagte der Dschinn: »Ihr bleibt hier«, und stand auf. »Ich will versuchen, ein Boot zu finden.«

Mrs. Pollifax nickte. Sie empfand es als Erlösung, daß jemand ihr befohlen hatte, sitzen zu bleiben. Damit ersparte sie sich nicht nur die Anstrengung jeder Bewegung, sondern der Befehl löschte in ihr auch jedes Gefühl von Schuld oder Verantwortlichkeit. Sie schloß die Augen, öffnete sie aber wieder und bemerkte, daß Farrell bereits schlief. Seufzend zwang sie sich. Wache zu halten, damit nicht alle ihre bisherigen Mühen vergeblich bleiben sollten. Um sich zu beschäftigen, überschlug sie, wie viele Stunden sie schon auf der Flucht waren. Sie waren Donnerstag gegen neun Uhr abends ausgebrochen. Als sie heute den Baumstamm in den Skutari-See geschoben hatten, war es bereits sehr dunkel, also etwa auch neun Uhr gewesen. Demnach waren sie kaum mehr als vierundzwanzig Stunden unterwegs, und das war kaum zu glauben, denn ihr kam es bereits wie ein lebenslänglicher Alptraum vor. Sie konnte nicht verhindern, daß die Müdigkeit sie übermannte, und eben fielen ihr die Augen zu, als sie das leise Plätschern eines Ruders oder Paddels im Wasser vernahm. Sie weckte Farrell mit einer Berührung, und als er ruckartig

hochfuhr, legte sie warnend einen Finger an die Lippen.

Beide drehten sich um und sahen, wie sich der Umriß eines langen Bootes durch das bläßliche Mondlicht schob. Bug und Heck waren spitz und ragten hoch aus dem Wasser auf. In der Mitte stand ein Mann mit dem Gesicht zum Bug. Er hielt in jeder Hand ein Ruder, aber Mrs. Pollifax konnte nicht ausmachen, ob es der Dschinn war, ehe das Boot anlegte. Sie und Farrell gingen ihm entgegen.

»Einsteigen, bitte«, sagte der Dschinn, verneigte sich nach alter Gewohnheit, und Mrs. Pollifax sah sogar, daß seine Augen vergnügt zwinkerten. Der Dschinn war äußerst zufrieden mit sich, und das mit Recht, dachte sie, und überlegte, wie er wohl die Londra gefunden hatte. Sie konnte nur hoffen, daß er niemand hatte töten müssen.

Sie half Farrell ins Boot. Er konnte sich nur auf den Rand setzen und sich rücklings hineinfallen lassen, anders ließ es sein gebrochenes Bein nicht zu. Auch sie plumpste ins Boot und blieb, zu müde, um etwas zu sagen oder sich zu bewegen, am Boden liegen. Jetzt war der Dschinn an der Reihe, die Führerrolle zu übernehmen. Mrs. Pollifax lag auf dem Rücken, starrte zum bewölkten Mond empor und hoffte, daß sie nie wieder an die Reihe kommen würde. Der Dschinn hatte bereits mit raschen, kurzen Schlägen zu rudern begonnen. Leise und verträumt sagte Mrs. Pollifax: »Sie haben ein Boot gefunden.«

»Unweit von hier angebunden«, flüsterte der Dschinn über die Schulter zurück. »Schlafen Sie ein bißchen. Die Strömung hilft mir. Wegen des Mondlichts halte ich mich knapp am Ufer.«

Mrs. Pollifax ließ ihren Blick von ihm zu der Burg von Shkodra wandern und höher empor zu einem einsamen Stern. Und damit schlief sie ein. Als sie erwachte, waren die Burg und der Stern verschwunden, und sie hatte den Eindruck, als sei der Himmel um eine Schattierung heller geworden. Dann begriff sie, daß sie der Knall einer Pistole geweckt hatte, mit der irgendwo längs des Ufers geschossen worden war. Sofort setzte

sie sich auf.

»Niederlegen«, zischte der Dschinn ihr heftig zu.

Auch Farrell duckte sich mißtrauisch. »Aber was war das, wer ist das?«

»Jemand am Ufer. Ich glaube, er will, daß wir anhalten.«

»Und werden wir das?« fragte Mrs. Pollifax schwach.

»Ich habe ihn nicht gesehen, es ist zu dunkel«, sagte der Dschinn und bewegte dabei kaum die Lippen. »Ich habe etwas gehört, zum Ufer geblickt und konnte nur unklar einen winkenden Mann ausnehmen, aber ich habe fortgesehen. Das tue ich noch immer und sehe gar nichts.«

»Aber vielleicht schießt er nochmals und trifft Sie«, machte Farrell ihn aufmerksam.

»Möglich«, antwortete der Dschinn wohlwollend. »Aber wir kommen jetzt rascher voran, merken Sie? Setzen Sie sich nicht auf, aber der Fluß hat sich seit zehn Minuten verbreitert, und das Ufer ist flacher geworden. Zur Zeit fahren wir an Reisfeldern vorbei. Auch die Luft hat einen ganz anderen Geruch - spüren Sie es?«

Farrell und Mrs. Pollifax schnupperten. »Salz«, sagte Farrell unsicher. »Salz? Oder irre ich mich?«

»Sie haben schon recht.«

Wieder ertönte ein Schuß, und etwas prallte an die Bootswand.

»Hoffentlich oberhalb der Wasserlinie«, sagte Farrell. »Verdammt guter Schütze bei dem schwachen Licht.«

»Jetzt läuft er davon«, bemerkte der Dschinn gleichmütig.

»Bestimmt ist ihm eingefallen, daß er einen Mann im Boot nicht aufhalten kann, der nicht freiwillig anhält. Entweder holt er sich jetzt selbst ein Boot, oder er wird mit Leuten am Ufer telefonieren, die uns aufhalten.«

»Darf ich mich jetzt aufsetzen?« fragte Mrs. Pollifax.

»Ja, er ist fort.«

Sie richtete sich auf und sah sich um. Die Dunkelheit lichtete sich und enthüllte eine sehr reizvolle Landschaft, die sich flach bis an den Horizont erstreckte. »Aber das sind ja Möwen!« rief sie plötzlich aus.

»Wir müssen wissen, was wir tun wollen«, sagte Farrell mit beinahe verzweifelter Stimme. »Wir handeln doch nur aus dem Stegreif.«

»Jugoslawien liegt im Norden«, erinnerte ihn Mrs. Pollifax. »Das wissen wir zumindest.«

»Aber wir besitzen nicht einmal eine trockene Waffe.«

»Doch«, widersprach der Dschinn. Die beiden starrten ihn verblüfft an. »Sie vergessen den Posten Stefan, dem ich die Pistole abgenommen habe. Sie ist wasserdicht. Ziehen Sie sie aus meiner Tasche und sehen Sie nach. Vielleicht haben wir sogar genügend Zeit, die anderen zu reinigen. Können Sie das?«

»Nein, verdammt noch mal«, sagte Farrell. »Sie?«

Der Dschinn schüttelte den Kopf. »Leider nein. Haben Sie die Pistole?«

Farrell hielt sie in der Hand und öffnete sie. »Fünf Kugeln.«

Der Dschinn nickte. »Und Sie?« fragte er Mrs. Pollifax.

Sie leerte die vielen Taschen ihrer Unterröcke, dabei kam das Kartenspiel zum Vorschein, und Farrell rief aus: »Nur keine Spielkarten mehr! O Gott, Herzogin, ich werde in meinem ganzen Leben nie wieder Spielkarten sehen können, ohne an Sie zu denken.«

»Das ist auch eine Form von Unsterblichkeit«, gab sie zurück, zog die Pistole, das Magazin, die getrockneten Reste der Landkarte und den Kompaß hervor. »Das ist alles, was ich besitze«, sagte sie.

»Nichts zu essen. Aber eigentlich fühle ich mich nicht mehr schwach, im Gegenteil, es ist eher wie ein letztes Aufflackern.«

»Es wird heller«, bemerkte Farrell.

»Zu hell«, antwortete der Dschinn.

Mrs. Pollifax richtete sich wieder auf und sagte zum Dschinn: »Sie sind die ganze Nacht gestanden, soll ich jetzt übernehmen? Die Strömung ist so kräftig, daß man eigentlich gar nicht zu rudern braucht, oder?«

»Aber steuern muß man«, versetzte er trocken. »Außerdem glaube ich, daß wir so dicht am Meer sind, daß wir sogar zu Fuß hingehen könnten, falls der Flußlauf sich ändern sollte.«

Nachdenklich sagte Farrell: »Falls mittlerweile bekannt geworden ist, daß ein Boot unterwegs ist, wird uns vielleicht ein Polizeiboot erwarten, und es wäre vernünftiger, wir gingen zu Fuß.«

Der Dschinn zuckte die Achseln. »Möglich.«

»Nein, Farrell«, widersprach Mrs. Pollifax sanft. »Mit Ihrem Bein -«

»Dann lassen Sie mich die Flucht im Boot riskieren, und Sie gehen!« sagte er, und Mrs. Pollifax hörte aus seiner unterdrückten Wut, daß sein Stolz schwer verletzt war. Andererseits hatte ihre Hilfstätigkeit in Spitälern ihr den Blick geschärft, wann ein Patient am Rande des Zusammenbruchs war, und Farrells Nerven hatten diesen Punkt erreicht, überschritten und sich wieder erholt. Er besaß mehr Widerstandskraft als die meisten Menschen, aber selbst ein Herkules mußte zugeben, daß die letzten sechsunddreißig Stunden aufreibend gewesen waren.

Plötzlich hob sich der Bodennebel vor ihnen, und die Sonne bestrahlte das klare, glitzernde Wasser der Adria. Beinahe im selben Moment schrie Farrell auf: »O Gott - seht doch!« und Mrs. Pollifax blickte zum rechten Flußufer und sah, daß von dort ein Polizeiboot abstieß, um ihnen den Weg abzuschneiden.

In dem Boot waren zwei Männer, deren Gesichter man auf diese Entfernung nicht erkennen konnte. Es war anzunehmen, daß beide gut bewaffnet waren, und jeder lehnte sich ungeduldig nach vorn, als könnte er das Ziel schon kaum mehr erwarten. Das Polizeiboot war zu alt und zu schwerfällig gebaut, um rasch vorwärtszukommen, aber selbst wenn sein Motor zeitweise ausfiel, war es einer Londra, deren Ruder von einem einzigen Mann bedient wurde, weit überlegen.

»Sie können gar nicht wissen, wer wir sind, sie wissen bloß, daß wir den Fluß entlangefahren sind«, warf Mrs. Pollifax erregt ein.

»Sie werden rasch genug unsere Identität herausbekommen«, sagte Farrell bissig und begann leise und wortreich ihre Hilflosigkeit zu verfluchen, während der Dschinn wie verrückt ruderte.

Mrs. Pollifax blickte um sich und hoffte auf irgendeinen rettenden Einfall oder eine Versteckmöglichkeit, aber der Fluß hinter ihnen war leer, und vor ihnen dehnte sich das offene Meer, und nur einige Bojen bezeichneten die Flußmündung. Bojen... nein, damit ließ sich nichts anfangen... Mrs. Pollifax sah zum linken Flußufer und stieß einen Schrei aus. »Seht doch! Dort ist eine Mole und daran ein Boot - ein Segelboot!«

»Na und?« brummte Farrell und entsicherte die Pistole.

»Aber Segelboote sind schnell!« Mrs. Pollifax beugte sich nach vorn und packte den Dschinn am Arm. »Bitte, schauen Sie doch!« flehte sie ihn an. »Der Mann macht sich zur Ausfahrt fertig, das Segel ist bereits gehißt, wir haben eine Pistole und können ihn zwingen, daß er uns aufs offene Meer hinausbringt, das ist unsere einzige Rettung! Schon stand sie hinter dem Dschinn und half ihm beim Rudern. »Schneller«, flüsterte sie. »Schneller, schneller, schneller!« Der Dschinn hatte ein Ruder

quergestellt, um die Richtung zu ändern, aber sie ruderten dadurch gegen die Strömung und das Polizeiboot kam, trotz seines mühsam keuchenden Motors, beängstigend rasch näher. Der Anlegeplatz war sehr klein, genaugenommen nichts als ein Floß, zu dem ein schmaler Landungssteg übers Wasser führte. Das daran vertäute Boot sah schwer, aber seetüchtig aus. Es war etwa fünfundzwanzig Fuß lang, und das weiße Segel blähte sich sanft im Wind, während der Mann an den Tauen arbeitete. Das asthmatische Schnaufen des Motors hinter ihnen wurde lauter, und jetzt konnte Mrs. Pollifax bereits die Gesichter der beiden Männer deutlich erkennen. Sie begann zu zittern.

»Schneller«, sagte Farrell gereizt. »Schneller, wir sind beinahe dort, aber die anderen auch.«

Der Fischer trug ein rotes Leibchen und zerknitterte Hosen. Er schien das Wettrennen gar nicht zu bemerken. Gemächlich hob er einen Eimer hoch und räumte ihn fort, ging nach vorn, um die Vertäuerung zu lösen, kehrte nach hinten zurück und zog die Heckseile an Bord. Dann stieß er ab, die Segel blähten sich im Wind und das Boot löste sich vom Landeplatz. Der Dschinn änderte die Richtung, um dem Segler ins Meer hinaus zu folgen, und er und Mrs. Pollifax begannen laut nach dem Mann am Steuer zu rufen.

»Warten Sie - warten Sie auf uns!« schrie Mrs. Pollifax, und der verdutzte Fischer drehte sich um und sah sie an. Sie waren jetzt ganz nahe, aber das Motorboot war ebenfalls dicht aufgerückt. »Warten!« brüllte Mrs. Pollifax und winkte verzweifelt.

Der Fischer runzelte die Stirn. Unschlüssig und mißtrauisch drehte er an der Ruderpinne, und der Bug war direkt auf ihr Boot gerichtet.

Er musterte sie mit argwöhnischer Neugier. Mit aller Kraft stemmte der Dschinn ein Ruder ins Wasser und die Londra schoß direkt vor den Bug des Fischerbootes. Der Dschinn ließ beide Ruder fallen, sprang über Mrs. Pollifax hinweg und

landete mit einem Satz auf dem Segelboot.

»Zott!« entfuhr es dem verdutzten Fischer. Er stand empört auf, aber der Dschinn beachtete ihn gar nicht, beugte sich übers Wasser und zog die Londra ans Segelboot, dabei rief er Farrell zu: »So legen Sie doch auf diesen Mann an! Und klettern Sie an Bord, ehe er mich mit bloßen Händen erwürgt!« Seine Stimme vermengte sich mit Rufen aus dem Polizeiboot, das hinter ihnen war. Das Boot zielte genau auf den Segler ab, um ihn zu rammen, aber mittlerweile hatte der Dschinn die Londra als Puffer zwischen die beiden Boote gezogen. »Schnell«, sagte er zu Mrs. Pollifax, und sie stolperte zu Farrell, um ihm zu helfen, das verletzte Bein über die Bootsante zu ziehen.

Der Fischer hatte seine wütenden Proteste eingestellt. Er gaffte mit offenem Mund und ließ den Blick von der Pistole in Farrells Hand zu Mrs. Pollifax wandern. Wütend starrte er den Dschinn an, dann fiel sein Blick auf die Männer im Motorboot, und seine Augen wurden schmal, als er ihre Uniformen erkannte. Verwirrt und ratlos sah er wieder zu Farrell, der ins Boot kletterte, dann auf die Polizisten.

Dann entschied er, daß er sich in einer unlösbaren Situation befand und wählte einen vernünftigen Ausweg. Er sprang ins Wasser und schwamm zurück zum Anlegeplatz.

»Nein, nein, kommen Sie zurück«, flehte Mrs. Pollifax, als sie ihn durch ihre Finger schlüpfen sah.

Das verlassene Steuerruder drehte sich langsam seitlich und plötzlich füllten sich die Segel mit einer Bö, daß die Rah umstürzte und eine Seite des Bootes hochhob, und alles, was nicht niet- und nagelfest war, übers Deck schlitterte.

»Ruderpinne festhalten!« schrie Farrell vom Bug her.

»Was ist eine Ruderpinne?« schrie Mrs. Pollifax zurück.

»Das Ding dort - so halten Sie es doch endlich fest!«

Mrs. Pollifax bekam den langen glatten Holzarm zu fassen, der aus dem Deck aufragte, und ließ ihn nicht mehr los. Der

Wind verfring sich kräftig in den haltlos flatternden Segeln, daß das Boot umzuschlagen drohte. Einzig die Londra bewahrte sie vor dem Kentern, denn der Dschinn hielt sie mit beiden Händen fest, und die beiden Polizisten klammerten sich wie Kletten an die gegenüberliegende Bootswand der Londra. Eine Sekunde vorher hatte einer der Polizisten begonnen, über den Kahn ins Segelboot zu klettern. Nun stand er mit einem Fuß in der Londra, mit dem zweiten noch im Polizeiboot, fuhr mit einem Ruck hoch, ruderte mit beiden Armen wild durch die Luft und fiel schließlich auf den Boden der Londra.

Sofort hatte der zweite Mann hinter dem Steuerrad des Motorbootes einen Revolver hervorgerissen und schoß über das Boot hinweg auf den Dschinn. Farrell erwiderte das Feuer, und der Polizist sank über dem Steuer zusammen. Mrs. Pollifax schrie auf, denn der in der Londra gestürzte Polizist hatte sich aufgekniet und zielte mit seinem Revolver auf Farrell. »Schießen Sie«, brüllte sie Farrell an, und Farrell und der Polizist drückten gleichzeitig ab.

Während des Feuerwechsels hatten sich die Finger des Dschinns von der Londra gelöst, die ihnen als Anker gedient hatte. Da sie nun keinerlei Halt mehr hatten, spannte sich die Vertakelung, die Segel strafften sich, und der Wind trieb sie so unerwartet plötzlich ins Meer hinaus, daß Farrell quer über den Dschinn aufs Deck fiel. Mrs. Pollifax umklammerte krampfhaft das Steuerruder und schrie um Hilfe.

»Lassen Sie die Ruderpinne los! Loslassen!« brüllte Farrell, womit er Mrs. Pollifax gänzlich verwirrte, denn eben erst hatte er darauf bestanden, daß sie sie festhielt. Dennoch gehorchte sie, und es war ihr nun völlig schleierhaft, wieso das Schiff sich im Wind abhing und sein aberwitziges Tempo mäßigte. Neugierig fragte sie: »Wieso...«, und dann brach sie ab, denn Farrell richtete sich auf und starrte den Dschinn entsetzt an. »O nein«, flüsterte sie und schlug sich beide Hände vors Gesicht. Jetzt begriff sie, weshalb der Dschinn die Londra losgelassen hatte.

Sie kroch über die Tauwinden und kniete neben ihm nieder. »Ist er tot?«

Farrell bettete das Haupt des Dschinns sanft in seinen Schoß. »Tot nicht, aber sehr, sehr schwer verletzt.«

»Mein Gott, Sie sind ja auch verwundet«, sagte sie und sah, wie an Farrells Schulter das Blut aus dem Ärmel quoll.

Er nickte. »Nicht ernsthaft, aber ich kann es nicht riskieren, mich zu bewegen, und ich glaube, für den Dschinn wäre das auch nicht gesund. Herzogin, Sie werden das Boot bedienen müssen.«

»Ich?« stammelte Mrs. Pollifax entsetzt. »Ich?«

»Ich sage Ihnen jeden Handgriff vor«, tröstete er sie. »Sie dürfen jetzt nicht die Nerven verlieren, Herzogin, es ist Ihnen doch klar, wie nahe unsere Rettung schon ist, nicht wahr?«

»Ich will es versuchen«, nickte sie ergeben und wischte sich eine Träne von der Wange. »Ich kann mir nicht helfen, ich muß weinen, ich bin so müde.«

»Mir unverständlich«, erwiderte er trocken. Als sie mit steifen Knien zum Steuer kroch, fragte er gleichmütig: »Haben Sie eine Ahnung, ob ich den Burschen in der Londra getroffen habe?«

Mrs. Pollifax blickte zurück. »Die Boote sind noch da und schaukeln nebeneinander im Wasser. Aus der Londra hebt sich kein Kopf. Sie werden ihn wohl verwundet haben.«

Farrell nickte. »Vielleicht dauert es nicht lange, ehe man die beiden Boote entdeckt, in denen je ein verwundeter oder toter Polizist liegt, und dann geht die fröhliche Jagd los. Ehe Sie das Steuer nehmen, Herzogin, müssen Sie drei Dinge tun.«

»Ja?«

»Suchen Sie nach frischem Wasser. Reichen Sie mir das Segeltuch, das dort drüben liegt, damit ich ein Zelt bauen kann, um den Dschinn vor der Sonne zu schützen. Sehen Sie nach, ob der Fischer Proviant an Bord hatte.«

»Proviand?« sagte Mrs. Pollifax begehrllich.

»Natürlich - genau das, was wir seit einer Ewigkeit nicht mehr zu sehen bekommen haben.«

Mrs. Pollifax stöberte herum und war von ihrem Erfolg überwältigt. Noch nie hatte sie sich so in Siegeslaune gefühlt wie jetzt, als sie Farrell den Ledersack mit dem Mittagessen des Fischers brachte. Sie öffnete den Beutel und entnahm ihm ein Stück Roggenbrot, sechs Oliven und einen Würfel Käse. Aus einem kleinen Lederbeutel schenkte sie einen Becher Ziegenmilch ein. Als sie zum Steuer zurückkroch, kaute sie mit vollen Backen, und in ihrem Herzen regte sich zaghaft die Hoffnung, daß ihr Glück vielleicht doch noch ein klein bißchen länger anhalten würde.

»Okay, Herzogin, alle Kraft voraus.«

»Aber ich fürchte mich vor dem Tempo«, gab Mrs. Pollifax beschämt zu.

Das überging er. »Nordwind, aber wir dürfen nicht riskieren, nach Norden und Jugoslawien zu segeln, sonst begegnen uns vielleicht weitere Polizeiboote. Wir müssen direkt aufs offene Meer hinaus.«

Ungläubig wiederholte Mrs. Pollifax: »Aufs offene Meer?«

Farrell grinste schwach. »Wir haben ja bisher alles auf die harte Tour gemacht, Herzogin, also warum sollen wir jetzt damit aufhören? Geben Sie mir den Kompaß und drehen Sie das Steuer nach rechts. Und sorgen Sie dafür, daß Sie fest sitzen.«

Mrs. Pollifax warf ihm den Kompaß zu und drehte das Steuerruder nach rechts. Sofort wurde das Schiff lebendig. Der Wind packte wie mit Riesenhand nach ihnen, das Segel straffte sich, die Takelung ächzte, und Mrs. Pollifax fühlte sich hoffnungslos ausgeliefert, als das Boot davonstürmte. »Wie bringt man das Ding denn zum Stehen?« jammerte sie.

»Nur ruhig«, brüllte Farrell gegen den Wind. »Halten Sie das Steuer in der Mitte!«

»Ja - gut!« keuchte Mrs. Pollifax. Sie hatte eben gefühlt, wie sich das Schiff auf eine leise Drehung des Steuerruders abgefangen hatte und parierte, und das machte ihr wieder Mut.

»Jetzt lassen Sie es so«, erklärte Farrell ihr. »Wenn Sie in eine Bö geraten und sich fürchten, lassen Sie die Pinne los, dann fängt sich das Boot von selbst. Verstärkt sich der Wind, und Sie haben keine Angst, dann drehen Sie das Steuerruder etwas nach links oder rechts, dann kreuzen Sie. Im Augenblick aber ist die Hauptsache, daß wir so rasch wie möglich von der verdammten Küste verschwinden.« Mit seinem gesunden Arm zerrte er das Segeltuch über den Kopf und schob es so zurecht, daß es den Dschinn beschattete.

Mrs. Pollifax hielt die Steuerpinne fest und widmete sich gänzlich der Aufgabe, so rasch wie möglich von der verdammten Küste zu verschwinden.

Am Nachmittag gegen fünf Uhr kehrte der Schleppdampfer ›Persephone‹ von Venedig in seinen Heimathafen Otranto zurück und befand sich auf Südkurs, als der Erste Maat ein Segelboot sichtete, von dem jemand mit etwas winkte, was wie ein weißer Unterrock aussah. »Wieder so ein verdammter Ausflügler«, brummte er und verfluchte erbot die idiotischen Touristen, die sich in der Adria herumtrieben und glaubten, jeder könnte ein Boot bedienen. Er erstattete seinem Kapitän Meldung. Der befahl, das Tempo zu verlangsamen, und kurz darauf hielt das Segelboot neben der ›Persephone‹ an.

Der Erste Maat sah in das Boot hinab und rang nach Luft. »Mon Dieu«, stammelte er, denn am Steuer saß eines der wildest aussehenden Weiber, das ihm jemals untergekommen war. Ihr kastanienbraunes Haar stand ihr in wirren Strähnen um den Kopf, ihr Gesicht war schmutzig und voll Blasen von der heißen Sonne.

Ein gewaltiger Rock bauchte sich rund um sie, und obwohl er ihre Kleidung für griechisch oder albanisch hielt, sah die Frau nicht so aus. Dann bemerkte er, daß sich das Segeltuch hob, und

seine Augen weiteten sich, und er mußte an die Kriegsjahre und die Rettungsboote denken, die im Mittelmeer aufgefunden worden waren. Beide Männer sahen aus wie tot, aber der Bärtige zumindest bewegte sich. Er grinste übers ganze Gesicht und winkte mit einem Arm, obwohl der blutverschmierte Hemdsärmel am zweiten Arm deutlich verriet, daß er einen Arzt dringend nötig hatte. Der Erste Maat überlegte kurz, vor welchem Kanonenboot diese Gruppe wohl geflohen sein mochte, und erstattete seinem Kapitän eiligst Meldung.

Mrs. Pollifax blickte von unten zu dem Schiff empor und begriff nicht, weshalb die Matrosen an der Reling sie derart entsetzt musterten. Sie hatte sich in ihrer Naivität ausgemalt, daß man sie mit begeistertem Lachen und Freudengeschrei in der Zivilisation begrüßen würde. Jetzt erst kam ihr der Gedanke, daß sie, Farrell und der Dschinn bei zivilisierten Menschen den Eindruck erwecken mußten, eben von einer Mondfahrt zurückgekehrt zu sein.

Ihre Erlebnisse der letzten zwei Wochen waren zu fantastisch, als daß eine prosaische Welt sie verdauen konnte.

»Wir drei sind zu Sehenswürdigkeiten geworden«, dachte sie.

Dann löste sich der Bann, und ein Matrose schrie: »Inglese! Willkommen!« Hurraschreie wurden längs der Reling laut, und Mrs. Pollifax mußte die Augen abwenden, um ihre Tränen zu verbergen.

»Na, Farrell?« sagte sie, erwiderte sein Grinsen und hob einen ihrer Unterröcke, um sich damit die Augen zu trocknen.

»Na, Herzogin?« sagte Farrell und grinste sie an.

»Sie sehen aus wie ein Schreckgespenst, Herzogin«, sagte er liebevoll, »aber Sie sind in Sicherheit.«

»Sicherheit.« Mrs. Pollifax ließ das Wort genießerisch auf der Zunge zergehen.

Eine Strickleiter wurde herabgelassen, und ein Offizier mit einem Verbandkasten kletterte zu ihrem Boot hinab. Er ging

sofort zum Dschinn und beugte sich über ihn. Zwei Matrosen folgten ihm über die Leiter und erteilten Mrs. Pollifax in gebrochenem Englisch Anweisungen im Strickleiterklettern. Mit ihrer Hilfe begann sie den Aufstieg, und ein Dutzend Männer riefen ihr von der Reling aufmunternde Worte zu. Sie hätte es vorgezogen, auf Farrell zu warten, aber ein Offizier in weißer, gestärkter Uniform bestand darauf, sie unverzüglich zum Kapitän zu eskortieren.

»Ich muß Sie ersuchen, sich auszuweisen«, sagte der Kapitän, wurde aber dann angesichts ihrer Miene doch schwach und fügte hinzu: »Sicher würden Sie gern jemandem Nachricht zukommen lassen?«

Mrs. Pollifax dachte an ihren Sohn und ihre Tochter und schob sie widerwillig beiseite. »Wenn Sie so freundlich wären, sich mit Mr. Carstairs von der Zentrale der Spionageabwehr in Washington in Verbindung zu setzen«, antwortete sie.

Die Lider des Kapitäns zuckten sacht. »Ach, so ist das?« Er betrachtete sie mit unverhohlener Neugier. »Setzen Sie die Nachricht lieber selbst auf. Ich muß Sie nur bitten, sie nicht zu verschlüsseln und mir zu zeigen, ehe sie abgeht.«

Dankbar nahm Mrs. Pollifax hinter seinem Schreibtisch Platz und versuchte, sich zu sammeln. Nachdem sie kurz an hrem Bleistift gekaut hatte, schrieb sie:

SIR, WURDEN HEUTE NACHMITTAG VON...

Sie blickte auf. »Wie heißt Ihr Schiff und wohin fahren Sie?«

»Persephone«. Wir legen in zwei Stunden, also um 19 Uhr, in Otranto an.«

Mrs. Pollifax begann nochmals:

SIR, WURDEN HEUTE NACHMITTAG VON DER SS PERSEPHONE AUS DER ADRIA GERETTET. ANKUNFT IN OTRANTO UM 19 UHR. FARRELL UND ZWEITER BEGLEITER BEDÜRFEN ÄRZTLICHER BETREUUNG. HABE WEDER PASS NOCH GELD UND MUSS SIE UM

IHRE HILFE BITTEN. SONST WAR DIE REISE HOCHINTERESSANT. IHRE ERGEBENE EMILY POLLIFAX.

Der Kapitän las die Nachricht durch und nickte. »Sie wird sofort durchgegeben werden«, versprach er. »Wir verständigen auch Otranto, daß wir dringend einen Arzt brauchen. Wir selbst haben leider keinen an Bord.« Er sah sie an und sagte mit leisem Lächeln: »Und Sie möchten sich vielleicht ein bißchen waschen und kämmen?«

Mrs. Pollifax bekam ganz große Augen. »Ein bißchen waschen«, wiederholte sie. »Ein bißchen waschen? Ach ja, das wäre angenehm«, sagte sie höflich und begann plötzlich laut zu lachen.

Das Schiff hatte noch nicht angelegt, als eine Hafenbarkasse längsseits anlegte und um Erlaubnis bat, daß zwei Passagiere an Bord kommen dürften. Beide Männer waren in Zivil. Einer hielt eine Aktenmappe in der Hand und der andere eine Ärztetasche. So kletterten sie über die Strickleiter. Sie wurden unverzüglich in die Kabine geführt, in der Mrs. Pollifax, Farrell und der Dschinn sich ausruhten, und ohne weitere Worte trat der Arzt sofort an das Bett des Dschinns. Der zweite Mann blieb stehen und sah Farrell und Mrs. Pollifax abschätzend an.

Schließlich sagte er: »Ich heiße Ben Halstead. Ich glaube, wir haben einen gemeinsamen Bekannten namens Carstairs.«

Mrs. Pollifax' Gesicht erhellte sich. »Aber ja«, gab sie zur Antwort und erhob sich von ihrem Stuhl. »Ich bin Emily Pollifax, und das hier ist Mr. Farrell, der ein gebrochenes Bein, eine frische Schußverletzung in der Schulter und eine alte im Arm hat. Und dieser Mann...« Sie sah auf den Dschinn, der den Arzt mit leeren Augen anblickte. »Wer er ist, wissen wir nicht, aber wir haben ihn auf jeden Fall mitgenommen. Er ist ein sehr merkwürdiger, aber anstelliger Chinese, der englisch spricht, nur hat er uns das lange Zeit verschwiegen.«

»So? Das ist interessant.« Halstead ging zum Bett und sah

über die Schulter des Arztes auf den Dschinn hinab. »Hat er Ihnen keinerlei Hinweise gegeben? Wissen Sie überhaupt nichts von ihm?«

»Anfangs habe ich ihm nicht getraut«, meinte Farrell sich ein. »Er uns übrigens auch nicht, was eine Unverschämtheit ist. Aber Kommunist ist er keiner, und er hat uns aus einer sehr brenzigen Lage gerettet.«

Langsam sagte Mrs. Pollifax: »Ja, und als ich mich gestern für den Fall, daß ihm etwas zustoßen sollte, nach seiner Familie erkundigte, hat er nur in sich hineingelacht und gesagt, er würde keinem Menschen fehlen, denn man hat schon vor zwei Jahren für ihn die Seelenmesse gelesen. Er ist schon lange tot, hat er gesagt.«

Halstead runzelte die Stirn. »Irgendwie kommt er mir unheimlich bekannt vor. Wie geht es ihm denn, Bill, kann ich ihm ein paar Fragen stellen?«

Der Arzt zog das Hörrohr aus seinen Ohren. »In den nächsten ein bis zwei Tagen nicht, bedaure. Er muß sofort behandelt werden und braucht die beste Pflege, aber er ist transportfähig. Wir bringen ihn mit dem Krankenwagen direkt ins Spital und werden ihn operieren.«

»Wird er leben?« fragte Mrs. Pollifax besorgt.

»Das wichtigste ist, daß einmal die Kugel entfernt wird, und das wird nicht ganz einfach sein. Danach werde ich Ihnen schon mehr sagen können. Wenn nichts Unvorhergesehenes eintritt, wird er bestimmt am Leben bleiben.«

»Da bin ich aber froh«, sagte Mrs. Pollifax aufrichtig.

Der Arzt nickte nur. »Es klingt, als ob wir anlegten. Der Sanitätswagen wartet bereits und ich lasse gleich eine Tragbahre kommen, dann sehe ich mir Sie einmal an, Mr. Farrell.«

Der sagte vergnügt: »Das hat Zeit. Mir wird direkt etwas fehlen, wenn nicht irgendwo in mir eine Kugel steckt.« Er betrachtete Halstead, der den Dschinn unverwandt ansah. »Sie

haben ihn erkannt, nicht wahr?« Das war eine Feststellung und keine Frage.

»Gut beobachtet«, antwortete Halstead, ohne sich umzudrehen.

»Bloß ist ›erkannt‹ nicht das richtige Wort, mir ist nur, als hätte ich ihn schon gesehen. Wenn ich mich doch - Du lieber Schreck«, rief er und schnalzte mit den Fingern. »Dr. Lee Tsung Howell!«

»Wie bitte?« stammelte Mrs. Pollifax.

»Sehr abgemagert, natürlich, deshalb habe ich es nicht gleich bemerkt. Du lieber Himmel, und er ist genau vor zwei Jahren verschwunden - das deckt sich -, und es wurde wirklich eine Gedenkfeier für ihn veranstaltet. Alles sprach dafür, daß er von den Rotchinesen ermordet worden ist. Es gab sogar zwei glaubwürdige Zeugen, die bestätigten, daß man ihn ermordet hat und seine Mörder die Leiche mitgenommen haben.«

Mrs. Pollifax und Farrell sahen ihren Dschinn erstaunt an. »Wer ist er?« fragte Mrs. Pollifax.

»Und was?« wollte Farrell wissen.

»Dr. Howell, der Forscher. Großartiger Mann. In China geboren, Vater Engländer, Mutter Chinesin. Englischer Staatsbürger. Beging vor zwei Jahren den Fehler, nach Hongkong zu reisen. Damals wurde er angeblich ermordet. In Wirklichkeit hat man ihn entführt.«

Ungläubig sagte Farrell: »Soll das heißen, daß er der Dr. Howell ist? Der Protein-Mann?«

»Bitte«, verlangte Mrs. Pollifax ungeduldig, »bitte, möchten Sie mir nicht verraten, wovon Sie eigentlich reden und weshalb man einen Protein-Mann zwei Jahre lang in Albanien gefangengehalten hat?«

»Nahrungsmittel«, sagte Halstead. »Nichts hat China für seine unterernährten Millionen Menschen nötiger. Nahrungsmittel sind ihm wichtiger als Kommunismus, Waffen, Heere und

Fabriken. Wenn ich Ihnen sage, daß Dr. Howell zum Zeitpunkt des Verschwindens an einem Verfahren gearbeitet hat, mit dem man Protein aus jedem gewöhnlichen Unkraut gewinnen kann - ein Protein, das Hunderte Menschen um den Preis weniger Pennies ernähren würde -, begreifen Sie dann das Interesse Rotchinas an diesem Mann?«

Farrell pffte vor sich hin.

»Allerdings haben sie es großartig verstanden, ihre Spuren zu verwischen«, fuhr Halstead mit einem Blick auf den Dschinn fort. »Uns war bekannt, daß sie versuchten, ihn zu entführen, aber wir hatten angenommen, daß er sich gewehrt hat und dabei ums Leben gekommen ist.«

»Glauben Sie, man hat ihn gefoltert?«

»Zu Beginn vermutlich, aber tot hätte er ihnen nichts genützt. Wahrscheinlich haben sie dann die Einzelhaft oder langsames Verhungern für ihn beschlossen.« Er schüttelte den Kopf. »Großartig, daß Sie ihn mitgebracht haben! Die Zeitungen werden Schlagzeilen darüber bringen.«

»Über uns auch?« erkundigte Mrs. Pollifax sich.

Beide Männer drehten sich zu ihr. »Aber, wo denken Sie hin«, sagte Farrell. »Dem Dschinn - wollte sagen, Dr. Howell - wird aus eigener Kraft die tollkühne Flucht gelungen sein. Und was Emily Pollifax aus New Jersey anbelangt, wer ist die überhaupt?«

»Und ich komme mir so heldenhaft vor«, gestand Mrs. Pollifax betrübt.

»Das sind Sie auch, Herzogin, das sind Sie. Aber vergessen Sie nicht, daß Sie Mexico-City niemals verlassen haben. Und Sie wissen überhaupt nicht, wo Albanien liegt.«

»Oh«, seufzte Mrs. Pollifax.

Farrell grinste. »Trösten Sie sich, Herzogin. Erinnern Sie sich, daß ich den Dschinn für geistig unterentwickelt gehalten habe?«

Sie erwiderte sein Lächeln. »Ja, und ich glaube, ich habe gesagt, daß ich ihn für intelligenter halte, als er tut.«

Halstead lachte. Zwei Träger brachten eine Tragbahre, und schweigend sahen sie zu, wie der Dschinn behutsam hochgehoben wurde. Als er abtransportiert wurde, fragte Mrs. Pollifax plötzlich:

»Könnte ich nicht den Namen des hiesigen Spitals erfahren? Ich würde ihm so gern schriftlich baldige Besserung wünschen.«

»Den Spitalnamen können Sie morgen früh in Washington, D.C., in Ihrer Zeitung lesen«, sagte Halstead.

»Washington!« schrie Mrs. Pollifax auf.

»Ich habe Befehl, Sie unverzüglich im Nonstopflug nach Washington zu bringen.« Als er ihre betroffenen Gesichter sah, sagte er: »Tut mir leid. Essen und schlafen können Sie im Flugzeug, aber Carstairs muß sich mit eigenen Augen davon überzeugen, daß Sie am Leben sind. Offenbar kann er es nicht glauben. Wir brechen auf, sobald Bill sich den Arm angesehen und Farrell mit schmerzstillenden und desinfizierenden Mitteln vollgepumpt hat.«

»Aber ich stecke noch immer in den Kleidern der Frau des Ziegenhirten«, ächzte Mrs. Pollifax, »und ich konnte nicht baden, sondern mir nur das Gesicht waschen, und meine Läuse haben sich vervielfacht. Ist denn den Erschöpften niemals Ruhe vergönnt?«

»Nie, zumindest nicht in diesem Beruf.« Grinsend ergänzte er: »Vielleicht werden Sie nie in der Zeitung stehen, aber nicht jeder kann sich rühmen, daß eigens für ihn ein Düsenflugzeug abkommandiert wird.« Er blickte auf seine Uhr. »Jetzt ist es sieben Uhr, europäische Zeit. Das Auto wartet. Innerhalb einer Stunde sitzen Sie im Flugzeug und werden knapp vor Mitternacht in Amerika landen.

Und Ihre nächste Adresse dürfte Walter Reed Hospital heißen, alter Freund.«

Farrell nickte. »Das fürchte ich auch.«
»Amerika«, wiederholte Mrs. Pollifax sehnsüchtig.

Sie saßen Carstairs in seinem Büro gegenüber. Die Lampen waren abgeblendet, und es gab Zigaretten für Farrell und heiße Suppe und Kaffee für beide. Farrells Arm ruhte in einer Schlinge, er hatte vier Spritzen und sieben Stunden Schlaf im Flugzeug hinter sich, aber er sah noch immer sehr blaß und durchsichtig aus. Nach einem Blick auf ihn sagte Carstairs: »Ich werde Sie nicht lange aufhalten. Es geht mir nur darum. Ihre Erlebnisse in kurzen Umrissen auf Tonband festzuhalten. Sie werden staunen, wie rasch Ihnen Ihre eigenen Abenteuer unglaublich erscheinen werden, sobald Sie sich erst etwas erholt haben. Im Augenblick sind sie ihnen noch frisch im Gedächtnis, und das brauchen wir. Sie haben General Perdido gesehen - der ist uns wichtig. Sie waren in Albanien und haben Erfahrungen in einem Lande gesammelt, über das wir nur wenig wissen.« Sein Gesicht wurde weicher. »Und darf ich Ihnen beiden gratulieren, daß Sie Dr. Lee Tsung Howell befreit haben?«

»Sie dürfen«, grinste Farrell.

»Und zu Ihrer eigenen Rettung. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich Sie beide längst aufgegeben hatte.«

»Was Sie nicht sagen!« rief Mrs. Pollifax geschmeichelt.

»Jetzt werde ich Bishop rufen«, fuhr Carstairs fort. »Er wird sich einige Notizen machen, aber das meiste wird heute auf Band aufgenommen werden, die Einzelheiten können wir morgen nachtragen. Ich hoffe. Sie fühlen sich durch das Tonband nicht gehemmt?«

»Zu müde«, sagte Mrs. Pollifax.

Bishop war eingetreten, und Mrs. Pollifax fragte: »Womit soll ich beginnen?«

»Mit Ihrer Entführung«, sagte Carstairs. »Fangen Sie dort an, wo sie Johnny kennengelernt haben.«

Sie nickte. »Wir haben Suppe und Kaffee bekommen - von den Männern in der Hütte.« Holprig und dann mit wachsendem Schwung berichtete sie von ihrem Flug nach Albanien, den anschließend dort verbrachten Tagen, und Farrell fiel ihr ab und zu ins Wort, um etwas besonders hervorzuheben.

Carstairs unterbrach sie nicht, bis Mrs. Pollifax die Raketenbasis erwähnte.

»Was sagen Sie da?« explodierte er.

»Waren Sie davon noch nicht unterrichtet?« fragte Mrs. Pollifax zweifelnd.

»In Albanien ist unser Nachrichtendienst nicht besonders ausgebaut«, bemerkte er trocken. »Nein, davon haben wir nichts gewußt. Sie sind ganz sicher, daß es eine Raketenbasis war?«

»Nein, aber Oberst Nexdhet hat es mir gesagt.«

»Wer...?«

Farrell grinste. »Lassen Sie sie erzählen, es wird immer spannender.«

Mrs. Pollifax fuhr fort und endete mit den Worten:

»... und wir glaubten, daß die beiden Männer tot in den Booten liegen, also segelten wir direkt aufs offene Meer hinaus, und der Dschinn - wollte sagen, Dr. Howell - war kaum mehr bei Bewußtsein. Anfangs sind wir allen Booten ausgewichen, die wir von weitem gesehen haben, aber als wir schließlich überzeugt waren, in Sicherheit zu sein, da hat uns niemand zur Kenntnis genommen. Wir haben den Schiffen zugewinkt, und sie haben zurückgewinkt.«

»Die dachten, wir machen einen Ausflug«, bemerkte Farrell trocken.

Carstairs lächelte und stellte das Tonband ab. »Tolle Geschichte... Lassen wir es im Augenblick dabei bewenden. Die Hauptsache ist, daß Sie beide am Leben sind und nach allem, was ich eben gehört habe, ist das beinahe ein Wunder.«

Farrell sagte nüchtern: »Sie gehen so geflissentlich über den Anfang hinweg. Über Mexico-City, meine ich. Vermutlich ist das ganze Unternehmen dort geplatzt. Hat es de Gamez erwischt?«

Carstairs seufzte. »Tut mir leid, daß Sie danach fragen.« Er beugte sich über Zigarette und Feuerzeug und vermied es, Farrell anzusehen.

»Den einen findet man, den anderen verliert man. Seien Sie froh, daß es Ihnen gelungen ist, Dr. Lee Tsung Howell zurückzubringen und sich selbst zu retten.« Er stellte das Feuerzeug auf den Tisch und sah Farrell voll an. »Ja, Johnny de Gamez ist tot. Er wurde am 17. August ermordet.«

»Verdammt«, sagte Farrell empört.

Mrs. Pollifax fühlte, wie es ihr kalt über den Rücken rieselte. Leise sagte sie: »Das tut mir unendlich leid. Er war so warmherzig und so ein guter Mensch. Ein wirklicher Kavalier.«

Carstairs wurde plötzlich ganz still. Langsam wandte er den Kopf, um Mrs. Pollifax anzusehen, und sein Schweigen wirkte betroffen.

Schließlich sagte er vorsichtig: »Aber woher können Sie das denn wissen, Mrs. Pollifax, wenn Sie doch nie mit dem wahren Señor de Gamez zusammengekommen sind?«

»Aber das bin ich doch«, berichtete sie eifrig. »Natürlich nicht am 19. August, aber einige Tage nach meiner Ankunft in Mexico-City. Es ließ mir keine Ruhe, ehe ich wußte, wo der Buchladen war, verstehen Sie? Und nachdem ich ihn gefunden hatte, ging ich beinahe täglich daran vorbei. Und nachdem ich ihn im Laden gesehen hatte, dachte ich, es könnte doch nichts schaden, einmal einen Sprung vorbeizumachen und ein bißchen in den Büchern zu kramen.«

»Weiter«, verlangte Carstairs mit belegter Stimme.

»Das tat ich also, und wir haben sehr nett zusammen geplaudert, Señor de Gamez und ich.«

»Wann? An welchem Tag?« drängte er.

»Warten Sie mal - das war vier Tage vor dem 19. August, glaube ich. Das wäre also der 15. August gewesen. Ja, es war bestimmt der 15. August.«

»Und wovon haben Sie geplaudert?« verlangte Carstairs so brüsk zu wissen, daß Farrell ihn erstaunt ansah.

»Ach, darüber, ohne Begleitung zu reisen, und über unsere Enkelkinder und ob ich Patiencespielen könnte. Er hat mir ein Buch geschenkt, das hieß: ›77 Arten des Patiencespiels‹, und obzwar ich mich damals noch nicht für den Gedanken erwärmen konnte -«

»Mrs. Pollifax«, fiel Carstairs ihr mit erstickter Stimme ins Wort.

»Bitte?«

»Mrs. Pollifax, de Gamez hat am 9. August Ihr Foto bekommen.«

»Mein was?«

»Mrs. Pollifax, als Sie am 15. August den Laden zum Papagei betraten, da wußte de Gamez, wer Sie sind. Begreifen Sie, er wußte, wer Sie sind!«

Mrs. Pollifax holte hörbar Luft.

»Er muß überdies ziemlich genau darüber im Bild gewesen sein, daß er überwacht wurde. Mrs. Pollifax, wiederholen Sie mir jedes Wort, das er Ihnen gesagt hat, und verraten Sie mir, wo ich dieses Buch finden kann.«

»Aber in dem Buch war doch nichts«, versicherte sie ihm. »Die anderen haben das auch geglaubt. Ich habe nur vergessen, Ihnen davon zu erzählen, aber General Perdido hat es tagelang vergebens durchleuchten lassen.«

Carstairs lehnte sich zurück und sah sie an. Langsam und mit Betonung sagte er: »Falls de Gamez die Mikrofilme erhalten hat, Mrs. Pollifax, dann bin ich überzeugt, daß er Mittel und

Wege gefunden hat, sie Ihnen am 15. August zuzuspielen. Denken Sie scharf nach. Rekonstruieren Sie Ihren Besuch so genau wie möglich.«

Geduldig und sorgfältig berichtete Mrs. Pollifax von dem Vormittag ihres ersten Besuchs. Da waren die Memoiren. Der Schrei des Papageis. Das Gespräch über Óle, über allein unternommene Reisen, über amerikanische Gänse und schließlich das geschenkte Buch über die Formen des Patiencespiels. »Er hat beide Bücher in weißes Papier eingeschlagen«, erinnerte sie sich stirnrunzelnd, »aber inzwischen waren zwei andere Kunden gekommen, und deshalb bin ich gegangen.«

»Versuchen Sie es noch mal«, sagte Carstairs.

Wieder schilderte Mrs. Pollifax ihren Besuch, und wieder entdeckte sie nichts. »Die beiden anderen Kunden waren eingetreten, und er hat mir noch einen angenehmen Aufenthalt in seinem Land gewünscht, und dann - oh«, rief sie, »die Karten!«

»Karten?« wiederholte Carstairs und beugte sich näher.

»Ja, natürlich«, sagte sie betroffen. »Wie habe ich die nur vergessen können! Ich war eben an der Tür angelangt, da rief er mir nach: ›Aber wie können Sie denn Patienen legen, wenn Sie keine Karten haben, Señora?‹, und er hat mir ein Päckchen zugeworfen. Einfach quer durch den Laden zugeworfen. Und dazu gesagt: ›Wie nennen die Amerikaner das? Ein Geschenk des Hauses?‹, und ich habe sie aufgefangen. Ich habe beide Arme gehoben, und sie wie einen Ball aufgefangen, und sie in meine Handtasche gesteckt. Aber er würde mir auf diese sorglose, impulsive Art doch bestimmt nichts Wertvolles zuwerfen, oder meinen Sie...«

Carstairs' Stimme vibrierte erregt. »Genau auf diese Art würde sich ein Mann, der sich beobachtet fühlt, von einem gefährlichen Besitz trennen. Mrs. Pollifax, was ist aus diesen Spielkarten geworden?«

Ungläubig sagte Farrell: »Herzogin, die Karten, mit denen Sie in Albanien gespielt haben, waren doch nicht etwa -?«

»Aber natürlich«, belehrte sie ihn und sagte zu Carstairs: »Die stecken hier in meiner Tasche.«

Carstairs sah sie fassungslos an. »Sie tragen sie bei sich? Sie haben diese Karten noch?«

Farrell begann zu lachen. »Was heißt haben, Carstairs! Die Herzogin hat tagein, tagaus endlos vor der Nase der Wächter mit diesen Karten gespielt, und sogar vor General Perdido! Ob sie die Karten hat! Sie hat uns alle damit beinahe zum Wahnsinn getrieben!«

Mrs. Pollifax warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu, langte in ihren zweiten Unterrock, zog das Kartenspiel hervor und legte es auf den Schreibtisch. Lange Zeit starrte Carstairs die Karten an, als traue er seinen Augen nicht. Dann griff er danach und betastete sie vorsichtig. »Mit einer Plastiksicht versehen«, sagte er beinahe unhörbar. »Bishop, sausen Sie mit diesen Karten wie ein geölter Blitz in unser Labor. Wie ein geölter Blitz, Bishop - wir vermuten Mikrofilme.«

»Ja, Sir«, sagte Bishop atemlos, und die Tür schloß sich hinter ihm.

Carstairs lehnte sich zurück und sah Mrs. Pollifax ungläubig an.

»Dieses Gefühl kenne ich«, sagte Farrell. »Sie steckt voll Überraschungen, nicht wahr?«

»Das kann man wohl sagen.« Carstairs schüttelte den Kopf, und ein leises Lächeln spielte um seine Mundwinkel. »Und vor zehn Tagen habe ich noch gedacht, ich hätte ein unschuldiges Lamm in die Höhle des Löwen entsandt. Sie scheinen über einen unerschöpflichen Einfallsreichtum zu verfügen, Mrs. Pollifax.«

»Das macht mein Alter«, sagte sie bescheiden.

»Und falls diese Karten wirklich...« Wieder schüttelte Carstairs den Kopf. »Tja, dann wäre in Mexiko überhaupt nichts

geplatzt. Es ist unvorstellbar, einfach unvorstellbar.«

»Ich begreife bloß nicht, weshalb mir die Karten nicht gleich eingefallen sind«, sagte Mrs. Pollifax. »Ich habe sie in Gedanken stets mit Señor de Gamez identifiziert, und doch war es mir gänzlich entfallen, daß er sie mir zugeworfen hat. Nennt man so etwas nicht eine geistige Blockierung?«

Das Telefon schrillte, und Carstairs hob ab. »Carstairs.« Er hörte zu und grinste. »In Ordnung. Danke, Bishop.« Er legte den Hörer auf und lächelte Farrell und Mrs. Pollifax zu. »Der erste Mikrofilm wurde bereits gefunden. Tirpak hat zwei Spiele mit besonders dünnen Karten benützt. Er hat den Rücken der einen Karte an die Vorderseite der anderen geklebt, dazwischen den Film gelegt und das Ganze mit einem speziellen Plastikmaterial überzogen. Falls das eine geistige Blockierung ist, Mrs. Pollifax«, setzte er temperamentvoll hinzu, »dann sei sie gesegnet. General Perdido hätte sofort durchschaut, daß Sie ihm etwas verbergen - falls Sie die Art, wie Sie zu diesen Karten gekommen sind, nicht völlig verdrängt gehabt hätten. Dieser Umstand hat Ihnen bei dem Verhör zweifellos das Leben gerettet, und er hat unserem Land unschätzbare Informationen bewahrt.« Er schüttelte den Kopf. »Mrs. Pollifax, wir stehen in ihrer Schuld.«

Sie lächelte und sagte freundlich: »Wenn ich bloß ein Bad nehmen und andere Kleider haben könnte... Ich wüßte wirklich nicht, was ich mir im Augenblick mehr wünschen könnte.«

Carstairs lachte. »Verlassen Sie sich darauf, daß beide Wünsche noch in dieser Stunde in Erfüllung gehen werden. Und für Sie, Johnny, engagiere ich ein Aufgebot schöner Krankenschwestern.«

Farrell erhob sich mühsam und ging zu Mrs. Pollifax. Er beugte sich zu ihr und gab ihr einen Kuß. »Ich sage Ihnen nicht Lebewohl, Herzogin, das brächte ich einfach nicht fertig. Wagen Sie es ja nicht, aus Washington abzureisen, ohne mich vorher an meinem Schmerzenslager zu besuchen.«

Mrs. Pollifax blickte zu ihm auf und strahlte ihn an. »Ich werde Ihnen Rosen mitbringen, das verspreche ich Ihnen, mein lieber Farrell, und um Ihnen zu beweisen, wie kurzsichtig und voll Vorurteilen Sie waren, werde ich Ihnen auch ein Spiel Karten mitbringen und Ihnen ein oder zwei Arten des Patiencelegens beibringen.«

Er lächelte nicht, sondern sagte tiefernt: »Das ist ein kleiner Preis für mein Leben, Herzogin... Gott segne Sie, und ich wünsche Ihnen ein wunderschönes Bad.«

Mrs. Pollifax stellte ihren Koffer vor der Tür des Appartements 4-A ab und kramte in ihrer Handtasche nach dem Schlüssel. Es erschien ihr wie eine Ewigkeit, daß sie zuletzt hier gestanden hatte, und es erfüllte sie mit einem geheimen Schauer, daß die Äußerlichkeiten des Lebens so unverändert bleiben konnten, obwohl sie sich so anders als zuvor fühlte. Während sie den Schlüssel ins Schloß steckte, wurde die gegenüberliegende Tür aufgerissen, und das Sonnenlicht fiel auf die schwarzweißen Fliesen des Flurs. »Mrs. Pollifax, da sind Sie ja endlich!« rief Miß Hartshorne.

Mrs. Pollifax gab es einen Ruck. Sie drehte sich um und sagte: »Ja, da bin ich wieder, und wie ist es Ihnen ergangen, Miß Hartshorne?«

»Wie es schon so geht, danke. Sie müssen einen wunderbaren Aufenthalt gehabt haben, wenn Sie so lange geblieben sind.«

»Ja, wunderbar«, nickte Mrs. Pollifax leise lächelnd.

»Ich habe ein Paket für Sie. Es ist heute früh gekommen, und ich habe für Sie unterschrieben.« Miß Hartshorne hob beschwörend die Hand. »Rühren Sie sich nicht vom Fleck, ich bin gleich wieder da.«

Mrs. Pollifax wartete, und schon kehrte ihre Nachbarin mit einem Paket zurück, das in braunes Papier verpackt und versiegelt war.

»Es ist expreß direkt aus Mexico-City gekommen! Ich gebe

Ihnen auch gleich die Zeitung von gestern abend, damit Sie wissen, was sich hier ereignet hat.«

»Sehr lieb von Ihnen«, sagte Mrs. Pollifax. »Möchten Sie nicht auf eine Tasse Tee zu mir kommen?«

Miß Hartshorne machte ein entsetztes Gesicht. »Aber ich würde Ihnen doch nie im Leben jetzt zur Last fallen. Schließlich habe ich selbst meine Reiseerfahrungen und weiß, wie erschöpft Sie sein müssen. Ich hoffe nur, Sie laden mich bald ein, damit ich Ihre Diapositive bewundern kann.«

Mrs. Pollifax lächelte und sagte bedauernd: »Ich habe keine Aufnahmen gemacht, dazu war ich zu beschäftigt.«

»Was?« Miß Hartshorne war tief getroffen.

»Jawohl, viel zu beschäftigt. Sie würden staunen, wieviel ich zu tun hatte. Miß Hartshorne.« Energisch fuhr sie fort: »Sie müssen einfach jetzt bei mir Tee trinken, falls Sie Zeit haben. Ich glaube, wir haben noch niemals zusammen Tee getrunken, oder?«

Miß Hartshornes Gleichgewicht geriet ins Wanken. »Nein - wirklich nicht«, sagte sie verwundert.

Mrs. Pollifax stieß die Tür auf und trat ein. »Setzen Sie sich, ich stelle das Wasser auf und dann komme ich zu Ihnen.« Sie ließ das Paket und die Zeitung auf der Couch liegen. »So«, sagte sie und kam ins Zimmer. »Gleich ist es soweit.« Von ihrem Stuhl aus konnte sie die Schlagzeilen der Zeitung lesen, die Miß Hartshorne ihr gebracht hatte: GERETTETER FORSCHER AUF DEM WEG DER BESSERUNG. DR. HOWELL STELLT SICH MORGEN DER PRESSE.

Mrs. Pollifax lächelte befriedigt.

»Ihr Paket«, erinnerte Miß Hartshorne.

»Wie, bitte?«

»Das Paket. Sterben Sie nicht vor Neugier, oder ist es etwas, das Sie selbst in Mexico bestellt haben?«

Überrascht sah Mrs. Pollifax das neben ihr liegende Paket an. »Nein, ich habe nichts bestellt, und ich bin sogar höchst neugierig. Würden Sie mir die Schere vom Tisch reichen, Miß Hartshorne? Ich mache es gleich auf.«

Sie schnitt die Verschnürung durch. Der inliegende Karton trug das Schildchen eines sehr teuren Ladens in der Nähe des Hotels Reforma Intercontinental. »Nein, so etwas!« murmelte sie und riß den Karton ungeduldig auf. »Umhängtücher!« stotterte sie.

»Wie schön!« sagte Miß Hartshorne ehrfürchtig. »Ein Geschenk? Müssen Sie aber viele neue Freunde gewonnen haben, Mrs. Pollifax.«

Mrs. Pollifax hob das erste Tuch hoch, dann das zweite, bis die Couch von den leuchtenden Farben der Tücher flammte.

»Sechs!« rief Miß Hartshorne.

»Wirklich«, sagte Mrs. Pollifax strahlend. »Eines für jedes Enkelkind.

Ist das nicht schön?« Dann bemerkte sie die Karte, die zwischen den Falten des letzten Tuches steckte. Darauf stand schlicht und einfach: »Mit der Bitte um Vergebung und vielen Dank, Carstairs.«

Carstairs... Gerührt dachte sie: »Wie aufmerksam von einem so vielbeschäftigten Mann.« Sie sah sich in ihrer Wohnung um, blickte auf die vertrauten Möbel, die Sonnenkringel auf den Teppichen, die Atmosphäre ungefährdeter Behaglichkeit, und für Sekunden marschierte eine Reihe außergewöhnlicher Menschen durch ihre Gedanken: ein Ziegenhirte und seine Frau, ein Dschinn, der sich über eine Landkarte beugte, Oberst Nexdhet mit dem Walroßschnurrbart, Lulasch, Major Vassovic und ein Mann namens John Sebastian Farrell, der Schmerzen mit Heiterkeit hinzunehmen verstand. Lächelnd sagte sie: »Ich habe auf meiner Reise viele unvergeßliche Menschen getroffen. Miß Hartshorne. Vielleicht waren sie etwas schrullig, aber jeder

einzelne unvergeßlich.«

Gleichzeitig begann der Teekessel zu pfeifen und das Telefon zu klingeln. Mrs. Pollifax sagte hastig: »Oh, Miß Hartshorne, würden Sie den Tee eingießen? Die Teesäckchen befinden sich im Schrank über dem Herd und die Tassen ebenfalls.«

Miß Hartshorne lachte. Es war das erstemal, daß Mrs. Pollifax sie lachen hörte. »Wie ungezwungen Sie doch leben, Mrs. Pollifax. Das erinnert mich an meine Collegetage. Ich finde es richtig gemütlich.« Über die Schulter rief sie zurück: »Nennen Sie mich doch bitte Grace, ja?«

Aber Mrs. Pollifax hatte bereits den Hörer ergriffen. »Ach, Roger, du bist es!« rief sie erfreut aus. »Wie schön, deine Stimme zu hören, mein Lieber. Ja, ich bin soeben angekommen.« Sie hörte ihrem Sohn aufmerksam zu. »Besorgt?« wiederholte sie. »Du warst besorgt, weil ich telegraphiert habe, daß ich länger bleibe? Natürlich wollte ich dir schreiben, aber ich war so beschäftigt.« Mrs. Pollifax lachte plötzlich entzückt auf. »Mein lieber Roger, was hätte mir in meinem Alter und ausgerechnet in Mexico-City schon geschehen sollen...« Ihr Blick fiel auf die Umhängetücher auf der Couch. Mit einem leisen, sehr privaten Lächeln hob Mrs. Pollifax die Visitenkarte auf, die im Paket gelegen hatte, und steckte sie in ihre Tasche.